



<36616913760014

Die

heilige Mathilde,

ihr Gemahl Heinrich I. und ihre Söhne Otto I., Heinrich und Bruno.

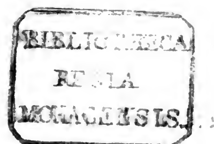
Ein Stück deutscher Geschichte

von

Ludwig Clarus.

Münster 1867.

In Commission der Theissing'schen Buchhandlung.



Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Capitel.

Seite

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Elftes Capitel.

Zwölftes Capitel.

Dreizehntes Capitel.

Vierzehntes Capitel.

Fünfzehntes Capitel.

Sechszehntes Capitel.

Siebzehntes Capitel.

Siebenundzwanzigstes Capitel. Seite

Achtundzwanzigstes Capitel.



Vorrede.

Von den bisherigen zahlreichen Darstellungen des Lebens der heiligen Mathilde, der Gemahlin Heinrichs des Finklers, unterscheidet sich die nachfolgende dadurch, daß sie aus dem engen Kreise der bloßen Biographie heraustritt. Ich überzeugte mich, als ich zu der von mir verlangten Abfassung des Lebens der heiligen Königin schritt, wie der Ruhm dieser erhabenen Frau unbillig geschmälert werden würde, wenn ich mich auf ihre Geschichte allein beschränkte, da sie ja über ein halbes Jahrhundert lang die Seele der Deutschland beherrschenden Dynastie gewesen und auf die Geschicke ihres Vaterlandes einen gar nicht zu berechnenden Einfluß geübt hat. Gegen Ende der Einleitung habe ich dieses näher anzudeuten versucht. Ich mußte deshalb über den mir ertheilten Auftrag hinausgehen und die Geschichte des Gemahles und der Söhne der Heiligen, welche ja eben die deutsche Geschichte dieses Zeitraumes unter Gottes Zulassung oder Leitung gemacht haben,

in meine Darstellung mit hineinziehen, um die Thätigkeit und Einwirkung der großen Frau desto glänzender hervortreten zu lassen.

Daß das Buch durchaus nach den Quellen gearbeitet worden, wird der gütige Leser schon beim bloßen Durchblättern finden. Ich setze ein Verdienst dieser Arbeit darin, daß ich diese Quellen, so viel als irgend möglich, wörtlich selbst habe sprechen lassen.

L. Clarus.



Erstes Capitel.

Zwei himmlische Verheißungen, eine Einleitung.

Paul Warnefrid, genannt der Diacon, der gelehrte Benedictiner, den Kaiser Carl der Große von Monte Cassino an seinen Hof berief und der hier im Kranze der aus allen Ländern berufenen Gelehrten, als einer der ersten Sterne glänzte, hat uns neben andern Schriften, auch eine Geschichte der Bischöfe von Metz hinterlassen.*)

Auf den Stuhl von Metz ward 614 der bisherige Major-Domus des Austrasischen Reiches, Arnulf, erhoben, nachdem seine Gemahlin, Doda, zu Trier in ein Kloster gegangen war. Nach 14 Jahren begab derselbe sich in die Einsamkeit und starb als Einsiedler und Heiliger i. J. 640.

Von diesem Arnulf nun meldet Paul Warnefrid: „Es beschied der ehrwürdige Mann seine beiden Söhne Ansegis und Clodulf vor sich. Weil er barmherzig war und stets den Werken frommer Milde oblag, suchte er beide Brüder zu bewegen, sie möchten ihre Zustimmung dazu geben, daß er alle seine Habseligkeiten unter die Armen vertheile. Da geschahe es, daß der ältere von ihnen, Clodulf, sich hierzu ganz und gar nicht verstehen wollte. Er konnte sich nicht entschließen, sein künftiges Erbtheil dem Vater zu wohlthätiger Verwendung zu überlassen. Der jüngere Sohn, Ansegis, dagegen, des festen Glaubens, es werde ihm durch Christi Barmherzigkeit ein Mehreres geschenkt werden, verhieß dem Vater bereitwillig, ihm in allen seinen Wünschen zu gehorsamen. Da dankte der ehrwürdige Vater dem Sohne und gab ihm die Verheißung, daß ihm mehr werden würde, als er aufgegeben und damit segnete er ihn und alle seine künftige Nachkommenschaft. Und sein Wort ist wahr geworden. Dem Ansegis wurden größere Schätze zu Theil, als die dahin gegebenen."

*) Pauli Warnefridi liber de episcopis Mettensibus (in Pertz monum. II. 264).

„Also fest hat sich der väterliche Segen ihm eingepflanzt, daß aus seinem Stamme so kraftvolle und tapfere Männer erwuchsen, daß der Franken Herrschaft mit Recht auf seine Enkel übertragen wurde. Denn merk' auf! Mit wenigen Worten will ich dir das zeigen: Ansegis*) wurde der Vater Pipins (v. Heristall), eines Helden, den keiner an Kühnheit je übertroffen. Dieses Pipin Sohn war Carl (Martell), den Tapfersten vergleichbar, der unter andern großen Kriegen insonderheit die Saracenen also niederhämmerte, daß dieses trotzige und treulose Volk bis auf den heutigen Tag (um 790) die Waffen der Franken fürchtet. Diesem entsproß der Sohn Pipin (der Kurze), nicht minder durch Weisheit, wie durch Tapferkeit ausgezeichnet, der mit wunderbarem Glücke die Vasconen, seit lange Rebellen, sammt ihrem Fürsten Waiferus, im Kampfe überwältigte und der fränkischen Herrschaft unterwarf. Als Sohn erwuchs ihm der große König Carl, der das Frankenreich, wie nie zuvor, erweiterte. Unter anderen großen und staunenswerthen Thaten, die er vollbracht, hat er endlich auch das gesammte Volk der Langobarden, das sein Vater schon zweimal besiegt hatte, — nachdem er vorher deren einen König, Desiderius, gefangen, den andern, Adelgis, der mit dem Vater gemeinschaftlich herrschte, nach Constantinopel vertrieben — ohne eine harte Schlacht, seiner Botmäßigkeit unterworfen und, was selten zu geschehen pflegt, er hat seinen Sieg durch schonende Mäßigung gemildert. Ferner hat er die Römer und des Romulus Stadt selber, die seit lange nach seiner Gegenwart sich sehnte und damals unter dem Drucke der Langobarden seufzte, aus harten Drangsalen befreit und seinem Scepter beigefügt, ganz Italien nicht minder seiner milden Herrschaft unterthan gemacht — ein Mann, von dem man nicht weiß, was man mehr an ihm bewundern soll: seine Tapferkeit im Kriege, oder seine glänzende Weisheit, oder seine Meisterschaft in allen seinen Künsten."

Also Paul Warnefrid, welcher versichert, wie er die Weissagung des heiligen Arnulf und anderes Wunderbare, das er von demselben berichtet, „nicht von dem ersten besten geringen Menschen erfahren, sondern aus dem Munde des Bürgen jeder Wahrheit, von dem erhabenen Könige Carl selbst, der es mir erzählt hat, er, der vom Stamme des seligen Arnulf entsprossen, sein Enkel im dritten Grade ist."

Paulus Diaconus, selbst kein Seher, bezeugt nur die Erfüllung von Arnulfs Segen bis auf seine Zeit. Er wußte, als er das Mitgetheilte schrieb, noch nicht, daß Carls größte That die Wiederherstellung des abend-

*) Gemahl der Begga, einer Tochter Pipins von Landen.

ländischen Kaiserthums sein und diese That einer von Gott eingegebenen Idee entsprossen war, deren tausendjährige Nachwirkung die Aechtheit ihres himmlischen Ursprunges verbürgt. Diese That drückte wirklich zehn Jahrhunderten ihr weltgeschichtliches Gepräge auf. Erstarb auch anscheinend der göttliche Funken der Idee, von der sie erzeugt worden, unter Carls allmählich entartenden Nachkommen, nachdem sie in dem Bastarde Arnulf noch einmal aufgeflackert war, so war er doch nicht gänzlich erloschen.

Die Entwickelung, die Carl begonnen, konnte unberechenbar gehemmt, aber nicht durchaus vertilgt werden. Sie mußte einmal zum Ziele gedeihen. Zu fest waren die kirchlichen und staatlichen Ordnungen von Carl gegründet, zu weit war auf ihren Grundlagen das nationale Leben gediehen, als daß abermals ganze Völkerstämme und Staaten hätten vertilgt werden können. Es war nicht Gottes Wille, daß die Idee des abendländischen Kaiserthums im Erbgange von Vater auf Sohn, solchem Mitleiden unter der Familien-Degeneration ausgesetzt und zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt bliebe, wie es schon unter Arnulfs Sohne der Fall war.

Der fränkische Stamm hatte durch sein Aufgehen in das unfränkische, romanische oder welsche Wesen seine germanische Ursprünglichkeit und Energie eingebüßt und sich zum Träger, Darsteller und Repräsentanten jener genannten Idee eines Gottesreiches auf Erden, unfähig erwiesen. Kaiser Arnulf hatte dieselbe über den Rhein in Länder hineingerettet, welche von Völkern bewohnt waren, die, obwohl von der Entwickelung der Geschicke des Erdtheils mannichfach berührt und dabei thätig, doch bisher auf dem allgemeinen Schauplatze keine durchgreifende Rolle gespielt und ihre ursprüngliche Natur bewahrt hatten. Obwohl nach Stämmen sich scheidend, waren diese Völker doch in Sprache, Sitte und Denkweise gleichartig und begannen ihre Verwandtschaft, wenigstens in der Sprache, schon selbst zu begreifen.

Diesen Völkern gab die Vorsehung große Fürsten, welche die Bande der Gemeinschaft unter den Stämmen diesseits des Rheins mehr und mehr stärkten und in der Form der Wahl-Monarchie das abendländische Kaiserthum, das ein bedeutungsloser Titel der machtlosen Könige von Italien geworden war, allmählich auf den höchsten Gipfel seines Glanzes erhoben. Diese welthistorische Veränderung finden wir ebenfalls durch eine Weissagung eingeleitet, welche uns in einer, der von Warnefrid bekundeten Karolingischen ähnlichen, künftigen Segen verheißenden und denselben an aufopfernde, mildthätige Frömmigkeit knüpfenden Stammessage des sächsischen Hauses erhalten ist.

Auch diese Weissagung enthält die Verheißung von der kaiserlichen Größe eines edeln, sächsischen Geschlechtes. Die Weissagung hat uns die durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Gandersheimer Klosterfrau, Roswitha, in ihrem Carmen de primordiis coenobii Gandersheimensis aufbewahrt. Zum Verständnisse derselben diene folgende Vorbemerkung:

Einer der ersten unter den altsächsischen Edelingen, welche sich Carl dem Großen anschlossen, war Eckbert, der Sohn Bruno's, eines Fürsten der sächsischen Angrarier. Die Stammgüter seines Geschlechtes lagen in Westphalen und Engern von der Ruhr und Lippe bis zur Weser hin. Diesen trat hinzu die ansehnliche Mitgift, welche Carl seiner Base Ida gab, die er an Eckbert vermählte. Ida*) war seines Oheims Bernhard Tochter und die Schwester der durch Geist, Charakterfestigkeit und heiligen Sinn ausgezeichneten Brüder, Adalhard und Wala, welche sich mit großem Eifer der Bekehrung der Sachsen annahmen und die Abtei Corvey stifteten. Dem Eckbert übertrug Carl nicht allein die Führung des Heerbannes in den westlichen Theilen des Sachsenlandes, sondern auch die Vertheidigung der Nordgrenze des Reiches wider die Dänen.

Ida, diese Enkelin Carl Martells, ward durch Eckbert Mutter des Grafen Liudolf. Dieser vermählte sich mit Oda, einer fränkischen Frau von vornehmster Abkunft, der Tochter des Fürsten Billung und der frommen Eda. Er gelangte zu noch größerm Reichthum und höherer Macht, als der Vater. Mit Oda pilgerte er nach Rom, von wo er die Gebeine der Päpste Anastasius und Innocenz heimbrachte, denen zu Ehren er das Kloster Gandersheim stiftete, dessen erste Aebtissin seine älteste Tochter Hathumoth ward.**) Außer dieser Hathumoth und ihrem geistlich gewordenen Bruder

*) Sie starb in demselben Jahre mit Carl dem Großen, am 4 September 814, zu Herzfeld, in der von ihr an die dortige Kirche gebauten Halle und wurde in dem steinernen Sarge begraben, den sie schon lange vor ihrem Tode hatte anfertigen lassen. So lange sie lebte, ließ sie den Sarg täglich zweimal, mit Lebensmitteln und sonstigen Gaben für Kranke und Arme füllen, welche sie dann an diese, die zur bestimmten Zeit an ihrer Thür erschienen, austheilte. Nachdem viele Wunder an ihrem Grabe geschehen, erhob Bischof Dodo von Münster i. J. 980 die Gebeine der Seligen zur Verehrung auf den Altar und erklärte die für eine Heilige, welche durch des Volkes Stimme schon lange als solche verehrt war. S. Leifert: die heilige Ida. Münster 1859.

**) Nach dem Heimgange dieser gottbegnadigten Jungfrau widmete ihr Bruder Agius »ein unwürdiger Priester durch die Gnade Christi,« wie er sich selber nennt, ihren verwaisten, geistlichen Töchtern, nebst einer Lebensgeschichte der Seligen, auch Trauergesänge, in denen sich vor uns ein hohes, ernstes und

(Agius), gebar Oda ihrem Gemahle, nachdem ihr ein Sohn und drei Töchter in frühester Jugend gestorben, noch sechs Töchter und drei Söhne. Vier der Töchter nahmen den klösterlichen Schleier gleich Hathumoth, Liudgarde ward die Gemahlin Ludwigs des Jüngern (eines Sohnes Ludwigs des Deutschen) und Eda ging im Lande eine ehrenvolle Ehe ein. Von seinen Söhnen überlebten den im Jahre 866 gestorbenen Liudolf nur Bruno und Otto. Bruno, der ältere, fiel aber 880 in einer Schlacht wider die Dänen. Ueberlebend blieb nur Otto, welcher unter dem Namen der Erlauchte, in der Geschichte als Herzog von Sachsen gefeiert ist.

Auf dieses Otto Großmutter, Eda, des Fürsten Billung Gemahlin, bezieht sich die (oben gedachte,) von Roswitha mitgetheilte Stammessage. „Eda," so lautet dieselbe, „die gottesfürchtige, eine hochherzige Frau preiswürdigen Andenkens, pflegte gar häufig, sich und ihr Leben dem Herrn im inständigen Gebete anheim zu stellen und Gott mit milden Werken zu dienen. Da geschahe einst Etwas. Es war in den ersten Frühstunden, eben durchbrach das aufglänzende Morgenlicht die nächtliche Finsterniß. Sie lag, ihrer Gewohnheit nach, auf ihren Knieen vor dem Altare Johannes des Täufers und bestürmte den Himmel mit heißen Gebeten. Da sie ihren Geist durch die frommen Uebungen erleichtert fühlte, erblickte sie den Fuß einer Gestalt, die vor ihr stand. Verwundert schaute sie auf, spähend, wer es gewagt, sie an der stillen Stätte in so früher Stunde in ihrem geheimen Gebete zu stören. Sie erhob die Stirn von der Erde und ein wenig den Kopf wendend, sahe sie einen Jüngling, strahlend in wunderbarem Glanze. Er war angethan mit einem härnem Gewande von goldgelber Farbe, als wäre es gewoben aus den Haaren des gekrümmten Kameeles. Der blendenden Weiße seines schönen Antlitzes verlieh ein spärlicher Bart, gesellt zu schwarzen Haupthaaren, einen gewissen Ausdruck lichter Glorie. Sie starrte ihn an. Kein Sterblicher schien ihr der Strahlende. Von heftigem Schauer, nach der Weise eines Weibes, überwältigt, sank sie vor ihm zur Erde nieder. Mit sanfter Rede aber die Zitternde beschwichtigend, sprach der Jüngling:

„Zittere nicht und fürchte Dich nicht! Sondern erfahre beruhigten „Herzens, wer ich bin. Großen Trost Dir zu bringen, bin ich genahet;

liebliches Bild demüthiger Andacht, gewissenhafter Pflichterfüllung, fleckenloser Reinheit, liebreicher Sanftmuth und Milde und unermüdlichen, stillen Wohlthuns entwickelt. Der Dichter Fr. Rückert hat dieses rührende Denkmal zärtlicher Bruderliebe unter dem Titel: Das Leben der Hadumod, 1845, in's Deutsche übersetzt. Derselbe Agius ist ohne Zweifel auch der Dichter der unter dem Namen: Saxo Poeta bekannten poetischen Annalen Carl's des Großen.

„denn wisse, Johannes bin ich, dem einst die Gnade zu Theil geworden, „Christus mit des Jordans klarer Fluth zu benetzen. Weil Deine An- „dacht uns so oft geehrt, so verkünde ich Dir: Deines Stammes erlauchte „Sprossen werden heiligen Jungfrauen ein Kloster und dem Reiche „Frieden und triumphirende Herrschaft begründen, so lange nämlich sein „heiliger Glaube durch der Könige Eifer in Kraft und Blüthe stehet; „darum werden Deine Enkel einst in den kommenden Jahrhunderten auf „dem Gipfel mächtiger Ehre solchen Glanzes strahlen, daß der Erden- „könige keiner in seinen Tagen ihnen an Herrschergewalt verglichen wer- „den mag."

„Also sprach er und verschwand plötzlich, um zu den Himmelshöhen zurückzukehren. Die Ahnfrau, die gütige, blieb zurück mit dem süßen Troste, den ihr der himmlische Bote gebracht. Und diese große Verheißung eines so hochherrlichen Schmuckes, drückte insbesondere ihr Siegel der glorreichen Nachkommenschaft der Fürstin Oda auf, deren ruhmvoller Sohn, Herzog Otto (der Erlauchte) den König Heinrich erzeugte, der des Reiches Scepter so wohl zu führen wußte und der Vater Otto's (des Großen) wurde, jenes glorreichen, hochverehrten Fürsten, der an des Vaters Stelle, gestützt durch die Kraft des ewigen Königs, zuerst die Herrschaft über Sachsen führte, und dann, gesegnet von göttlicher Gnade, den Thron des römischen Reiches mit dem Scepter kaiserlicher Gewalt, ein Würdiger, empfing und seinen gleichnamigen, nicht minder gesegneten Sohn (Otto II.)(*), unter des Ewigem milden Beistande des gleichen Herscherstuhles und der gleichen Ehre theilhaftig machte."

Wie deutlich auch sonst beide Weissagungen, sowohl die dem heiligen Arnulf, als die der frommen Oda gewordene, sein mögen, so war in denselben doch für diejenigen, an welche sie gerichtet waren und deren dadurch betroffene Nachkommen noch Manches verschleiert geblieben.

Wenn Gott einem Sterblichen die Geheimnisse der Zukunft offenbart, geschieht es stets mit einem gewissen Vorbehalte. Durch die Offenbarung will er zeigen, daß er Herr derselben ist und sie bereits vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden vorbereitet hat. Der Vorbehalt, womit die Offenbarung geschiehet, soll aber belehren, daß mit der Offenbarung nicht blos unsere Neugierde befriedigt, sondern nur unser Glaube erbauet werden soll. Diejenigen, welche die Offenbarung angeht, sollen, wenn die Ereignisse

*) Auf Bitten dieses Kaisers (damals noch Königs), verherrlichte Roswitha die Thaten seines großen Vaters in einem, beiden Ottonen gewidmeten lateinischen Gedichte, dem: Panegyricus in laudem et gesta Ottonis Magni.

derselben sich erfüllen, durch dieselben noch von irgend einer Seite überrascht werden.

Arnulf's, wie Eda's Sippe gaben der Welt einen Reichthum von Religion und wissenschaftlichem Sinne, an tapfern, religiösen Männern, an frommen, wohlwollenden, starkmüthigen, geistig gebildeten Frauen, wie kaum irgend ein anderes Haus. Diese, Jahrhunderte lang andauernde Fülle ausgezeichneter Eigenschaften und Befähigung, lassen Arnulf's und Eckbert's Häuser als auserwählte und von Gott besonders geliebte Geschlechter erscheinen, denen eine außerordentliche, providentielle Mission zugedacht worden. Die Weissagungen sollten das Bewußtsein derselben unter den Mitgliedern lebendig erhalten und sie anfeuern, die ihnen obliegende Sendung zu erfüllen, deren ganzes Gefüge erst nach Vollendung ihrer Zeiten dem Betrachter der Geschichte vor Augen liegt. Die Weissagungen waren hell genug, um den Mitgliedern der mit der Mission betrauten Geschlechter, die etwa nicht an sie glaubten, jede Entschuldigung, für ein etwaniges Nichtmitwirken für die Mission zu entziehen, aber doch wieder dunkel genug, um dem Glauben an die Berufung zu jener Mitwirkung sein Verdienst zu sichern. Die Arnulfinger und Eckbertiner sollten nicht glauben, sie hätten aus eigenem Sinne und Erfinden die Idee der Erneuerung des abendländischen Kaiserthums geboren und mit eigener Kraft die Verwirklichung zu Stande gebracht. Daran sollten die Weissagungen sie erinnern, welche ihnen dagegen den Lohn deutlich genug zeigten, der auf die redliche Betheiligung beim Mitstreben nach dem erhabenen Ziele gesetzt war.

Es findet so unter den auf dieses Ziel hin gemeinsam gerichteten Bemühungen der Nachkommen Arnulf's und Eda's eine gewisse Solidarität Statt. Die Summe derselben bildet den Schatz, um welchen das hohe Kleinod erworben und der Siegerpreis: das abendländische Kaiserthum, das den Schirm der Einheit der Kirche Christi zu bilden hatte, gewonnen werden sollte. Ein göttlicher Instinct leitete Carl den Großen, schon vorbereitend auf die Erfüllung der Eda gewordenen Weissagung hinzuwirken. Gott hatte ihm nach der Besiegung der Sachsen den brennenden Wunsch in die Brust gegeben, diesen Stamm mit dem der Franken auf das Innigste zu verbinden. Keiner hatte, wie er, begriffen, welche werthvolle Schätze in dem deutschen Volksgeiste ruheten und aus demselben zur Bereicherung der Welt an das Tageslicht sich ziehen ließen. Er erkannte, wie für die universelle Bildung, zu der das Christenthum die Tendenz in sich trägt, keine Nation eine größere Anlage besitze, als die Deutsche.

Daher diese auffallende Begünstigung der Ehen zwischen den edeln Geschlechtern beider Stämme.

Schon des Agius Mittheilungen zeigen zur Genüge, wie vielfach in seiner Familie das edelste sächsische und das edelste fränkische Blut widukindisches und karolingisches sich mischten. Carl mochte ahnen, daß die Blüthe und die Kraftzeit des fränkischen Stammes in seiner Unvermischtheit dem Untergange zuneige und daß in Folge dieser Zustände die Herrschaft von den Franken auf die Sachsen übergehen werde. Er schaute vielleicht im Geiste, wie die junge, lustig aufblühende, von ihm gepflanzte deutsche Kaisermacht unter seinen schwachen Nachfolgern zusammenbrechen und das von ihm mit neuer Kraft ausgerüstete Papstthum Spielball einer frechen, italienischen Schandwirthschaft werden sollte. Der Mönch Widukind von Corvey ahnete Carl's des Großen welthistorischen Gedanken, indem er von seinen Bemühungen, die Sachsen zu gewinnen, sagt: „Dadurch nun wurden die ehemaligen Freunde und Bundesgenossen der Franken, Brüder derselben und beide gleichsam ein einziges, christliches Volk, wie wir es jetzt noch sehen.“ Denselben Gedanken drückt der Poeta Saxo durch die Worte aus: hoc sunt postremo sociali foedere Francis, ut gens et populus concorditer fieret unus ac semper regi parens aequaliter uni (anno 803 v. 21—23).

Dieser deutsche Stamm hatte sich dem Blute, der Sitte, der Sprache nach unter allen am meisten erhalten. Er war das auserwählte Gefäß, in welchem die von Carl in die Welt eingeführte Idee des abendländischen Kaiserthums die nächsten Blüthen entfalten sollte. Kein anderer Stamm verdiente, daß die kriegberühmten, Welt beherrschenden Ritter, deren Vorfahren die Sachsen unterworfen hatten, sich ihm nun wieder beugten und die Jahrhunderte lang behauptete Herrschaft den, erst so lange befehdeten, überließen. Diesen Uebergang vermittelte eben der durch zahlreiche Vermählungen gebildete enge Anschluß edler fränkischer und sächsischer Geschlechter aneinander. Eine Menge von tüchtigen und hervorragenden Persönlichkeiten wurden so die Träger und Leiter, Förderer und Entwickler der welthistorischen Institution, welche eine tausendjährige Dauerbarkeit zeigen sollte. Ihre rechte Bedeutung gewinnen diese Persönlichkeiten erst, wenn man sie in ihrem Verhältnisse zu dieser Familien-Mission betrachtet, nach ihrem Antheile, den sie zu diesem Entwickelungsgange beitrugen, würdigt und nach der Rolle, die ihnen in diesem welthistorischen Drama beschieden worden, in's Auge faßt.

Eine dieser merkwürdigen Persönlichkeiten ist die heilige Mathilde, König Heinrich's I. (des s. g Vogelstellers) Gemahlin. Wenn man ihr

Leben abhebt von dem historischen Hintergrunde, oder vielmehr herausreißt aus dem Zusammenhange mit den geschichtlichen Beziehungen, durch welche sie in ihre Zeit verwachsen ist und jenes Leben nur an und für sich erzählt, so gewinnt der Leser nimmer die rechte Vorstellung von dieser heiligen Persönlichkeit, welche auch als weltgeschichtliches Phänomen in's Auge gefaßt sein will, um vollständig erkannt zu werden.

Mathildens Leben ist eben ein Stück deutscher Geschichte, deren heimliche Seele sie nicht selten gewesen. Es ist daher unerläßlich, in ihrer Geschichte mehr auf die Thaten und Schicksale ihrer Vorfahren, sowie ihres Gemahles und ihrer Söhne Rücksicht zu nehmen, als wir solches in den bisherigen Lebensbeschreibungen dieser Heiligen gethan finden. Ohne solche Rücksichtnahme wird der Heiligen der Antheil verkümmert, den sie an der Thatsache hat, daß von ihrer Zeit an die Deutschen eine große, bedeutsame Stellung in der Weltgeschichte, den Vorrang vor allen Völkern des Abendlandes einzunehmen beginnen, die ihnen im großen germanisch-romanischen Völkervereine, als von Gott angewiesen, gebührt. Die Grundlagen des Gebäudes der deutschen Kaisermacht und die Keime aller spätern großartigen, innern wie äußern Entwickelung des aus der fränkischen Vormundschaft entlassenen deutschen Volkes, wurden während Mathildens Lebenszeit und unter ihrer Mitwirkung gelegt. Zum ersten Male wurden die deutschen diesseits des Rheines wohnenden Stämme zu Mathilden's Zeiten unter einem einzigen Oberhaupte, ihrem Könige und sodann Kaiser, vereinigt, welcher die Königsrechte der Carolinger in ihrem ganzen Umfange wieder in Anspruch nahm. Jetzt traten sie mit noch jugendfrischen Kräften auf und stählten sich zu dem großen Kampfe, welcher drei Jahrhunderte lang die Kraft und Macht ihres Reiches entwickelte. Durch ihre Einwirkung auf die Entwickelung des zu ihrer Zeit Geschehenden ward Mathilde die Mutter von vielem Großen und Schönen, das erst die Folgezeit völlig in's Leben und zur Blüthe rief.

Unvergänglich würde schon dann ihr Andenken sein, wenn sie kein anderes Verdienst, als dasjenige hätte, Otto's des Großen Mutter zu sein. In diesem gipfelt so recht eigentlich die Erfüllung der seiner Aelter-Mutter Eda gewordenen Verheißung. Er ward der sächsische Doppelgänger des fränkischen großen Carl. Beider eminentesten Männer Lebenswege verfolgten einerlei Bahn, steuerten nach einerlei Ziele: der Auferweckung des abendländischen Kaiserthums zu neuem Leben, zu neuer Glorie. Einerlei geistige Richtung schwebte Beiden vor, einerlei geistige Athmosphäre umgab Beider Leben und Wirkungskreis, aus welcher sie gleichen Odem sogen und gleiche Kraft in sich aufnahmen. Einerlei Ideal lebte

in Beider Herzen, einerlei Plan begeisterte beide Helden: die zu einer Kirche verbundene römisch-germanische Welt auch zu einem großen, stattlichen Organismus zu gestalten. Innerhalb dieses Verbandes, eines Abglanzes des himmlischen Reiches, sollten die darin zu festigenden, christlichen Ordnungen einen dauernden Frieden schaffen und unterhalten und mit den so gesammelten und organisirten Kräften der gesammten Christenheit sollte das Heidenthum niedergeworfen und dienstbar gemacht werden.

Der frommen Eda (welcher verkündigt worden war, daß der Erdenkönige keiner in seinen Tagen ihren Enkeln an Herrschergewalt verglichen werden möge), Tochter, Oda, erlebte noch die Geburt Otto des Großen, wie sie auch noch unter Carl dem Großen einige Jahre ihrer Kindheit verlebt hatte. Um das Jahr 806 geboren, starb sie im Jahre 913, nachdem sie ihr Alter auf 107 Jahre gebracht hatte und verband so die Zeiten beider Herrscher. Durch ihren Gemahl Liudolph, Carl Martell's Urenkel, wurden ihre Nachkomme Carolinger und so war Otto, gleich Carl dem Großen, ein directer Nachkommen Carl Martell's und ein Miterbe von des heiligen Arnulf Segen. Oda aber ward das Mittel, in welchen das Blut der Franken und Sachsen sich mischte. Auch ihr Römerzug hat, in Bezug auf Carl und Otto, gleichsam etwas Nach- und Vorbildliches. Nur einer glaubenslosen Zeit entgehen solche gar vernehmlichen Beziehungen und sie erblickt darin bloße Zufälligkeiten.

Zweites Capitel.

Von dem Volke und der Familie, aus dem die Königin Mathilde hervorging.

Bedeutungsvoll ist schon der Umstand, daß Mathilde aus dem Stamme der Sachsen hervorging. Nachdem dieser Stamm früher nur ein unbedeutendes Volk an der Niederelbe bezeichnet hatte, nahmen, während im dritten Jahrhundert nach Christo die Völkerschaften am niedern Rheine unter dem Namen der Franken sich einten, die Stämme an der Weser und niedern Elbe den Collectionamen Sachsen an. Aus den kleinern Gemeinden, die bis dahin ein gesondertes Leben geführt, waren größere Körperschaften erwachsen und so war allmählich und unvermerkt das Zusammengefüge einer größern Völkermasse hervorgetreten in welcher die bisherigen Unterschiede durch stärkere Uebereinstimmungen verschmolzen waren,

was eben eine Einigung herbeigeführt hatte, welche wohl zunächst auf Verwandtschaft der Naturanlage, Sprache und Sitte, vornämlich aber auf gemeinsamer Noth und äußerer Bedrängung beruhen mochte.

Eine frische, hurtige und unternehmende Menge, hatten sich die Sachsen bald bis zur Nordsee ausgedehnt und steuerten mit einer bewunderungswürdigen Kühnheit auf kleinen Kähnen, aus Ruthen geflochten und mit Leder überzogen, hinaus in's offene Meer. Sie wurden ein Schrecken der Küsten Galliens (wo sie sich an den Mündungen der Loire niederließen) und Britanniens, das sie später sogar unter ihre Botmäßigkeit brachten. Einem großen Theile der Sachsen gelang es, in der Alles umstürzenden Völkerwanderung die ursprünglichen Sitze zu erhalten. Damit bewahrten sie neben ihrer heidnischen Rohheit auch ihre tüchtige, sittliche Naturanlage und ihre verhältnißmäßige Sittenreinheit und religiöse Einfalt und Naivität.

In dichten, durch die Axt noch nicht berührten Wäldern, bei frisch sprudelnden Quellen und auf freien Bergeshöhen, nicht in engen Gebäuden, aufgeführt von dürftiger Menschenhand, nicht vor steinernen Götzen, von barbarischem Kunstsinn geschaffen, sondern im Heiligthume der Natur, die aus Gottes eigener Hand hervorgegangen, riefen diese Völker die ihnen in verschiedene Persönlichkeiten auseinandergefallene Gottheit an und brachten ihr Dank- und Sühnopfer. Kein dumpfer Naturdienst war diese Religion. Nicht die starre Nothwendigkeit, nicht das unerbittliche Fatum duldeten sie als Herrscher des Weltalls. Nein, frei herrschende geistige Gewalten, denen ihre Einbildungskraft Wesen und Gestalt lieh, erkannten sie über sich.

Neben diesen Gottheiten, Wodan und seinen Genossen, wirkten auch noch andere geistige Mächte, Riesen, Elfen u. s. w. in den Elementen und Naturkräften. Aber nicht bloß über die Natur, auch über das äußere und innere Leben der Menschen walteten diese geistigen Mächte, insbesondere über Krieg und Frieden. Diese alte Religion blieb aber nicht blos im Diesseits beschlossen. Ihr Glaube drang hinaus über das zeitige Leben. Ihm schwebte eine darüber hinausliegende höhere Ordnung der Dinge vor. Außer dem ruhmvollen Leben, das Würdige drüben erwartete und dem Kerker, welcher Unwürdige aufnahm, glaubten sie noch an eine Endzeit, in welcher durch einen großen Brand dieser Himmel und diese Erde, diese Götter und diese Menschen untergehen würden.

Wie die alten Naturreligionen überhaupt, deutet auch dieser unter den Sachsen verbreitete Glaube in mannichfacher Weise auf die Lehren des Christenthums hin. Die dunkeln Ahnungen, über die hinaus es die

Religion der Sachsen nicht gebracht, wurden durch das Evangelium klar und licht. Am wirksamsten für die Annahme dieser frohen Botschaft mag sich wohl, wie auch schon von Andern hervorgehoben werden, der Umstand erwiesen haben, daß alle tiefsten und eigensten Lehren von Christo, als dem Erlöser der Welt, von der Freiheit, welche durch ihn den Kindern Gottes bereitet worden, von dem unmittelbar persönlichen Verhältnisse des Menschen zu seinem himmlischen Vater, wie zu dem Heilande, von der brüderlichen Gemeinschaft der Christen, in der aus freier Liebe Einer dem Andern helfen und beistehen soll — daß, sage ich, alle diese Lehren mit dem natürlichen Freiheitssinne dieses unverdorbenen Volkes, mit dessen ureigenen Neigung in den höchsten, wie in den kleinsten Dingen überall ein unmittelbares, persönliches Verhältniß festzuhalten, kurz, mit seinem ganzen Wesen im innersten Einklange standen, so daß Alles, was bisher nur als dunkle Ahnung in seinem Bewußtsein geschlummert, durch das Evangelium zu bewußten Leben erweckt ward.

Es ist zur Erklärung der Leichtigkeit, womit das Christenthum schließlich bei den Germanen Eingang fand, auch darauf aufmerksam gemacht worden, wie das Christenthum eine Religion des Kampfes ist. „Christus führt die Seinigen in den Krieg wider die Welt und ihre Sünde, aber er unterstützt sie zugleich mit liebreicher Huld in heißem Streite und verheißt ihnen nach dem Siege den sichern Lohn."

Ein solcher streitender Glaube war vor Allen den Germanen faßlich. So als Kriegsfürsten stellten sie sich den Heiland vor. Als Dienstmannen seines Heeres sahen sie sich an und ihr Verhältniß zu ihm als das der unverbrüchlichen Diensttreue, als das innigste und festeste Abhängigkeitsverhältniß, das sie kannten. Besonders erfaßten die Sachsen das Christenthum innerlichst mit dem Gemüthe und suchten nichts brünstiger, als sich im Glauben der Person des Erlösers zu vergewissern und sich in Treue auf's Engste mit ihm zu verbinden. Nicht allmählich erstarb der alte Glaube der Sachsen. Bevor ihnen die Ahnung aufgegangen, daß der christliche der wahre sein müsse, steiften sie sich mit aller Gewalt auf jenen und suchten denselben in unüberwindlich scheinender Hartnäckigkeit fest zu halten. Ihre Bekehrung geschah wider ihren Willen, gewaltsam, wie die des Paulus vor Damascus.

„Saulus aber schnaubte nach Drohung und Mord gegen die Jünger des Herrn und erbat sich Briefe nach Damascus an die Synagogen, damit, wenn er Einige, die jener Lehre zugethan wären, fände, er sie gebunden nach Jerusalem führte," oder wie er selbst sagt: „Ihr habt ja von meinem

ehemaligem Wandel im Judenthum gehört, wie ich über die Maaßen die Gemeinde Gottes verfolgte und sie verwüstete und ich übertraf im Judenthum viele meines Alters, indem ich heftiger eiferte für meine väterlichen Satzungen" oder: „Herr, sie wissen es ja selbst schon, daß ich in Gefängnisse verschließen und in den Synagogen geißeln ließ jene, welche an dich glaubten und als das Blut Stephanus, deines Zeugen, vergossen ward, stand ich dabei, willigte ein und verwahrte die Kleider derer, welche ihn tödteten."

Gerade so die Sachsen. So lange sie der Cultur und dem Christenthume abhold waren, drohete Carl's des Großen neu befestigtem fränkischem Reiche das Schicksal, durch welches die römische Herrschaft über Gallien Jahrhunderte hindurch befehdet und endlich doch umgestürzt war. Des Gedankens voll, diese edeln Heiden dem Christenthume zuzuführen, unternahm Carl, unter Zustimmung von Volk und Geistlichkeit, seine vielen Züge wider die Sachsen. Dieselben hatten kurz zuvor den frommen Bekehrer Lebuin beinahe erschlagen, weil er der Volksversammlung von dem ihrer Hartnäckigkeit bald zu offenbarenden Rathschlusse Gottes zu drohend vorgepredigt hatte.

Nach dem ersten Feldzuge, in welchem Carl die Festung der Sachsen, Eresburg (jetzt Stadtberg) und die fabelhafte Irmensul zerstört, hatten die Sachsen versprechen müssen, sich taufen zu lassen. Allein sie hielten nicht nur dieses Versprechen nicht, sondern fielen über die zurückgebliebenen Franken her, verjagten dieselben und nahmen Eresburg wieder. Noch zweimal mußte Carl dieselbe erobern und glaubte nun 777 den dauerhaften Frieden errungen zu haben, da ihn auf der Reichsversammlung zu Paderborn die Sachsen, mit Beibehaltung ihrer Verfassung, Gesetze und Landtage, für ihren Oberherrn erkannten und die Anstalten, welche er zur Begründung des Christenthumes unter ihnen treffen würde, auf keine Weise zu hindern, versprachen. Nur Widukind, ihr Heerführer, war nicht mit zu Paderborn erschienen, sondern zu den Dänen gegangen, deren König Sivard der Bruder seiner Gemahlin Geva war.

Nachdem die Kunde von der Niederlage Carl's bei Ronceval erschollen, erhoben sich die Sachsen unter Widukind's Anführung von Neuem. Die eben gebauten Kirchen wurden zerstört, die Priester erschlagen, das Frankenland selbst auf einem Zuge nach dem Rheine *) angegriffen. Die fränkischen

*) Da sie nicht über den Rhein konnten, verwüsteten sie nach Einhard, die Gegend von Deutz bis Coblenz gegenüber.

Weiler wurden mit Schwert und Feuer verheert, die Gotteshäuser entheiligt, an Nonnen Gräuel verübt und weder Alter noch Geschlecht geschont. Carl unternahm zwei neue Feldzüge wider die Sachsen 779 und 780. Er unterwarf die sächsischen Gaue von Neuem. Abermals versprachen die Sachsen Annahme des Christenthums. Dem bloßen Worte nicht trauend, legte Carl zahlreiche Befestigungen im Sachsenlande an und starke Besatzungen hinein. Außerdem traf er eine Menge von Einrichtungen, um die alte Religion zu vernichten und die Volksfreiheit sicher zu brechen. Namentlich führte er die fränkische Gerichtsverfassung ein und zwang die Sachsen zur Entrichtung des Zehnten.

Hart lastete diese neue Auflage auf dem Volke und machte dasselbe unwillig wider die Kirche. Die Sachsen fühlten nun erst, wie hart das fremde Joch war, unter das sie gefallen. Da erschien der wiederum nach Dänenland entwichen gewesene Widukind von Neuem unter den Sachsen und rief sein Volk zur Vertheidigung des alten Glaubens und der alten Freiheit auf. Noch einmal erhoben sich, mit dem Entschlusse, beide nimmer fahren zu lassen, die Sachsen. Ein allgemeiner Aufruhr brach, nachdem Carl sich entfernt, in hellen Flammen aus. Die Priester wurden ermordet, die Edlinge, welche Carl anhingen, aus dem Lande vertrieben. Die Sachsen machten sich bereit zum Kampfe auf Tod und Leben. Am Suntel brachten sie Carl's Heere eine schwere Niederlage bei.

Schwere Rache nahm Carl, welcher nun persönlich erschien. Der Sachsen Widerstand erlahmte. Widukind nahm abermals seine Zuflucht zu den Dänen. Viertausend fünf hundert Sachsen wurden an einem Tage bei Verden an der Aller enthauptet.

Allein auch dieses Mal fruchtete die Strenge nicht. Vielmehr hatte Carl dadurch Wuth, Rache und Verzweiflung erst recht entflammt. Von Neuem erhoben sich die Sachsen als ein Mann. Wieder stand Widukind an ihrer Spitze. In offenen Feldschlachten versuchten sie es nun (783) mit Carl. Allein zu ihrem Verderben. Ihre Jugend verblutete auf den Schlachtfeldern. Dennoch hielten die Sachsen zwei Jahre Stand. Da waren ihre Streitkräfte versiegt. Der Muth brach ihnen. Mit Blutgesetzen wurden den Sachsen nun Christenthum und Frankenherrschaft aufgedrungen und das wieder in voller Blüthe stehende und hochgeliebte Heidenthum verfolgt. Die Sachsen wurden nun gewaltsam bekehrt in dem Augenblicke, wo ihre Wuth gegen das Christenthum auf das Höchste gestiegen und in ihren Augen alle Beziehungen ihrer Religion auf dasselbe völlig verschwunden waren.

Die herkömmliche Ansicht, es könne eine durch Krieg und Blutvergießen vermittelte Bekehrung keine wahre sein, ward hier durch den Erfolg widerlegt. Der wilde Trotz war gebrochen. An seine Stelle trat die treue, innigste Hingebung an die christliche Religion. Das mit dem Schwerte bekehrte, dem Christenthum so widrig gesinnte Volk der Sachsen war in seiner Ganzheit ein tief christliches geworden.

Wie sehr sächsisches Blut und Leben in das Christenthum umgewandelt worden, beweiset nichts stärker, als das kurz nach seiner Bekehrung aus dem sächsischen Volke hervorgegangene und von mehreren Sachsen verfaßte Gedicht, das, unter dem Namen Heliand bekannt, das Leben Christi nach den vereinten Berichten der vier Evangelien erzählt. Wie das erste deutsche Buch überhaupt, von dem wir wissen, die Bibelübersetzung des gothischen Bischofes Ulfila ist, so suchten auch die Sachsen das Wort Christi vor allem Andern in ihrer heimischen Sprache Allen an und in das Herz zu bringen. Von diesem Werke urtheilt Vilmar:

„Dieses Gedicht ist bei Weitem das Trefflichste, Vollendeteste und „Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und aller Zeiten her„vorgebracht, ja, abgesehen von dem christlichen Inhalte, eins der „herrlichsten Gedichte überhaupt von Allen, welche der dichtende Menschen„geist geschaffen hat und welches sich in einzelnen Theilen, Schilderungen „und Zügen vollkommen mit den homerischen Gesängen messen kann. Es „ist das einzige, wirkliche christliche Epos. Ohne Aufbietung künstlicher „Mittel, ohne hinzugethane Bilder und aufgetragene Farben ... redet „hier die einfache Thatsache, die nur dadurch zur Dichtung wird, daß der „alte Sachsensänger das Evangelium in der unter seinem Volke herge„brachten epischen Sprache, in den überlieferten allitterirenden Formeln, „erzählt. Es ist Christus in Deutschland, Christus unter den Sachsen, „der uns hier entgegentritt. So erscheint denn Er, der wahrhaft ein „König aller Könige und ein Herr aller Herren ist, auch in der höchsten „Glorie, welche der Deutsche kannte: als ein gewaltiger Völkerfürst, der, „umgeben von seinen Getreuen, im Gefolge unzählbarer Schaaren daher „zieht, um die reichen Gaben des ewigen Lebens auszutheilen. Als der „Könige reichster, aller Könige kräftigster, der des Himmels waltet, der „Mächtige mit seiner Menge vorbeizieht vor der Jerichoburg, da fragen „die Blinden: Welcher reiche Mann unter der Volksschaar der Fürst sei, „der hehrste am Haupte (Spitze) der Volkfahrt. Und es antwortet ein „Held, daß der Jesus Christus von Galiläerland der Heilenden Bester „— der hehrste wäre und daherführe mit seinem Volke. Wie der Herr

„die Bergpredigt beginnt, wird hier ganz in den großartigen Formen, „in welchen die Berathung der deutschen Könige mit ihren Fürsten und „Herzögen im Angesichte des Heeres und Volkes vor sich ging und zwar „etwa also erzählt: „Näher um den waltenden Herrn, um das Friedekind „Gottes stehen die weisen Mannen, die er, der Gottessohn, sich selbst „erkor, weiter hinab lagern die Schaaren der Völker. Es warten die „Getreuen auf das Wort ihres Königs. Sinnend verharren sie in ehr„erbietigem, erwartungsvollem Schweigen, was der Völker Oberherr den „versammelten Volksstämmen verkündigen wird. Und der Landeshirte „sitzt gegenüber den Männern, Gottes eigenes Kind, um das Lob Gottes „zu lehren in weisen Worten die Leute dieses Weltreiches. Er saß da „und schwieg und sah sie lange an und war ihnen hold in seinem Herzen „der heilige Volksherr, mild in seinem Gemüthe; da that er seinen Mund „auf, der allwaltende Fürst gegen die, die er zur Sprache (Volksver„sammlung) erkoren und lehrte, welche unter allen Völkern der Welt Gott „die wertheſten seien; selig seien die, die in dieser Welt arm seien durch „Demuth, denn Gott werde ihnen in der Himmelsau, auf der grünen „Gotteswange, das unvergängliche Leben geben.“

„Es ist dies Gedicht für die innere Geschichte der christlichen „Religion, insbesondere für die Geschichte der Einführung des Christen„thumes in Deutschland von höchster und zwar um so höherer Bedeutung, „als diese Schilderung voll Wärme, Leben und Wahrhaftigkeit, voll „Treue und Einfachheit von dem sächsischen Volke ausgegangen ist.“

Daß eine solche Evangelien-Harmonie aus dem sächsischen Volke bald nach dessen Bekehrung hervorgehen und Gemeingut der Sachsen werden konnte, beweist besser, als irgend etwas Anderes, die Durchdrungenheit dieses edeln Menschenschlages vom wahren Geiste des Christenthumes und wie gerade Carl's Strenge und scharfe Zucht diesen Geist bei den Sachsen plötzlich zum Durchbruche gebracht haben muß. Mußte da nicht dem ganzen Volke geschehen sein, was Paulus (Gal. I., 15) von sich sagt: „Als es aber dem (Gott) wohlgefiel, seinen Sohn in mir zu offenbaren ... habe ich mich keinen Augenblick an Fleisch und Blut gewandt.“

Die auswärtigen Christen, welche bisher von den Sachsen, wenn sie unter denselben erschienen, nur Drangsale erlitten, mochten ihnen Aehnliches nachsagen, wie die von Paulus ehedem gehaßten Christen: „Der uns ehedem verfolgte, verkündigt nur den Glauben, den er ehemals anfocht“ und sie mochten gleichfalls „um ihrer willen Gott preisen.“

Personificirt erscheint dieses ganze Verhältniß in Widukind, Warnechind,

Warnechinds,*) Sohne, dem tapfern Anführer der Sachsen, welcher in dieser gründlichen Art der Bekehrung ebenfalls der Vorgänger seines Volkes ward, wie er es im halsstarrigen Widerstreben gegen das Christenthum gewesen war. Durch rechtzeitiges Entweichen hatte er jedesmal, wenn die Franken wegen der sächsischen Aufstände Rache nahmen, seine Person dem Vaterlande erhalten und erschien immer mit einer das ganze Volk elektrisirenden Wirkung zur rechten Zeit, um einen Widerstand gegen die verhaßten Franken zu organisiren. Er war die Seele, die mächtige Triebfeder des unablässigen Kampfes und Auflehnens wider Carl, die nur mit seiner Bekehrung ihr Ende erreichten. Ueber zehn Jahre hatte das mörderische Blutvergießen um die alte Religion und Freiheit der Sachsen gewährt, als Widukind in sich ging und ernstlich darüber nachsann, wie es doch komme, daß bei allem, noch so kraftvollen Widerstande, der christliche Widersacher schließlich immer Sieger bliebe.

Die Sage meldet darüber: Einst ritt Widukind über die Heerstraße hin, über die Berghöhe, auf welcher jetzt Bergkirchen liegt und erwog bei sich, welcher Glaube der beste sei, der Gottesdienst seiner Väter, oder die neue Lehre der Franken. Und er sprach bei sich: Ist diese die rechte, möchte ich dann ein Zeichen haben, wodurch ich gewiß würde! Siehe da, in demselben Augenblicke scharrt das Roß und aus dem felsigen Boden springt ein mächtiger Quell. Der Reiter ist sofort abgestiegen, hat von dem Wasser getrunken und gelobt, ein Christ zu werden: und in demselben Quelle wurde er getauft, der noch jetzt unter der Kirche entspringt, die Widukind bauen lassen und Papst Leo selbst eingeweihet haben soll.

Die Geschichte weiß von diesem Hergange, welcher nur das psychologische Bedürfniß der Erklärung einer plötzlichen Bekehrung befriedigen soll, nichts. Ohne Zweifel hatten die fortwährenden Verluste seines Volkes, dem christlichen Könige gegenüber, das Vertrauen zu seinen alten Göttern in Widukind's Brust wankend gemacht und untergraben. Auch mag wohl ein wunderbares und plötzlich eingetretenes Ereigniß**) den

*) Spätere Chronisten nennen Widukind's Vater: Edelhard. Auf seinem Grabmale, das im ältesten Theile schon aus dem X. Jahrhundert stammt, heißt er Warnechinus.

**) Nach einer alten frommen Legende schlich Widukind sich als Bettler in das christliche Lager bei Wolmirstädt (Strunck verlegt diese Scene in die Osterzeit 785 und nach Attigny), um zu kundschaften. In der geweiheten Hostie, welche in der Messe, der er beiwohnte, dem Könige und seinen Großen darge-

Strahl der göttlichen Wahrheit in seine Seele geworfen haben. Er folgte daher, wie Einhard meldet, als von Carl an ihn und Alf (Abbio), einen andern Heerführer der Sachsen, Amalwein gesendet und ihnen freies Geleite gelobt worden, falls sie kommen und die Taufe nehmen würden. Mit seiner Gemahlin Geva und Alf, fand er sich zu Attiniacum (dem jetzigen Attigny in der Champagne) ein. Hier hob Carl selber ihn aus der Taufe, die Kaiserin Fastrada aber seine Gemahlin Geva. Mit ihnen wurden unzähliche Sachsen getauft.

„Hierauf," so meldet der alte Biograph der heiligen Mathilde, drang solche Wandlung in Widukind's harten Sinn, daß er nebst seinem Hause und dem ganzen Heidenheere willig der Macht des Königs, wie dem katholischen Glauben sich ergab. ... Des Irrthums ledig aber kam jener gläubig und reumüthig von selbst zur Erkenntniß der Wahrheit und wie er vordem ein erbitterter Feind und Vernichter der Kirche gewesen, so erschien er nunmehr, als der christliche Verehrer der Kirchen und Gottes, dergestalt, daß er selbst verschiedene Kirchen voll thätigen Eifers errichtete und mit gar vielen heiligen Reliquien sowohl, wie der übrigen Geräthschaft, versorgte. Noch heutzutage (um 1010) besteht, Vielen wohlbekannt, eine derselbe zu Enger und enthält Manches von der oben erwähnten Ausstattung."

Carl der Große war ob dieses Sieges des Christenthumes über dessen hartnäckigsten Widersacher hoch erfreut. Er that sofort dem Papste durch den Abt Andreas mündlich, dem „ehrwürdigen und geliebtesten Bruder Offa, dem Könige von Mercien" aber schriftlich, das frohe Ereigniß in folgenden Zeilen kund:

„Weil es geziemend, daß mächtige und berühmte Könige durch das „Band der Freundschaft verknüpft leben und zu wechselseitiger Freude „einander Glück wünschen, auf daß Christus durch dieses Band der Liebe „in und von uns Allen gepriesen werde, glaubten wir Euer Durchlaucht „(serenitati) diese fröhliche Botschaft senden zu müssen.... Die Her„zöge Sachsens, die wir uns zu gehorsamen (nutui) geneigt gemacht, „Withimundus und Albion mit fast allen Einwohnern Sachsens haben „das Sacrament der Taufe angenommen, hinfüro den Herrn Jesu Christo „zu dienen. Solches wollte ich, Carl, der morgenländischen christlichen „Könige mächtigster, dem mächtigsten der abendländischen christlichen Könige

---

reicht ward, erblickte er ein glänzend weißes Kind, bald freundlich, bald traurig aussehend, je nach der Gemüthsverfassung des Empfangenden und bekehrte sich, über das hohe Geheimniß belehrt, zum wahren Glauben.

„zu Eurer Freude zu wissen thun, und Dich mit ganz besonderer Liebe „aufrichtig umfassen.“

Papst Hadrian wünschte, als er Widukind's Bekehrung durch Abt Andreas erfahren, dem Kaiser nicht nur dazu schriftlich Glück, sondern ließ auch in Rom, zum Danke, drei Tage lang Litaneien für das freudenreiche Ereigniß beten. Hadrian's Schreiben an Carl, ist in den Bollandisten unter 7. Januar S. 355 zu finden.

Carl gab dem tapfern Gegner seine Besitzungen in Engern und Westphalen zurück und dieser verhielt sich auf denselben ruhig. Daß er sich von Carl'n einen Priester für seinen persönlichen Bedarf erbeten, ist wohl möglich, aber nicht erwiesen, daß dieser ein gewisser Hercumbert gewesen, mit dem er ein Schloß an der Weser getheilt, woher der Name: Myn — Dyn (Mein — Dein), Minden und der gleichnamige Bischofssitz entstanden.

Daß von Widukind's spätern Leben so wenig bekannt geblieben, ist wohl der sicherste Beweis, daß er in der Welt wenig mehr durch äußere Thaten geglänzt hat und sein Handeln mehr Gotte gewidmet gewesen ist, nach des Apostels Wort: Ubi superabundavit delictum superabundavit et gratia, Röm. V. Daher ist denn auch die Sage sehr unverbürgt, daß er auf einem Zuge gegen den Suevenkönig Gerold in Thüringen (zwischen 805—812) seinen Tod gefunden. Glaublicher ist, daß er beim Aufstande der Sachsen 794 auf Carl's Seite gestanden. Man wußte nach seinem Tode Vieles von seiner Heiligkeit und von Wundern, die sich an seinem Grabe begeben, zu erzählen. Es scheint sogar, als seien Versuche gemacht, dem Verewigten den Cultus eines Heiligen zuzuwenden.*) Die Cölner Carthäuser begingen den 7. Januar, als seinen Sterbetag, festlich.

Gewiß ist, daß Widukind seinen Hauptwohnsitz zu Enger bei Herford hatte. Jetzt ein freundliches Dorf auf mäßigem Hügel, war es damals eine stolze Stadt, die den ganzen Gau der Angrivarier beherrschte. Sie umschloß Widukind's Burg. Von dieser Stadt entdeckt man jetzt keine Spur mehr. Die Kirche und an ihrer Südseite, am Raine des erhöhet liegenden Friedhofes, der die Kirche umgiebt, ein kleines Mauerstück

*) Der rationalistische Möser meint in seiner Osnabrückischen Geschichte, der Glanz, der Widukind's Hause durch Mathilden zugewachsen, sei vermuthlich Schuld daran, daß man angefangen, des alten Helden Gedächtniß mit Fabeln zu schmücken und ihn unter die Zahl der Heiligen zu setzen.

von Widukind's Burg *) sind Alles, was von Enger's Herrlichkeit übrig geblieben. In Namen und Anklängen bewahrt die Gegend aber noch viele Erinnerungen an den großen Heerführer. Nach Heinrich's des Löwen Aechtung fiel die Burg Enger an den Erzbischof von Cöln, der sie einem Bernhard von der Lippe als Reichslehen auftrug. Die von der Lippe besaßen die Burg bis 1299, wo dieselbe in einer Fehde zerstört, dem Erdboden gleich gemacht, sowie ihre Gräben ausgefüllt wurden.

Im Dorfe Enger zeigt man die Stellen, wo seine Küche und Küchengarten, das Backhaus und der Hühnerhof lagen. Pferdeschwemme und Burggraben werden gewiesen, ja der achteckige ausgekehlte Stein, welcher einst über der Schloßpforte lag und die Krone trug. Auch soll man den Platz von Widukind's Vogelheerd und Vogelhaus noch schauen, sowie anderes Unverbürgte.

Wirkliche Wahrheit ist nur, daß in der stillen Dorfkirche, welche übrigens mehrmals zerstört worden, Widukind's Gebeine ruhen. Das Grab steht auf dem Chore der Kirche. Dasselbe ist eine, vom Kaiser Carl IV., der 1377 die Stätte persönlich besuchte, wieder hergestellte und verschönerte Tumba, auf welcher der alte Held in Stein ausgehauen liegt. Die Glieder der Figur umgiebt eine Art von Priester-Talar, auf welchem Edelsteine angedeutet erscheinen. Die Linke hält den Scepter, die Rechte ruht auf der Brust. Das Antlitz ist ohne Bart. Der Kopf zeigt kurzes Haupthaar, welches von einer mützenartigen Bedeckung größtentheils verhüllt wird. Die Füße stecken in Schnabelschuhen, die fast bis zu den Zehen aufgeschlitzt und ohne befestigende Bänder sind. An der linken Seite des Würfels ist auf diesem Monumente zu lesen: Monumentum Wittekindi, Warnechini filii, Angrivariorum regis XII. Saxoniae procerum ducis fortissimi. Diese Inschrift ist vermuthlich erst aus dem XIV. Jahrhundert. Rechts liest man: Hoc Collegium Dionisianum **) in Dei optim. max. honorem privilegiis rediti-

*) Monstrantur adhuc vetustarcis illius rudera, meldet Strunck in der Westphalia sancta.

**) Nicht Widukind, sondern Mathilde hatte in Enger dem Schutzpatrone des Frankenreiches, Dionys, ein Collegiatstift geweiht und mit Widukind's Gütern reich ausgestattet und Kaiser Otto I. durch Urkunden von 948 und 966 diese Stiftung seiner Mutter in Schutz genommen. Als die Stadt verödete, gefiel's den Stiftsherren nicht mehr im einsamen Dorfe und das ganze Capitel zog mit päpstlicher Erlaubniß 1414 nach dem südöstlich gelegenen Herford, nachdem man Ländereien und Güter verpachtet. Die Pflichtigen sollten nun auch Zinsen und Zehnten nach Herford abliefern. Dessen weigerten sich Alle, da sie nur am Grabe des Stifters

busque donatum, fundavit et confirmavit. Obiit anno Christi DCCCVII relicto filio et regni herede Wigberto. Oben auf dem Rande der vorspringenden Steinplatte, in welche das Bild eingehauen worden, stehet:

Ossa viri fortis — Cujus sors nescia mortis
Iste locus claudit — Euge bone Spiritus audit.
Omnis mundatur — hunc regem qui veneratur
Aegros hic morbis — coeli rex sanat et orbis. *)

Letzteres bezieht sich auf den Ruf der Wunderthätigkeit, in welchen Widukind's Reliquien lange Zeit standen. Wenigstens wurde oft dahin gewallfahrtet. Die Acta sanctorum (Bollandisten) gedenken seiner beim 7. Januar, unter den zweifelhaften Heiligen. Sie haben ihm eine ausführliche Vita gewidmet, welche alle damals vorhandenen Nachrichten weit vollständiger zusammenstellt, als Strunck in seiner Westphalia sancta, pia, beata. Noch in den neuesten Zeiten ward an der Vigil dieses Tages, dem heiligen Dreikönigsfeste, eine Stunde lang ihm zu Ehren, wie einem Heiligen, geläutet und eine milde Spende ausgetheilt, ein Gebrauch, der ein Jahrtausend hindurch bestanden und selbst da sich erhalten hat, als Widukind's Gebeine vierhundert Jahre lang in Herford waren.

Wie das Volk allmählich Widukind als Heiligen, als Apostel des Sachsenlandes zu ehren begonnen, so hat dasselbe auch heute noch denselben keineswegs vergessen und es lebt noch immer in der Umgegend unter dem Volke das Andenken des „großen Wittekind," oder wie Giefers sagt: „Das Grabmal des großen Sachsenherzogs umflattert noch die „Sage in mancherlei Gestalt und erhält unter dem Volke die Erinnerung „an die große Zeit, wo derselbe erst gegen und dann für das Christen„thum kämpfte als Held, wie einst St. Paulus."

ters ihre Gefälle niederzulegen, angehalten werden könnten. Nun ließen die Stiftsherren heimlich Widukinds Gruft öffnen und seine Gebeine nach Herford schaffen, wohin nun die Gefälle folgen mußten. Erst, als der Stift aufgehoben worden, sind die Gebeine Widukinds, am 15. October 1822, nach Enger zurückgeschafft, aber nicht in die alte Tumba, sondern in einem Schreine in einer Nische neben dem Grabmale beigesetzt. Der Schädel zeigt eine ungewöhnliche Bildung der Näthe an der Stirne.

*) Das Grabmal rührt sichtlich aus verschiedenen Zeiten her und ist mehrfach restaurirt. Ausführlich beschrieben ist dasselbe in der Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde des Vereines für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens, X. Band S. 198. Daselbst ist auch die Figur Widukind's genau beschrieben und abgebildet.

Schon die Inschrift des Grabmals benennt einen Wigbert als Widukind's Sohn. Dieses Wigbert Sohn Walbert stiftete die Kirche zu Wildeshausen. „Walberts Enkel war Graf Theodorich (Dietrich) *) dessen „Bruder, Wittekind, Imed und Reginbern (wie Widukind von Corvey in „seinen Annalen sagt) berühmt sind. Dieses ist der nämliche Reginbern, „welcher die Dänen, die seit längerer Zeit Sachsen verwüsteten, bekriegte „und schlug und das Vaterland bis auf den heutigen Tag vor ihren „Einfällen sicherte."

Dietrich war ein mächtiger Fürst der Sachsen. Sein Wohnsitz war seines Ahnherrn Widukind Burg Enger. **) Er vermählte sich mit Reinhilde, deren Vater ein Däne und deren Mutter eine Friesin war. Eine Frucht dieser Ehe war unsere Mathilde. Macht und siegreiche Heldenkraft zugleich drückt dieser Name aus. Denn er ist zusammengesetzt aus den beiden Worten: Maht (Macht) und Hilde (Handkraft, Heldenkraft; Kampf). Ihr Leben wird darthun, daß sie diesen Namen mit gutem Rechte geführt, indem sich namentlich des Herrn Wort an Mathilden bewährte: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig."

Von ihrer Familie ist leider Näheres nicht bekannt geworden. Auch einen Bruder scheint Mathilde gehabt zu haben, wie sein Vater, Dietrich, geheißen, dessen beide Söhne, Imed und Meinwerich, nach der Erzählung des Mönches Widukind von Corvey, in Kaiser Otto's Kriegsdienste vor Mainz und in Bayern durch Pfeilschüsse getödtet wurden, was der Mönch als einen Verlust „zweier sehr vorzüglicher und mächtiger Männer" bezeichnet.

---

*) Wie Theodorichs Vater, Walberts Sohn, geheißen, steht nicht fest. Die Minden'schen Annalen nennen einen Sohn Walberts, Wiebert. Dieser ward Bischof von Verden. Eccard in seiner hist. general. nimmt einen ältern Reinbern oder Regimbern an. cf. die S. 134 von G. Waitz: König Heinrich I abgedruckte Stammtafel. Eben so will Möser im §. 15. Abschnitt V. seiner Osnabrück'schen Geschichte, auf Grund von Grupens Vorgange, Theodorichs Vater Reginbern genannt wissen. Uebrigens ist der im §. 17 genannte Reginbern gar nicht Widukind's Urenkel, sondern Theodorichs Bruder, also wie dieser, Widukinds Urenkel. Theodorichs Mutter war die nachherige Aebtissin Mathilde.

**) Gobelinus Persona macht ihn zu einem Grafen von Altenburg (Oldenborg) und Krantzius zu einem Grafen von Ringelheim. Möser läßt ihn auf der Dietrichsburg, 5 Stunden von Herford wohnen.

Drittes Capitel.

Das Frauenstift Herford und Mathilden's Erziehung in demselben.

In einem, jetzt reich bebauten, fruchtbaren Thale, dem nach Morgen hin die Berge des Osnings, hier nur noch Hügel von kaum 500 Fuß Höhe, die nächste Begrenzung geben, an der Stelle, wo die aus den Lippe'schen her zur Weser eilende Werra, die noch kleinere Aa aufnimmt, liegt in anmuthiger Umgebung, in Form eines Halbmondes, dessen Bogen nach Norden sich öffnet, mit seinen 7000 Einwohnern, „dat hillige Hervede" (sancta Herfordia), so genannt wegen seiner vielen Heiligengebeine, Klöster und Kirchen, deren viele spitze Thürme sich in der freundlichen Werra spiegeln.

Noch ehe diese zweite Stadt der Grafschaft Ravensberg sich zur unmittelbaren, reichsfreien Stadt erhob, war die in der nachherigen Altstadt auf der s. g. Freiheit belegene Benedictiner-Abtei Herford, welche sich zwischen der Werra und Aa erhob, weit berühmt. Die nachmalig kaiserliche, frei-weltliche Abtei Herford, war das älteste Frauenstift auf sächsischer Erde und ist das Vorbild für manches ähnliche Institut geworden. Es hat neben der geistlichen Exemtion, die Reichsunmittelbarkeit und die Standschaft im deutschen Reiche bis zu dessen Auflösung, sich zu bewahren gewußt, wo es 1802 der Krone Preußen einverleibt ward. Ohne Zweifel bestand der Ort Herford, vermöge seiner Lage an einem Bergdurchgange (welcher die Verbindung zwischen dem Flachlande Westphalens und dem Rhein auf der einen und der untern Weser auf der andern Seite und auch den Verkehr des nördlichen Westphalens mit der Oberweser vermittelt), schon zu Ende des 8. Jahrhunderts.

Zur Zeit Carl's des Großen und seines Sohnes, Ludwig des Frommen, war in der Gegend von Herford ein sächsischer Edling begütert, Waltger (Walder) mit Namen, dessen Großvater Adolph sich bereits hatte taufen lassen. Waltger, der als Graf bezeichnet wird, blieb nach seiner Eltern Deddo und Ecuni (Hedwig) Tode unvermählt. In frommer Begeisterung gelobte er, der heiligen Jungfrau zu Ehren in seiner Heimath ein Frauenstift zu gründen und dazu sein Vermögen zu verwenden. Er erbauete in Ausführung dieses Entschlusses zunächst auf dem Grunde seines Hofes zu Oldenhervorte eine kleine Kirche. Dann ging er nach England und holte sich von dort Reliquien für diese

Kirche, unter andern den Leib des heiligen Oswald, eines Angelnkönigs. Sodann baute er neben der Kirche ein Stift für vierzehn edle Jungfrauen. Zum eigenen Unterhalte behielt er sich zwei dieser Präbenden vor und zog selber in das Stift, dem die Swala, eine Anverwandte, als Vice-Aebtissin vorstand, bis die eigentlich gewählte Tetta eintraf. Dies geschahe um 792.

Da Waltger's Vermögen nicht ausreichte, seiner Stiftung die Vollendung und den gewünschten Bestand zu geben, so nahm er 815 den Beistand Kaiser Ludwig des Frommen in Anspruch. Neben einer reichlichen Begabung mit Grundstücken und Privilegien, erhielt er von diesem die Zusicherung des königlichen Schutzes und die Erklärung des Stiftes für ein königliches. Auch ließ der Kaiser das Herforder Stift nach dem Muster des Münsters zu Soissons erweitern und einrichten. Unter der frommen und klugen Leitung gottesfürchtiger Aebtissinnen blühete dieses Frauenstift bald so auf, daß die Edlinge, Grafen und Vornehmen mit einander wetteiferten, ihre Töchter demselben zuzuführen Nach einem gottgefälligen und guten Werken geweiheten Leben entschlief Waltger am 16. November 825 und ward als Bekenner verehrt, nachdem an seinem Grabe in der von ihm erbauten kleinen Kirche sich Wunder begeben haben sollen. Später errichtete die Aebtissin Svanhild über Waltger's Gebeinen statt des Kirchleins eine Basilica aus gehauenen Steinen. Der Bischof von Paderborn weihete um 950 diese neue Kirche ein, indem er zugleich Waltger's irdische Ueberreste aus der alten Gruft erhob und in einem stattlichern Sarkophage vor dem Altare der heiligen Apostel im nördlichen Theile der Kirche wieder einsenkte.

Nachdem Kaiser Ludwig die Abtei Herford mit Stiftsdamen aus der Congregation der heiligen Jungfrau zu Soissons besetzt, erwählten diese eine nahe Anverwandte Waltger's, zugleich Vertraute und Verwandte der Kaiserin Judith, Namens Tetta, als Mater. Ihr dem Range die nächste, war Swala nur bis zu ihrer Ankunft und vollständigen Befähigung im Jahre 832 ihre Vertreterin. Sie wird für eine Tochter Egbert's und der heiligen Ida gehalten. Ihr folgte ihre Schwester Addila (Adelheid), von 840—55 und dieser die dritte Schwester Hedwig *) (856—890). Die ersten Aebtissinnen Herford's waren als Liudolph's

*) In Hofbauer's Studien zur alten Geschichte der Abtei Herford, wird Hedwig nicht als Tochter, sondern als Nichte der heiligen Ida, einer ungenannt gebliebenen Schwester Tochter, bezeichnet. cf. auch das Leben der heiligen Ida von Leifert, S. 138.

Schwestern, Vater's Schwestern Otto's des Erlauchten, mithin Großtanten Heinrich's des Vogelstellers. Die vierte Aebtissin war die Mutter des Grafen Theodorich, dem wir im vorigen Capitel als Ururenkel Widukind's begegneten. Dieselbe wird etwa in den Jahren 892—915 der Abtei Herford vorgestanden haben. „Sie war, wie die alte Vita S. Mathildi meldet, ob frommer im Wittwenstande verrichteter Werke, zur Führerin und Aebtissin der Klosterfrauen erwählt worden.“ Bei ihr befand sich „nicht zur Aufnahme in die Zahl der Schwestern, sondern um durch Buch und Werk zu allem Nützlichen erzogen zu werden“ und „zur Unterweisung in der geschriebenen Lehre der Quelle werkthätigen Lebens“ ihre Enkelin, Theodorich's und Reinhilden's Tochter, Mathilde.

Eine der segensreichesten Einrichtungen Carl's des Großen bestand in seinen Veranstaltungen für die Unterweisung und Erziehung. Der große Mann machte daraus eben so wenig zwei gesonderte Gegenstände, als es ihm einfiel, den Unterricht von der Kirche abzulösen. Im Gegentheil stellte er recht geflissentlich die Schule unter die Aufsicht und Leitung der Kirche. Damals war noch nicht die herrliche Entdeckung gemacht, daß der Mensch nur ein sublimeres Thier, dessen Heimath die Erde, dessen Bestimmung eine zeitliche sei. Carl wollte in seinem Reiche solche Exemplare des „Emile“ nicht dulden, welcher in seiner Naturmenschlichkeit von Gott nichts zu wissen braucht und der im funfzehnten Jahre noch nicht weiß, daß er eine Seele hat, solches im achtzehnten noch zu früh erfährt und doch von selbst auf das Gute kommen soll. Carl hielt nichts von dem Grundsatze, daß der Mensch Alles aus und durch sich selbst werden könne und daß seine Leitung eine bloß negative sein müsse. Auf solche Undinge konnte ein Mann von Carl's gereifter, praktischer Weisheit und Erfahrung auch gar nicht kommen. Ihm war die christliche Religion in ihrem bestimmten, katholischen Gepräge das wahre Lebensprinzip des Staates und der Familie, das allein den menschlichen Institutionen Festigkeit und Ordnung, Stärke und Dauer verleiht. Das Drohen und Strafen des äußeren Richters dünkte ihm vergebliche Mühe, wenn es dem innern, der im Gewissen das Urtheil fällt, an Kraft gebricht. Diesem inneren Richter, dessen Belebung, Klärung und Uebung, wendete Carl daher seine ganze Aufmerksamkeit bei der Fürsorge für die Schulen zu.

Da das Christenthum hauptsächlich durch Mönche im Abendlande Verbreitung gefunden und mit dem Christenthume Ackerbau, Wissenschaft, Kunst, Civilisation überhaupt, so förderte Carl die von ihnen gestifteten Klöster, welche überall in den von ihm eroberten Ländern als Leucht-

thürme und Lichtheerde sich erwiesen, vor denen die Finsternisse des Heidenthums und der Barbarei zurückwichen. Diesen Klöstern nun legte Carl die Pflicht und Erziehung der Jugend beiderlei Geschlechtes auf. Damals waren fast alle nach der Regel des heiligen Benedict eingerichtet und geleitet. Durch diese weise und glücklich ausgebildete Regel hatte der Benedictiner-Orden jene wunderbare, organisirte Gliederung erhalten, die ihn in den Stand setzte, seine Aeste und Zweige bald über alle Theile des Abendlandes auszubreiten. In diese, die Zeit durchdringende Strömung war Waltger eingetreten, als er sein Frauenstift in Herford errichtete.

Gern wußten die sächsischen Edelinge ihre Töchter unter der Obhut dieser gottgeweiheten Frauen. Wo konnten dieselben das Opfer der Entsagung und die tausend stillen Tugenden selbstverläugnender Liebe besser kennen lernen, als an diesen lebendigen Vorbildern? Der Anblick und Vorgang dieser Klosterfrauen, ihre Andacht, ihre seelenvolle Hingabe an den Heiland, die Theilnahme an ihren Uebungen der Frömmigkeit, oder wenigstens deren stete Beobachtung mußten die Herzen der Töchter aus vornehmen Häusern veredeln, wie der Unterricht dieser oft sehr gebildeten, selbst aus edeln Geschlechtern hervorgegangenen Klosterfrauen, ihren Kopf erleuchten und sie mit nützlichen, in ihrem Berufe zu verwerthenden Kenntnissen bereichern mußte. Aber nicht blos Herz und Kopf wurden gebildet. Nach dem alten Spruche ora et labora wurden die weiblichen Zöglinge auch zu den nöthigen Hausarbeiten herangezogen und in den Handarbeiten geübt, welche höhere Kunstfertigkeiten erfordern. Nicht nur die Thatsache, daß Theodorich's Mutter das Kloster zu Herford regierte, sondern auch der Umstand, daß seine Güter und namentlich sein Wohnsitz nahe lagen *), bewogen den mächtigen Grafen, seine, um 897 geborene Tochter Mathilde, gerade diesem Stifte zur Erziehung anzuvertrauen. Der jüngere ihrer beiden ältesten Biographen will wissen, daß Mathilde bereits in ihrer zartesten Kindheit durch ihre Großmutter zur Erziehung begehrt worden und daß ihre Eltern diesem Wunsche bald entsprachen.

---

*) In einem Tage konnte von Herford aus seine Einwilligung zur Vermählung mit Heinrich eingeholt werden. Von einigen Schriftstellern wird das Schloß Oldenburg (Alteburg) als Theodorichs Burg genannt. Möser in seiner Osnabrückischen Geschichte (V., §. 15) verlegt, wie schon gedacht, Theodorich's Sitz nach Dietrichsburg, 5 Stunden von Herford. In derselben Gegend liegen auch Mathildens Familiengüter: Selispuer, Buer, Garte, Tettenbuer, Driontheim, welche Otto der Große dem Stifte in Enger beilegte.

Eine hold aufblühende Rose, mit dem Dufte der Unschuld und den Tugenden der Demuth und Bescheidenheit umwoben, zeichnete sich die Tochter von Widukind's Urenkel auch durch äußere Anmuth und eine vortheilhafte liebliche Erscheinung vor ihren Gespielinnen und Mitschülerinnen, aus. „Schön war sie," sagt der ältere Biograph, „von Angesicht, lieblich in ihrer Kindlichkeit, werkthätig, sittsam, demuthsvoll, freigebig und, zumal bei solcher Jugend, durch Gunst der himmlischen Gnade so hoher Lobsprüche werth, daß nichts darüber ging." Der jüngere Biograph dagegen sagt von ihr: „Sie war aus edelm Geschlechte, von wunderbarer Schönheit und ausgezeichneter Sittenreinheit und nahm zu in Allem; jung an Jahren, ehrwürdig durch ihre Tugend, machte sie schnelle Fortschritte im Erlernen der Wissenschaften und den Handarbeiten."

Daß das Kind sich rasch in einer solchen Gott und Menschen wohlgefälligen Weise entwickelte, hatte nächst der Gnade Gottes seinen Grund in den günstigen Verhältnissen. Von edelm Stamme entsprossen, brachte sie schon nichts Gemeines mit zur Welt und war von ihrer Geburt an vor dessen Einflusse sorgfältig behütet. Nur eben erst der Mutterbrust entwöhnt, ward sie in die Gott geweiheten Hallen der Abtei Herford versetzt, welche gegen allen weltlichen Schmutz heilige Befriedigung boten. Wie sie in der Welt nach der Mutter Brust verlangt, ward ihr hier das Verlangen nach Gott eingepflanzt. Eine zärtlich liebende, auf Gottes Wegen wohl geförderte Großmutter, die ihre Erfahrungen aus der Welt nicht vergessen und ihre Erziehungsweisheit aus irdischen und himmlischen Borne zugleich schöpfte, war ihr mit ihrer hingebenden Fürsorge, bei der leicht zu übersehenden Oertlichkeit gleichsam allgegenwärtig. Sie stellte des Kindes sichtbaren Schutzgeist dar und wehrte sicher und gewandt jeden Seelenschaden von der theueren Enkelin ab. Daß sie ihr aus dem Vorrathe ihres heiligen Wissens zur geistlichen Nahrung nur heilsame Bissen reichte und diese alsbald, die für Gott erglühende Kinderseele, Leckerbissen wurden, ist leicht begreiflich.

Das gelehrige, fromme, der Großmutter stets in heiliger Folgsamkeit ergebene Grafenkind, strebte daher schon in seinen zartesten Jahren dem göttlichen Christkinde mit Erfolge nach und „nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen." Stets fühlte Mathilde sich in der Nähe und Gegenwart Gottes, mochte sie nun sich umhertreiben mit den Gespielinnen in den weiten und hellen Kreuzgängen der Abtei, oder, von den Sommerlüften umfächelt, im Klostergarten sich ergehen, oder in die anmuthige, wasserreiche Gegend, in welcher überall das Geplätscher der Wellen ihr Ohr traf, hinaus oder zu dem dunkelbewaldeten, nahem

Berge hinaufschauen, dessen Gipfel im Kloster sichtbar waren. Nur Gott liebte sie in dieser Schönheit seiner Werke, im glänzenden Sterne, im glühenden Sonnenballe, im Strahle, der sich leuchtend hinabstahl durch das lose Laubwerk am Baume, im lebendigen Rieseln der Quelle und allem Schönen, das ihr Ohr und Auge aufnahm. Noch weit tiefer aber erschloß sich der Abgrund seines Wesens ihr in den heiligen Geschichten, womit ihre Lernbegierde befriedigt ward. Sein Walten in dem Gange der Weltbegebenheiten und seine Fügung und Leitung im Leben hoher und heiliger Menschen, offenbarten ihr mehr von dem Unerforschlichen, als die Betrachtung seiner sinnfälligen Werke.

Am gelehrigsten aber zeigte sie sich in der täglichen Schärfung ihres zartbesaiteten Gewissens, in welchem alles Unheilige einen herben Mißklang hervorrief. So ward sie vor demselben, noch ehe es den Eingang zu ihrem Herzen gefunden, gewarnt und wies den Feind noch vor der Pforte ab, der mit unreinem Hauche den klaren Spiegel ihrer Seele etwa zu trüben, versuchte.

Für Nichts war ihr das Klosterleben, das sie umgab, eine bessere Schule, als im Brechen des eigenen Willens. Sie begriff bald, wie zur Eintracht und zum Frieden mit Andern nichts mehr beiträgt, als sich selbst zu besiegen. Auch ward ihr bald klar, wie sie, um vorwärts zu kommen auf der Bahn des Heils, sich als eine Fremde auf Erden, als eine aus der Heimath Verbannte betrachten müsse und daß, wenn ihr Suchen und Streben etwas Anderes, als diese Heimath, oder was das Gleiche ist: Gott, zum Ziele habe, sie nur Drangsal und Schmerz finden könne. Ferner erkannte sie, wie der wahre Frieden nur dadurch erzielt werde, wenn man sich allen Andern unterordne und stets darnach strebe, der Letzte zu sein. Sie überzeugte sich, daß Dienen, nicht aber Herrschen, die Bestimmung, namentlich des Weibes, daß es zum Dulden und zur Thätigkeit, nicht aber zum Müßigange und Vergnügen berufen und wie sie weder hier noch anderwärts ein ruhiges Dasein führen könne, wenn sie sich nicht in jedem Augenblicke, um Gottes Willen demüthige und erniedrige.

Ihr anhaltendes und frommes Lesen der Psalmen des königlichen Sängers, führte ihr frühzeitig erhabene Vorstellungen zu, adelte ihren Geschmack und flößte ihr Wohlgefallen an hohen, himmelan dringenden Gedanken und denkenden Tiefsinne ein. Wie sie geistig und geistlich alle ihre Bildungsgenossinnen an Anlage überragte und an reicher, geistiger Errungenschaft überholte, so that sie sich auch in der Kunstfertigkeit ihrer Hände hervor und war eine Virtuosin in der Anfertigung jener kunst-

reichen Arbeiten, welche damals für die Zierde auch des fürstlichen Frauenzimmers galten. Wie sie sich am Stickrahmen thätig erwies, schämte sie sich auch des Rockens und der Spindel nicht. Wie werden sich Theodorich und Reinhilde, wenn sie von Zeit zu Zeit die geliebte Tochter wiedersahen, ihres Kindes gefreuet haben, das in so herrlicher Weise bei jedem Male edler ausgebildet schien? Der Ausruf des alten Lebensbeschreibers erscheint daher in aller Weise gerechtfertigt. „O du glückselig „geborenes Kind, das nachmals durch Christi Gnade zur königlichen „Würde emporstieg! Eine Ehre der Eltern, eine Freude der Verwandten, „war dasselbe ein hoffnungsvoller Erbe und ein Schmuck künftiger Nach„kommen; liebenswürdig schon bei der Geburt, noch liebenswürdiger aber „durch die Erziehung. Kurz, zu jener Zeit war ein solches Kind eine „Seltenheit!“

Kein Wunder, daß ein Mägdlein dieser Art von sich reden machte! Wie eingezogen auch ihre Erziehung sein mochte, so durchdrang doch alsbald der Ruf ihrer Zucht, Schönheit, Liebenswürdigkeit und Bildung alle Gauen Westphalen's, Thüringen's und des Sachsenlandes. Keiner aber ward davon tiefer ergriffen, als der Herzogssohn Heinrich *).

Viertes Capitel.

Heinrich's Eltern und Jugend.

Liudolph, des Grafen Egbert Sohn und seine Gemahlin Oda, deren schon oben gedacht worden, hausten theils auf ihrer westphälischen Burg Kappenberg, theils zu Ludolfshausen bei Corvey. Schon die Lage dieser Orte beweist die weite Ausdehnung von Liudolph's Besitzungen. Er war reich begütert im Lande und Schirmvogt mehrerer Klöster und Kirchen. So brachte er's zu noch größeren Reichthum und noch höherer Macht, als sein Vater. Seines Hauses Besitzungen erstreckten sich, wie schon gedacht, weit nach den östlichen Theilen. Er führte den Heerbann der Sachsen bis zur Elbe und dem Harze hin. Mit den Carolingern ohnehin

*) Was Mabillon im 41. Buche, 95. Cap. seiner Annalen des Benedictiner-Ordens von Mathilden's Jugend erzählt, ist lediglich aus der jüngern Vita entlehnt.

befreundet, war er sogar Ludwig's des jüngern Schwiegervater geworden. Liudolph starb in der Blüthe seiner Macht im Jahre 866.

Ohne Widerspruch folgten ihm in seinen großen Besitzungen, Reichslehen und Würden seine Söhne, zuerst Bruno *), der 880 mit dem Adel der Provinz in der Nähe von Hamburg fiel und darum die Ehre eines Märtyrers genoß und sodann Otto. Dieser hatte anfangs einen schweren Stand. Gleichzeitig mit den Dänen hatten sich die Slaven und Wenden erhoben und waren hereingedrungen über die Grenzen von Sachsen und Thüringen. Otto hatte freilich jetzt alle Gewalt seines Hauses allein in seinen Händen. Er nahm dieselbe zusammen, erbarmte sich des Landes und schützte das Volk. Noch einmal führte 889 Kaiser Arnulf ein Heer gegen die Abodriten. Allein sein Zug hatte Mißerfolg. Nun thaten die Könige nichts weiter zum Schutze des schwer gedrängten Sachsenlandes. Otto allein blieb diese Sorge überlassen. In wohlverstandener Auffassung seiner Stellung, war er auf seiner Hut und hielt die Streitkräfte Sachsens zusammen. So erhielt er die Ruhe im Innern, trieb allmählich die Eindringlinge wieder aus dem Lande und vertheidigte die Grenzen. Gleichwohl entzog er seinen Arm dem Reiche nicht. Den alten Ueberlieferungen seines Hauses getreu, hielt er es mit dem Königshause, dem er durch seine Gemahlin nahe anverwandt war. Unter Arnulf diente er in Italien. Hier ward ihm die Vertheidigung Mailand's anvertraut.

Seine Weisheit, Tapferkeit, Mäßigung und Macht hatten ihm schon lange das höchste Ansehen in Deutschland verschafft. Hinter dem Könige machte ihm Niemand den Vorrang streitig. Er war der Repräsentant des unter den Deutschen einmal volksthümlichen, durch den Verfall der königlichen Macht der Carolinger, wieder emporgekommenen Herzogthumes. Die Herzöge, wie sie allmählich in den verschiedenen Gegenden Deutschlands sich hervorthaten, lockerten die Fugen des Einheitsverbandes, welchen die Waffengewalt der Carolinger und die kirchliche Uniformität den deutschen, so heterogenen Stämmen, aufgenöthigt.

Die Franken, Bayern, Alemannen, Sachsen, Friesen und Thüringer lebten, bei Carl's weisem Gewährenlassen, nach ihren besondern Rechten

---

*) Er wird als der Begründer von Braunschweig angesehen. Die Schlacht, in welcher er fiel, war mörderisch. Mit ihm lagen todt auf dem Schlachtfelde die Bischöfe von Minden und Hildesheim, 12 Grafen, 18 hohe Reichs-Vasallen und eine Unzahl anderer Krieger. Noch mehr aber waren in dänische Gefangenschaft gerathen. Weil Bruno im Kampfe wider die Heiden und bei Ausbreitung der christlichen Religion fiel, ward er als Märtyrer verehrt.

und Gewohnheiten. Der naturwüchsige Drang, alle diese Besonderheiten zur Geltung zu bringen, sprengte die durch geniale Verwaltungs-Combinationen zusammengehaltenen, sich widerstrebenden Volks-Elemente wieder auseinander. Weder Staatsgewalt noch Kirche waren im Stande, die Verschiedenheit der Stämme länger in organischer Einheit zu halten, nachdem die wunderbare geistige Kraft Carl's des Großen von seinem Hause gewichen war. So groß war aber diese, Carl's Königthume inwohnende Kraft gewesen, daß fast ein Jahrhundert dazu gehörte, bevor dasselbe den Herzögen erlag. Diese hatten freilich auch die Bischöfe wider sich, die schon um der Einheit der Kirche willen, auch an der Einheit des Reiches fest hielten und nach Zertrümmerung derselben in eine abhängige Stellung von den kleineren Teritorialherren zu gerathen, mit Recht besorgten. Das Volk und der niedere Clerus, dem die Verlegenheit des höhern eine gewisse Emancipation in Aussicht stellte, waren für die Herzöge.

Unter diesen hatten, wegen ihrer Mäßigung und persönlichen Vorzüge, am meisten die Liudolphinger Glück gemacht. Ihre Machtentfaltung war ruhig und unvermerkt zu Stande gekommen. Wie von selbst, ohne Rebellion, Kampf und ehrgeizige Machinationen, sahe Otto sich an der Spitze aller deutschen Herzöge, während alle übrigen Herzogthümer durch offenes Auflehnen und Kampf sich von der fränkischen Gewalt unabhängig machten.

Die schlimmste Zeit brach aber in Deutschland an, als Arnulf's sterbender Hand der Scepter entsank, der noch die scheinbare Einheit dargestellt hatte und dem siechen Knaben in die Finger gegeben ward, welcher als Ludwig das Kind, die Reihe der Carolinger in Deutschland beschloß. Einer der Räthe dieses Königs, der Bischof Salomo von Kostnitz, schrieb damals:

„Wundern muß man sich, daß wir noch nicht ganz zu Grunde gerichtet sind. Kein Führer ist da, welcher spräche: Vorwärts! oder: Halt! Stände ein Mann an der Spitze des Heeres, so würde die Ordnung nicht so völlig zerfallen sein, noch hätte Parteiung vermocht, Unheil ohne Maaß anzurichten, oder herzogliche Bosheit den Scepter den Rechtschaffenen zu entwinden. Ueberall fehlt es an einer tüchtigen Faust, die das Ruder führet. Die Zucht ist dahin. Wer andern keine Furcht einzuflößen versteht, verdient die Herrschaft nicht. Jenes Barbarenvolk (Ungarn), das unsere ältern Herrscher einst in der Heimath aufsuchten und Zins zu zahlen nöthigten, dringt jetzt, weil wir kein Haupt haben, in unsere Wohnungen ein und fordert mit Blut den früher gezahlten

Tribut zurück.“ Den nächsten Grund des Unheils findet der weise Bischof in der Unfähigkeit des Herrschers. „Das Siechthum des Knaben, der den Namen des Königs führt, hat uns schon lange der festen Hand eines wahren Herrschers beraubt. Seine Jugend ist unfähig, die Waffen zu führen und das Recht und Gesetz zu handhaben. Sein schwächlicher Körper und die zu tapferen Thaten spät reifende Kraft, machen ihn den Seinigen verächtlich und ermuthigen die Feinde zu jeglichem Wagniß. Wie sehr haben wir zu fürchten, daß die Worte Salomo's: Wehe dir Land, des König ein Knabe ist (Ecclesiast. X., 16), sich an uns erfüllen!“

Nachdem Arnulf's Kraft, welcher Fehden und Empörungen noch niedergehalten, erloschen war, trieb überall trotziger Uebermuth, frevelhafte Auflehnung gegen das Reich, zügellose Selbsthilfe ungescheut ihr verderbliches Wesen. In dieser Zeit entsetzlicher Schmach und allgemeiner Verwirrung, übernahm Otto, in Gemeinschaft mit dem Erzbischofe Hatto, eine Art vormundschaftlicher Regierung, um wenigstens den äußern Feinden gegenüber, eine gewisse Einheit unter den Deutschen zu erhalten. Diese äußern Feinde machten sich die innere Verwirrung zu Nutze, um über die deutschen Länder herzufallen. Unter ihnen wurden auf längere Zeit die schlimmste Geißel, die Magyaren, welche damals schon Ungarn *) genannt wurden, ein finnischer, nomadisirender Volksstamm, der in acht Zweigen in den Steppen am Dnepr bis zu den Donaumündungen hauste. Ihr kriegerischer Sinn, ihr durch rasche Beweglichkeit genährter Hang zum Umherschweifen und nach Beute, sowie ihre vortreffliche Disciplin, machten sie zu furchtbaren Feinden der deutschen Seite des Frankenreichs, an dessen Grenzen sie sich bereits 862 gewagt hatten. Von den Petschenegen, die während eines ihrer Streifzüge ihr offen gelassenes Land eingenommen, aus ihren Wohnsitzen verdrängt, zogen die Magyaren die Donau hinauf, um sich eine neue Heimath zu gründen. Sie fanden dieselbe zwischen den Karpathen und der Donau in den letzten Jahren des neunten Jahrhunderts. Von da aus richteten sie das mährische Reich allmählich zu Grunde und drangen 899 sogar in Italien ein, überall Mord, Brand und Verwüstung verbreitend.

---

*) Widukind von Corvey nennt sie „Avaren, welche jetzt den Namen „Ungarn führen. Diese Avaren sollen nach Einiger Meinung Abkömmlinge der „Hunnen sein. Die Hunnen stammen von den Gothen.“ Und nun erzählt er eine fabelhafte Geschichte von dieser Abstammung, welche keinerlei historische Kritik aushält.

Die Schwäche Ludwigs des Kindes lockte sie nach Deutschland. Sie wurden zwar zurückgeschlagen, befestigten sich aber in der Heimath durch Einverleibung des mährischen Reiches und herrschten nun bis an die Grenzen des fränkischen. In den Jahren 906 und 908 berührten ihre Züge auch Sachsen. Hierher wurden sie von den Daleminciern, einem Stamme der Slaven an der Mittelelbe, in der Gegend von Meißen, zu Hilfe gerufen, welche durch Otto's Sohn, Heinrich, siegreich „mit Feuer und Schwert furchtbar heimgesucht“ worden, wie Thietmar von Merseburg sagt.

Hier erscheint Heinrich zum ersten Male in der Geschichte. Seinem Vater hatte er sich ohne Zweifel bereits früher bewährt. Denn Widukind von Corvey bemerkt ausdrücklich: „Da der Vater die Weisheit und Klugheit seines Sohnes sahe, überließ er ihm ein Heer wider die Dalemincier, gegen welche er selbst schon lange gekriegt hatte.“ Heinrich muß damals dreißig Jahre alt gewesen sein; denn als er dreißig Jahre darnach starb, war er sechszigjährig. Das Jahr seiner Geburt war also etwa 876. Seine Mutter war Hedwig (Hathui, Haduwich), Ludwig's des Frommen Enkelin, nach Einigen Ludwig's des Deutschen Tochter, nach Anderen aber eine Tochter Eberhard's und Gisela's, der Tochter Ludwigs des Frommen. Von ihr ist weiter nichts bekannt, als daß sie außer Heinrich, ihrem Gemahle Otto noch zwei ältere Söhne, Thankmar und Ludolph, geboren, welche aber vor dem Vater starben. Sie selbst starb wahrscheinlich im Jahre 903.

Leider ist uns von Heinrich's Kindheit nichts, von seinen Jünglingsjahren wenig bekannt Thietmar von Merseburg sagt nur: „Der Knabe wuchs wie ein verborgenes Bäumchen still heran; dann aber strahlte, eine Frühlingsblüthe, der wackere Kämpe allmählich hervor.“ Doch läßt sich, kennt man etwas Ausgebildetes, sonst die Art der Ausbildung wohl errathen, zumal, wenn einzelne kleine, in den Geschichten zerstreut liegende Züge zu Hilfe genommen werden. Allein Heinrich hat, was er wurde, zumeist seinen herrlichen Anlagen zu danken. Mit einem festen Körper ausgerüstet, eignete er sich ganz für die kriegerische Erziehung, die ihm sein Vater geben ließ und welche in jenen Zeiten der Kraft, eine Leibesstärke voraussetzte, wie sie heutzutage nicht mehr zu finden. Die Probe läßt sich leicht machen. Auch das kräftigste Individuum wird nicht im Stande sein, (vorausgesetzt, daß sie ihm überhaupt paßt,) eine Ritterrüstung aus alter Zeit nur eine Stunde lang zu tragen, geschweige denn, darin ganze Tage zu sitzen und wohl gar Tage lange Kämpfe und Strapatzen zu bestehen. Daß Heinrich einen „ungemein schönen Körperbau besessen,“

der seine „äußere Erscheinung zu einer glänzenden" machte, bezeugt der Mönch Widukind von Corvey seiner Enkelin Mathilde ganz ausdrücklich. Eine noch stärkere Zeugin für Heinrich's Schönheit ist seine Gemahlin Mathilde. Denn, nur weil sie in ihres Sohnes Heinrich Schönheit das Ebenbild seines Vaters wiederfand, hing ihr Herz an diesem zweitgebornen Kinde mit einer übermäßigen Liebe, welche die einzige Sünde dieser Heiligen zu sein scheint, da sie diesen Liebling dem ältestgeborenen Otto ungerecht vorzog.

Im Kampfspiel erwarb Heinrich, nach Versicherung desselben Gewährsmannes, eine solche Geschicklichkeit, „daß er Alle übertraf" und von allen „Kämpen gefürchtet war." (Daß er einen tapfern Muth besessen, bezeugte ihm König Konrad, der Heinrichen nach seines Vaters Otto Tode nur deshalb mit aller Gewalt des Verstorbenen zu bekleiden, Bedenken trug, weil er sich, wie Widukind sagt, „schon jetzt zu wiederholten Malen von dem Muthe des jungen Herzogs überzeugt hatte.")

(Wie dem Kampfspiele und dem wirklichen Kampfe,) lag Heinrich auch mit Vorliebe und Erfolge dem edeln Waidwerke ob. „Ein so großer Jäger war er, „daß er," wie Widukind meldet, „jedes Mal vierzig auch „mehr Stück Wild an einem Tage eigenhändig erlegt haben soll." (Das war für eine Zeit, wo man das arme Wild noch nicht mit Pulver und Blei zu erlegen sich gefiel, eine überaus reichliche Jagdbeute.) Unter allen Vergnügungen der Jagd liebte er aber das Vogelstellen. Wer hätte nicht von Heinrich dem Finkler gehört, wie er am Vogelheerd saß und die Abgeordneten der deutschen Stämme, die ihn zu Fritzlar zum Reichsoberhaupte gewählt, mit der Krone zu ihm kamen und ihn auf den Thron beriefen? Noch heute heißt ein kleiner Platz unterhalb des Quedlinburger Schlosses im Westendorfe der Finkenheerd, weil Heinrich sich, der Jagd und des Vogelsanges wegen, oft in dem dazu sehr wohl gelegenen Quedlinburg aufhielt, wo er eine Burg hatte. Daß auf dieser Stelle die Gesandten den Herzog angetroffen, beruht nur auf einer alten schönen Sage, die mit der Zeit weiter ausgeschmückt ist. Die Geschichte weiß nichts davon *). Heinrichs Vorliebe für den Vogelsang lebt aber in dem Beinamen Anceps fort, den er schon in sehr alten, geschichtlichen Denk-

*) Braunschweig, Einbeck, Stauffenberg, Gittelde und Harzburg wissen auch einen Finkenheerd vorzuzeigen, auf welchem Heinrich von Eberhard die Nachricht seiner Wahl erhalten, als er eben dem Vogelfange oblag. Bei dem Harzburger waltet, wie Waitz in der weiterhin zu erwähnenden Abhandlung nachgewiesen, eine Verwechslung mit Heinrich IV. ob.

malen trägt*). Zuerst kommt der Name in den unten näher zu erwähnenden Annales Palidenses vor. Derselbe wird dem Umstande zugeschrieben, daß Heinrich zu Dinklar mit seinen Kindern Vögel in Schlingen gefangen habe. Diese Annalen melden freilich auch, er sei von den Fürsten, die ihm die Wahl meldeten, beim Vogelfange angetroffen. Auch der Annalista Saxo, der unter Friedrich Barbarossa schrieb, spricht vom cognomento auceps, desgleichen der mit 1126 seine Chronik beendende Hamersleber Mönch bei Leibniz: Script. Brunvic. I. S. 707 **).

Daß er sich vor seinen Brüdern ausgezeichnet, meldet die Geschichte ausdrücklich. Diese führt auch einen Fall aus seiner Jugend an, wonach er es den Brüdern auch in guten Werken zuvorgethan. Der Annalista Saxo meldet zum Jahre 907: Heinrich habe mit seinen Brüdern eine Differenz gehabt wegen einer großen ländlichen Besitzung, welche ihr Vater der Gandersheimer Kirche zugewendet. Heinrich konnte es nicht

*) In ein gut gemeintes, aber durchaus nothloses Ereifern geräth der alte wackere v. Kerz in seiner Fortsetzung der Stolbergischen Geschichte der Religion Jesu Christi (XXIX. S. 126), wenn er, nachdem er seinem Aerger darüber Luft gemacht, daß Geschichtsschreiber und Chronisten die Mode aufgebracht, den Königen und Fürsten größtentheils abgeschmackte Beinamen zu geben und daß Heinrich auf diese Weise zu dem des Vogelstellers gekommen sei, sich also ausläßt: „Es gehört doch eine ganz unbegreifliche Geistesarmuth dazu, wenn man zur Bezeichnung eines Regenten, dessen thatenreiche und ruhmvolle Regierung in der politischen, wie in der Culturgeschichte Deutschlands Epoche macht, der zuerst das von den Ungarn den Deutschen aufgelegte schmähliche Joch wieder zerbrach, durch seine glänzenden Siege über Slaven und Wenden, diese Völker auf immer Deutschland unterwarf, durch Eroberung eines Stückes von Dänemark den Einfällen der Normannen ein Ende machte, die Grenzen des deutschen Reiches östlich bis an die Oder und nördlich bis an die Sly erweiterte, unter der Aegide seines Namens die deutsche Nation zum ersten und mächtigsten Volke von Europa erhob und durch Erbauung so vieler Städte den Grund zu dem nachher so schnell und so schön aufblühendem Flor von Deutschland legte, kurz, wenn man zu näherer Bezeichnung eines so großartigen, weit über sein Jahrhundert hervorragenden Monarchen kein anderes Beiwort, als jenes des Finklers aufzufinden weiß. Wollte man König Heinrich durchaus einen Beinamen geben, so mußte man ihn den Großen nennen. v. Kerz hat ganz unbeachtet gelassen, daß Heinrich im Munde des Volkes, das in solchen Dingen seine eigenen Wege gehet, wie der alte Fritz längst den Beinamen hatte, bevor Jemand denselben schriftlich brauchte, daß also der Fall, ihm durchaus einen Beinamen geben zu wollen, gar nicht vorlag.

**) Eine große Abhandlung über die Wahl Heinrich's und dessen Beinamen hat Waitz in einer Beilage zu seinen Jahrbüchern des deutschen Reichs unter Heinrich I. S. 178 geliefert. Er kennt aber die Annales Palidenses nach nicht.

über's Herz bringen, seinen Brüdern in der Revocation dieser Schenkung beizustimmen, welche 11,000 Mansi (à 12 Joch) davon abzutrennen, sich unterstanden. Heinrich überließ lieber den auf ihn fallenden Theil der Kirche, als daß er sich mit den Brüdern der Excommunication aussetzen wollte. Er ertrug lieber die ihn erwartende Enterbung, als in dieser Weise mit den Brüdern Theilung zu pflegen. Gott ließ dieses nicht unbelohnt, sondern ihm, nachdem die Brüder gestorben, das ganze väterliche Erbe zu Theil werden. Der Annalist erzählt das Factum den Annales Palidenses nach.

Rasch auflodernden Gefühles, that Heinrich in seiner Jugend wohl Manches, das er sich nachmals zum Vorwurfe machte. Allein er wußte, wie er sich des eingedrungenen Giftes im reinigenden Sacramente der Buße entledigen konnte und machte als ein frommer und gläubiger Christ von diesem Seelenheilmittel zu seiner Genesung den richtigen Gebrauch. Dabei war er wider sich eher zu scharf, als zu nachgiebig. Er fügte den auferlegten Bußen sehr strenge Verschärfungen hinzu. Diese dehnte er einst (er soll damals erst zwanzig Jahre alt gewesen sein) bis zu einer Wallfahrt nach Rom aus. Thietmar von Merseburg meldet: „So oft „Heinrich sich gegen seinen Gott und Herrn im Uebermuthe erhoben hatte, „erniedrigte er demüthig seine Gewalt und beugte sich unter das Joch „entsprechender Buße. So habe ich gehört, daß er einst nach Rom ge„reist sei, um dort zu beten und zwar mehr zu Fuß, als zu Pferd und „als Viele ihn fragten, warum er das thue? da habe er seine Schuld „bekannt.“

Diese römische Reise soll er auch in anderer Weise noch sich zu Nutze gemacht haben. Durch Studium und Uebung erwarb er sich hier die Anmuth und Beredtsamkeit, die alle Geschichtsschreiber an ihm rühmen und mittelst deren er seine Krieger im Kampfe so sehr zu begeistern, seinen reifen Ansichten im Rathe der Fürsten Eingang zu verschaffen und seine Gemahlin im persönlichen Verkehre so zu fesseln wußte, daß ihr nach seinem Tode keine Unterhaltung mehr zusagen wollte und sie eine unausfüllbare Lücke fühlte, deren sich Gott bediente, ganz in sie einzugehen und für ihn fortan die ganze Welt und alle Anmuth, die von Menschen ausgeht, für Nichts zu achten.

Seine lebhafte Natur verläugnete Heinrich auch im Umgange nicht. Er war ein Freund anregender und heiterer Unterhaltung. Bei Gastmahlen zeigte er sich sehr aufgeräumt. Er sprudelte von fröhlichem Muthe und Scherz, allein niemals vergab er dabei seiner Würde das Mindeste. Durch sein bei aller Ungezwungenheit würdevolles Verhalten

hatte er denen, mit denen er auch in häufigerem Zusammenkommen verkehrte, die Fürsten nicht ausgeschlossen, so viele Achtung und Ehrfurcht eingeflößt, daß sie es nie versuchten, eine Vernachlässigung der geringsten Anstandspflicht gegen ihr Oberhaupt sich zu Schulden kommen zu lassen. (Widukind.)

Leutselig und Allen gefällig, vermochte er nicht leicht, Jemandem eine Bitte abzuschlagen. Als er längst der mächtige Herrscher Deutschlands war und die Großen auswärtiger Reiche kamen, sich persönlich um sein Wohlwollen zu bewerben, seiner Tugend ihren Tribut zu bringen und ihm ihre Liebe zu erweisen, machte Heinrich noch ein Jahr vor seinem Tode dem Grafen Heribert von Vermendois, welcher um des deutschen Königs Fürwort bei seinem Herrn gegen den König Rudolf v. Burgund gebeten, eine Reise nach Frankreich, um persönlich die Angelegenheit, die den Heribert drückte, beizulegen. (Widukind.)

Heinrich's kirchliche Haltung und religiöse Gesinnung wird sich aus dem Verlaufe gegenwärtiger Geschichte ergeben. Daß er „schon von Kindesbeinen an Gott fürchtete und in dessen Barmherzigkeit sein ganzes Vertrauen setzte," bezeugt ihm Adam v. Bremen (I. 58). Mit solchen Eigenschaften reiste in Heinrich der Retter Deutschlands heran, von dem Widukind am Ende seiner Laufbahn sagen konnte, er sei an Vorzügen des Geistes und Körpers keinem Fürsten Europa's nachgestanden.

Sein Vater Otto hatte also richtig erkannt, daß er der rechte Mann sei, die Dalemincier, die er schon seit Jahren selber bekämpft hatte, die aber immer von Neuem wider die Sachsen sich erhoben, im Zaume zu halten. Heinrich trieb die Dalemincier auch glücklich zu Paaren. Aber diese suchten, wie Widukind berichtet, Hilfe bei den Ungarn und fanden dieselbe auch. Noch in dem nämlichen Jahre 906 ergossen sich die ersten Magyaren-Schwärme über Sachsen. Der als Sieger wider die Dalemincier heimgekehrte Heinrich vermochte dem Andrange der Ungarn nicht zu widerstehen. Nachdem sie im Jahre 907 durch ihre Verwüstungen Bayern fast zu Grunde gerichtet und dessen Herzog erschlagen hatten, durchbrachen die Magyaren die Marken des nördlichen Deutschlands im Jahre 908 auf's Neue und hausten mit der wildesten Grausamkeit. Nicht nur Sachsen verheerten sie, sondern auch das Land der Freunde, von denen sie gerufen worden, verwüsteten sie und zwar so, daß die Dalemincier den eigenen Boden verlassen und fremden Völkern für den Unterhalt zu dienen, gezwungen wurden. In Thüringen stellte sich ihnen Markgraf Burchard entgegen. Aber auch er fand Niederlage und Tod

im Kampfe, mit ihm zugleich der Bischof Rudolf von Würzburg und Graf Egino.

Im Jahre 909 war Schwaben der Schauplatz der Ungarischen Verwüstungen. Im folgenden Jahre schlugen sie die nämliche Straße ein und brachten an der Mündung des Lech der Streitmacht des Reiches eine Niederlage bei. König Ludwig sahe sich gezwungen, ihnen einen jährlichen Tribut zu zahlen. Demnächst wurden sie aber von den Bayern zurückgewiesen. Nun nahmen sie sich erst Zeit, sich in ihren neuen Sitzen an der Donau einzurichten, die sie von den Karpathen bis zu den Grenzen des Ostfrankenreichs und Böhmens ausgedehnt hatten.

Inzwischen war einige Jahre hindurch Ruhe. Diese benutzten Otto und sein nun bewährter Sohn Heinrich, ihr Herzogthum zu consolidiren. Gott lohnte dem erlauchten Otto die Treue gegen seinen irdischen Oberherrn mit auffallendem Segen. Keiner unter den Fürsten Deutschlands hatte sein Land so gut über dem Verfalle gehalten, als Otto. Nach Burchard's Tode fiel ihm auch in Thüringen die höchste Gewalt zu. Dieses schutzlose Land konnte nur von ihm Hilfe und Rettung erwarten. Denn seine Besitzungen erstreckten sich an seine Grenzen hin. Weit hinauf an der Unstrut herrschte er. In die goldene Aue schauten seine festen Schlösser hinab und boten Thüringen Schutz und Schirm. An der Ostgrenze Thüringens verloren auch die Sorben ihre Macht und ihr Land wuchs der thüringischen Mark zu. Nicht minder ward im Norden Sachsens die Macht der Wenden gebrochen. Sie wurden aus der Altmark über die Elbe zurückgedrängt. Auch die überelbischen Sachsen nahmen allmählich die Sitze wieder ein, aus denen die Normannen (Dänen) sie verdrängt hatten.

So dehnte Otto sein Sachsen nach allen Seiten hin aus. Er widmete ihm väterlichste Fürsorge. Sein Regiment war milde und gerecht. Es war des Volkes wahren Bedürfnissen entsprechend und in die Geschichte des Landes so natürlich hineingewachsen, daß Niemand es sich anders zu denken vermochte. Die Gewalt, mit der er herrschte, ließ dem Unterthanen so freie Bewegung, daß man gern über dem nahen Herzoge den fernen König vergaß und Otto, ohne alle selbstsüchtige Prätension, durch seine persönliche Geltung so hoch stieg, daß ihm allein unter allen deutschen Fürsten der an königliche Ehren grenzende Beiname, der Erlauchte, zu Theil ward. Keine Gewalt im Reiche war der seinen zu vergleichen. Unbesorgt um hohen Titel und Namen, war er bei aller Hingabe an das Reichsoberhaupt der unumschränkte Machthaber im erweiterten Sachsen- und Thüringerlande.

Kein Wunder, wenn nach dem Tode Ludwig's des Kindes, sich Aller Blicke auf Otto wandten, welcher der Einzige war, der dem durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme (die außer der Sprache auch noch andere gemeinsame Güter besaßen, welche eine Gesammtsorge und Vertheidigung erheischten) eingegebenen Wunsche nach einem gemeinschaftlichen Oberhaupte entsprechen konnte. Nur er vermochte es, die Sonderinteressen durch die erforderliche Einheit im Zaume zu erhalten und jeder Besonderheit mit Rücksicht auf das Wohl des Ganzen, ihren gerechten Antheil und Bestand zukommen zu lassen. Selbst die stolzen Franken, bei denen von Anbeginn das Königthum gewesen, gaben dem Sachsenherzoge vor ihrem eigenen den Vorzug. Wie würdig und ansehnlich er auch war, an Weisheit und Erfahrung, an Mäßigung, Reichthum und Gewalt mußte er doch Otto weichen. Die Wähler des Reiches wandten deshalb ihre Stimmen auf Otto. Dieser, dem Greisenalter nahe, mußte Bedenken tragen, der angebotenen Krone schwere Last auf sein schon durch die Jahre gebeugtes Haupt zu nehmen. Widukind meldet einfach: „Da Ludwig (das Kind) keinen Erben hinterließ, bot das gesammte Volk der Sachsen und Franken Otto die Krone an. Otto aber wies sie wegen seines hohen Alters zurück und gab den Rath, Conrad, den bisherigen Herzog der Franken, zu wählen. Doch behauptete Otto nachher, wie vorher, das höchste Ansehen im Reiche."

Im ersten Drittel des November 911 übernahm Conrad die Regierung des Reiches. Aber schon nach einem Jahre verlor er den Mann, dem er die Krone verdankte und dessen Rath ihm noch so nöthig war. Otto starb am 30. November 912. Er konnte getrost das von Gott in seine Hände gelegt gewesene Werk der rüstigen, edeln Kraft seines Sohnes Heinrich überlassen. Unter den Leidtragenden befand sich auch seine 107jährige Mutter Oda.

Fünftes Capitel.

Heinrich und Mathilde werden ein Paar.

Otto der Erlauchte war nicht ohne die Aussicht in die Ewigkeit gegangen, daß sein legitimer Stamm weiter blühen werde. Acht Tage vor seinem Tode ward ihm am 22. November 912 sein gleichnamiger Enkel

geboren. Um Otto's Geschichte nicht zu unterbrechen, ist von Heinrich seit seinem Siege über die Daleminicier und seinem Rückzuge von den Ungarn nicht die Rede gewesen. Diese Lücke ist nun auszufüllen. Mit Kriegsruhm war nach seinem Feldzuge an der mittlern Elbe Heinrich's Herz gefüllt. Seiner erregbaren Natur ungeachtet, scheint aber die Minne dasselbe noch nicht beglückt zu haben. Allein bald nach seiner glorreichen Heimkehr erblickte er ein Weib, das seine Neigung entflammte. Diese Frau war eine junge Wittwe und ihr Name Hatheburg. Des reichen Grafen Erwin von Merseburg Tochter und mit nur einer Schwester die künftige Erbin seines Reichthumes, hatte sie durch Schönheit und Liebenswürdigkeit frühzeitig schon die Augen vieler Freier auf sich gezogen. Nicht wenige hätten gern den umfangreichen Theil von Merseburg gewonnen, den Herr Erwin besaß und welcher damals, wie noch heute die Altenburg *) heißt. Den vorhergegangenen Freier, dem Hatheburg ihre Hand reichte, nennt die Geschichte nicht **). Wer er auch gewesen, lange erfreute er sich der Verbindung mit ihr nicht. Im Jahre, wo andere ihres Geschlechtes noch an die Vermählung kaum denken, stand sie im Trauergewande an der Bahre des abgeschiedenen Gemahles. Ob Trauer, ob Ueberdruß ihr das Leben in der Welt verleideten, oder ob sie wirklich nur Gotte zu dienen beabsichtigte, läßt sich nicht mehr ermitteln.

Hatheburg hatte sich durch ein Gelübde dem klösterlichen Leben geweihet und ihre reiche Erbschaft war dem Kloster bestimmt. Wie Heinrich um diese den Orden beneidete, gönnte er auch die anmuthige Hatheburg den Welt abschließenden Mauern nicht. Doch wagte er nicht selber, dies ihr zu sagen. Ob Blödigkeit der ersten Liebe hieran Schuld war, oder edler Stolz, der wohl begriff, daß er viel verlange von einem Weibe, deren Herz bei den Todten war, oder zwang ihn hierzu die damalige Sitte, wir wissen es nicht anzugeben.

„Entbrannt von jugendlicher Liebe zu der vielgepriesenen Frau,“ sagt Thietmar von Merseburg, „sehnte er sich, sie zu besitzen. Eiligst „schickte Heinrich, angezogen von Hatheburg's Schönheit und Reichthum, „Abgesandte und warb um sie, sein Wort verpfändend. Vom Ziele sei„ner Wünsche ablassen, wollte er nicht, obwohl er wußte, daß sie Wittwe „und Nonne war. Sie aber ließ sich durch Rath und Bitten bewegen, „den Sendboten zu folgen und wurde ehrenvoll empfangen und von den

*) Die Meisten nennen die Ortschaft Allstätten oder Allstadt.

**) Falcke Cod. tradd. Corbej. pag. 521 will ermittelt haben, daß er Osdach geheißen.

„Seinigen mit gebührender Liebe aufgenommen. Nachdem das Beilager „gehalten war, kam der junge Ehemann mit seiner Gemahlin nach Merse- „burg und, indem er, berechtigt durch seinen hohen Rang, alle Nachbarn „zu sich lud, fesselte er sie mit solcher Zutraulichkeit an sich, daß sie in „ihm zugleich den Freund liebten und den Herrscher ehrten."

Diese Ehe Heinrich's und Hatheburg's war nach den Gesetzen der Kirche eine verbotene. Damals saß Sigismund I. (welcher 923 starb) auf dem bischöflichen Stuhle von Halberstadt. Zu seinem Sprengel ge- hörten damals noch Merseburg (das erst später zum Bisthume erhoben ward) und Altenburg. Sigismund war ein energischer Kirchenfürst. Be- zeichnend für seine Gesinnung ist Folgendes: Seine Einkünfte waren damals noch gering. Um seinem Stifte nicht beschwerlich zu fallen, verdiente er sich, ein wahrer Apostel, seinen Unterhalt durch das Abschreiben alter Werke und das damals übliche Malen der An- fangsbuchstaben und vereinigte so das ora mit dem labora. Ein solcher Mann der Consequenz ließ in seinem Sprengel keine Abweichung von irgend einem Kirchengesetze zu. Seinem Geschick zur kirchlichen Re- gierung verdankte das Bisthum Halberstadt, das, obwohl es schon 100 Jahre bestand, noch unansehnlich war, seine spätere Bedeutung durch die festen Ordnungen, die er einführte und den sichern Grund, den er zu allem Kirchlichen legte.

„In dieser Zeit," meldet Thietmar, „war Sigismund, Bischof von „Halberstadt, ein kluger Mann, der durch seine Kenntnisse in allen geist- „lichen, wie weltlichen Wissenschaften, sich vor allen seinen Zeitgenossen „auszeichnete, geistlicher Hirt und Vater Ostsachsens. So wie dieser, der „mit der größten Frömmigkeit den glühendsten Eifer für das Reich Christi „(ein Zeichen eines vollendet erhabenen Sinnes) verband, das verübte „Unrecht jener Eheverbindung erfuhr, erbebte er vor Schrecken über die „Schuld seiner Schäflein. Sogleich verbot er ihnen durch einen Bevoll- „mächtigten und durch eine Zuschrift, vermöge des Bannes apostolischer „Amtsgewalt, jeden weitern Umgang und berief sie Beide vor eine dazu „angesetzte Synode."

Heinrich, dem so wenig als den Seinigen bekannt gewesen sein mochte, daß seine Vermählung mit Hatheburg eine unerlaubte war, ward ob dieser Kunde bestürzt. Liebe und Pflichtgefühl rangen in seiner Seele mit einander. Er glaubte durch Verwendung beim Hofe des Königs, der seinem Vater zu mannichfachem Danke verpflichtet war, eine Sinnes- und Willensänderung bei dem strengen Bischofe herbeiführen zu können, weil er meinte, ein ungezügelter Eifer sei der Grund seiner Strenge gegen

ihn. Bei Hofe ging man gewährend auf Heinrich's Bitten ein. „Es „ward schnell ein königlicher Abgeordneter an den Bischof entsendet, der „von demselben begehren sollte, die durch sein Gebot Gebundenen sogleich „wieder zu lösen und die ganze Sache bis zur Erscheinung des Königs „auszusetzen“ *).

Der Bischof, der nur gethan hatte, was seines Amtes war, scheint von Vollstreckung des Bannes Abstand genommen zu haben. Vielleicht gelang es ihm, Heinrich von seinem Unrechte zu überzeugen. Denn Heinrich's Gehorsam gegen die Kirche konnte nur momentan erschüttert werden. Ein bewußter oder gar hartnäckiger Widerstand war ganz seiner frommen Natur zuwider. Nur Heißblütigkeit und jäh auflodernde Empfindung konnte ihn, aber nur vorübergehend, in Widerspruch mit einem Kirchengesetze oder einem rechtlich begründeten Befehl der Kirchenobern bringen.

Eine gleiche Ueberzeugung scheint bei Hatheburg sich Eingang verschafft zu haben. Kaum war ein Jahr verflossen, kaum hatte Hatheburg ihren Sohn Thankmar (Tammo) geboren, als Heinrich selbst das Band mit ihr trennte, das die Kirche als eine Ehe nicht anerkennen durfte. Daß Heinrich bloß, wie Thietmar will, weil „die Liebe zu seiner Ge„mahlin abnahm und er für eine Andere im Stillen entbrannt war,“ sich von Hatheburg getrennt, entspricht seinem Edelsinn weit weniger, als das aus höheren Rücksichten im Gehorsame gegen die Kirche gebrachte Opfer seiner ersten Liebe. Es ist um so weniger in diese Annahme Zweifel zu setzen, als Thietmar selber bezeugen muß, Heinrich habe „öffentlich bekannt, daß er bisher durch die unerlaubte Ehe sich arg versündigt habe.“ Dies entspricht durchaus Heinrich's offenem und edelm Charakter. Es ist eine Entwürdigung desselben, wenn Treitschke (Heinrich I. und seine Gemahlin Mathilde S. 12) meint: „Heinrich's hellsehender Verstand lasse uns nicht glauben, daß er, wie er vorgab, Gewissensbisse über diesen von ihm so kräftig gethanen und dann mit dem Bannfluche belegten Schritt gefühlt habe.“

Hatheburg, welche vor dem Kirchengesetze nur als eine Concubine galt und ihrem Gemahle nur Bastarde gebären konnte, ging bald nach ihres Sohnes Geburt in's Kloster, ließ aber diesem ihre Güter, welche Heinrich in Verwaltung nahm. Alles Bisherige kann sich nur in der Zwischenzeit von 906 bis 909 begeben haben.

*) Thietmar nennt hier Conrad als König. Das war dieser, zur Zeit, wo sich Obiges ereignete, wohl noch nicht, sondern Ludwig das Kind herrschte noch.

Heinrich, der nun wieder frei und 33 Jahre alt war, durfte nicht zögern, zu einer Ehe zu schreiten, wenn er den erlauchten Stamm der Sachsenherzöge nicht in die Gefahr bringen wollte, auszusterben. Der Wunsch seines hochbetagten Vaters und ohne Zweifel auch die Stimme seines Volkes forderten in dieser Beziehung seine Wiedervermählung. Aus innern Gründen ist Thietmars Auffassung, wie Heinrich zu dieser zweiten Vermählung gelangte, zu verwerfen. Derselbe meldet: „Indem die Liebe zu seiner „Gemahlin (Hatheburg) abnahm, entbrannte er im Stillen in Leidenschaft „für eine schöne und reiche Jungfrau Mathildis. Und bald brach denn „auch die heimliche Glut hervor und .... er ließ durch Verwandte und „Abgeordnete die Geliebte, die eine Tochter des Theodorich war .... „angehen, seine Wünsche zu gewähren. Und wie denn eines Weibes „Sinn beugsam ist, willigte sie, besonders auch, da sie wußte, daß Hein„rich in jeder Beziehung gar fein und anziehend war, in seinen Antrag.“ Abgesehen davon, daß sie weit angenehmer zu lesen, entspricht Heinrich's und Mathilden's Wesen und der altdeutschen, züchtigen Sitte weit mehr die Erzählung, welche die beiden alten vitae unserer Heiligen von der Werbung um ihre Hand geben. Ich lasse folgen, was sie vereint darüber berichten:

„Da aber der Ruf von Mathilden's löblicher Tugend sich verbreitete, „gelangte er auch zu den Ohren des erlauchten Herzogs Otto, welcher „sogleich seinen Grafen Thietmar, Heinrich's Erzieher, absandte, um zu „erkunden, ob die Jungfrau so schön und rühmlich sei, wie die Sage „ging. Seines Herrn Befehle gehorsam, machte dieser sich eilig auf den „Weg nach dem Kloster Herford. Er trat sogleich in das Zimmer der „ältern Damen, welche auf Befehl der Aebtissin den Dienst der Jungfrau „besorgten. Mit ihrer Hilfe kam er heimlich in's Kloster und sahe sich „sorgfältig die schöne, fürstliche, überaus löbliche Jungfrau an. Nachdem „er in der Stille und vorsichtig Jegliches, was er wünschte, erforscht und „in Betracht gezogen, meldete er erfreuet Alles, was er wahr genommen „hatte. Am folgenden Tage beschloß Herzog Otto, es solle nun auch „sein Sohn Heinrich sich in Gesellschaft des Grafen Thietmar, seines „Lehrers, nach Herford begeben, um durch vorsichtige Einnahme des „Augenscheines die Ueberzeugung zu gewinnen, ob die leiblichen und mo„ralischen Eigenschaften der Jungfrau auch ihm zusagten. Er erwählete „also nicht wenige junge Leute von edelm Geschlechte und zierlich von „Aeußern, um den jungen Heinrich zu begleiten, um in desto stattlicherm „Aufzuge an dem bestimmten Orte zu erscheinen. Als sie dem Kloster „nahe gekommen waren, schlugen sie im freien Felde ein Lager auf und

„es gingen erst einige Wenige von ihnen, unter dem Scheine, zu beten, „in die Capelle. Hier erblickten sie die Jungfrau, wie sie saß und das „Psalmenbuch in der Hand hielt, in ehrbarster Haltung und andächtiger „Anbetung. Heinrich aber, von Liebe zu der ausgezeichneten Jungfrau „ergriffen, verbot seinen Gesellen, irgendwo zu verrathen, weshalb sie „hierher gekommen. Unverzüglich kehrte er zum Lager zurück, wo die „übrigen jungen Leute verweilten. Hier legte er sich fürstlichen Schmuck „und Gewand an und kam mit großem Gefolge von Neuem zur Kirche. „Er begehrte, daß ihm Gelegenheit gegeben werde, mit der Aebtissin zu „reden. Diese kam zum Vorschein und empfing ihn und alle seine Ge„fährten mit Freuden. Nach gegenseitigem Begrüßen führte sie den jungen „Heinrich auf ihr Zimmer und hatte mit ihm eine lange, freundschaft„liche Unterhaltung. Der treffliche junge Mann faßte sich inzwischen ein „Herz und fing an, allmählich die Rede auf die Jungfrau zu bringen. „Er stellte Fragen nach ihrem Alter und ihrer äußern Erscheinung. Zu„letzt begehrte er auch die Erlaubniß, sie sehen zu dürfen. Auf den Be„fehl der Aebtissin herbeigerufen, erschien sie, jungfräulich einherschreitend „und in der Haltung ächter Schaam, mit heiterer Stirn. Ihr schön an„zuschauendes Antlitz war den Lilien an Weiße, an blühender Farbe den „Rosen vergleichbar. Als sie der treffliche Jüngling in solcher Schöne „sahe, verlangte er, unvermögend, die Liebe seines Herzens länger zu „verbergen, mit dringendem Ersuchen, daß ihm die Jungfrau verlobt werde. „Auf dieses schlug die Aebtissin die Augen nieder und stockte schwankenden „Sinnes lange mit der Antwort. Als aber der junge Herr je länger, „je beharrlicher auf der gethanen Bitte bestand, antwortete die ehrwürdige „Frau endlich mit folgenden Worten: „„Es steht uns nicht zu, sie ohne „„Anhörung und Zustimmung ihrer Eltern Jemandem zu vermählen. „„Es ziemt sich vielmehr, daß sie ohne Verletzung des Vertrauens denen „„zurückgegeben wird, von denen sie unserer Obhut anempfohlen worden. „„Auch sind wir in Zweifel, ob sie jene nicht schon einem andern Ge„„mahle zur Ehe bestimmt haben; denn schon sehr viele durch Geburt „„und Schönheit ausgezeichnete Männer haben sie begehrt. Obwohl es „„uns unbekannt ist, welchen darunter sie sich zum Schwiegersohne er„„wählen möchten, wollen wir doch der Erfüllung Eueres Wunsches för„„derlich sein und, wenn es Gottes Wille ist, unseres Theils die Ver„„mählung nicht aufhalten, weil die Hoheit Eures Geschlechts mir vielfach „„zu Ohren gekommen ist; auch hat es nicht geringen Theil an meiner „„Förderung dieses Ehebündnisses, daß ihr selbst zu mir gereist seid.““ „Ohne weitere Zögerung, nachdem nur die Ausschmückung schicklich zube-

„reitet worden, welche sich zur Verlobung der Jungfrau geziemte, führte „Heinrich den folgenden Tag *) die verehrungswürdige Jungfrau mit sich „in das Sachsenland. Hierauf ward sie von dem Grafen Thietmar und „den übrigen Rittern durch die Städte des trefflichen Herzogs Otto um„hergeführt bis zu Wallhausen **) mit großen Ehren, wie sie denen ge„ziemten, die dereinst über sehr viele Völker zu gebieten haben sollten, „ein Hochzeitsmahl gehalten wurde. Hier pflegten sie des ehelichen Glückes „und erlaubten Liebesbandes. Heinrich aber übergab seiner tugendsamen „Gemahlin Alles, was zu dieser Stadt gehört, unter Zustimmung seines „Vaters, des ehrwürdigen Herzog's Otto, welcher sie wie eine Tochter bis „an sein Lebensende liebte. Nachdem seit diesem drei Jahre verflossen „waren, unterlag der ehrwürdige Mann dem zeitlichen Tode und Heinrich „gelangte zur Ehre der herzoglichen Würde ***).

---

*) Hierzu macht Leibnitz die schon oben erwähnte Bemerkung: itaque et cognatos Virginis in vicinia habitasse oportet, ut statim consentire possent Mösers Osnabrückischer Geschichte zu Folge, wohnten, wie anderwärts schon gedacht, Mathildens Eltern nur fünf Stunden von Herford.

**) In Thüringen an der Helme und in der Nähe von Roßla und Sangerhausen. Der Ort bestehet heute noch. Es ist darin ein gräflich Asseburgisches Gut. Die Pfalz ist schon 1115 zerstört.

***) Das Verhältniß der ältern Lebensbeschreibung der heiligen Mathilde zu der spätern wird am besten begriffen, wenn ich dem oben entlehnten Bruchstücke der letztern die entsprechende Erzählung der ältern hier gegenüberstelle:

„Als dies (nämlich Mathilden's Schönheit und Trefflichkeit) Herzog Otto „erfahren, schickte er den Grafen Thietmar, des jungen Heinrich Lehrer, zu er„kunden, ob die Jungfrau so schön und rühmlich sei, wie die Sage ging. Jener „aber sahe, daß sie wohl würdig der Ehre seines Herrn und der Völker dereinstige „Hoffnung sein werde, kehrte heim und erzählte Alles, was er erforscht. Auf „diese Kunde sendete der Vater denselben Grafen und andere Begleiter mit sei„nem Sohne Heinrich dorthin zum zweiten Male. Gemäß der herzoglichen Vor„schrift begaben sie sich in's vorbenannte Kloster und zwar betraten erst wenige „von ihnen unter dem Scheine geringer Leute das Bethaus und betrachteten im „Tempel selbst das sittsame und stattlich geartete Mädchen. Darauf verließen „sie die Stadt, schmückten sich mit königlichen Gewändern, kehrten dann, von einer „großen Menge begleitet, zurück, suchten die Aebtissin auf und drangen in sie, „daß die Jungfrau, um derer willen sie gekommen, ihnen vorgestellt würde. „Da trat sie hervor, auf den schneeigen Wangen mit der Flammen-Röthe über„gossen und als wären glänzende Lilien gemischt mit rothen Rosen: solche Farben „bot sie auf ihrem Angesicht. Als Heinrich sie erblickte und die Erscheinung „frisch empfand, heftete er sein Auge auf die Jungfrau, so sehr von Liebe zu „ihr entzündet, daß das Verlöbniß keinen Aufschub erlitt. Mit alleiniger Billigung „der Großmutter, die daselbst Aebtissin war, ohne Wissen der übrigen Eltern

Heinrich's Vermählung muß in das Jahr 909 gesetzt werden, da von bewährten Geschichtsschreibern ausdrücklich vermerkt worden, daß Otto, welcher, wie gedacht, am 30. November 912 starb, noch drei Jahre dieses frohe Familienereigniß überlebte. Alles deutet darauf hin, daß Otto in ungetrübter Zufriedenheit mit der glücklichen Wahl der seinem Sohne ausgesuchten Schwiegertochter, diese drei Jahre verlebte. Die letzte Freude unter den vielen, die Mathilde ihrem greisen Schwiegervater bereitete, war die schon gemeldete Geburt eines Knäbleins. Nachdem dieses seinen Namen empfangen, war die Mission des erlauchten Erdenpilgers hienieden erfüllt, ein Ersatz für ihn hervorgekeimt und er neigte das müde Haupt zum ewigen Schlafe.

Sein Tod erfolgte zu Gandersheim, in dessen Stifte seine Mutter Oda lebte. Vernehmen wir, wie Hroswitha in ihrem bereits erwähnten Gedichte*) de primordiis et fundatoribus (zu denen auch Otto gehörte) coenobii Gandershemensis sich über diesen Trauerfall äußert:

„Hier also eilte der Mann von so ausgezeichneter Gottesfurcht, der „unsern frommen Stadtbewohnern so vieles Gute erwies im Tode seiner „Mutter, unserer mächtigen Gebieterin, voraus und legte zur Strafe für „die verbotene Frucht, welche unsere ersten Eltern genossen, die aus Erden„leime zusammengefügte Hülle ab. Dicht gedrängt umstanden unter über„lauten Klagen unsere Klosterfrauen des Sterbenden Lager. Um sein „Leichenbegängniß höchst feierlich zu begehen, eilten die Unsrigen von

„ward sie mit Anbruch des nächsten Tages, nachdem nicht unter Glocken- und „Orgelklang, sondern in aller Stille das fürstliche Gefolge sich gesammelt hatte — „von dort mit allen Ehren nach der Sachsen Heimath geleitet, bis das Hochzeit„mahl, ganz wie es so angesehenen und dereinst königlichen Personen ziemte, in „Wallhausen gefeiert wurde. Hier endlich pflegten sie gestatteter Liebe und als „Morgengabe verlieh er ihr die nämliche Stadt mit allem Zubehör."

Die Vergleichung beider Bruchstücke bringt eher den Eindruck hervor, als sei das letztere ein ungeschickter Auszug aus letzteren, als dieses eine kunstvolle Erweiterung von Innem. Freilich ist die Uebersetzung der s. g. älteren Vita von Jaffé, die hier benutzt worden, nicht überall ganz glücklich ausgefallen.

*) Sie beendete dasselbe in den ersten Monaten des Jahres 968. Das Gedicht enthält die Geschichte des Stiftes Gandersheim unter den ersten Aebtissinnen, den Töchtern Liudolf's und Oda's, bis zum Tode Christinens im Jahre 919. Persönlich hatte sie keine der von ihr gefeierten Personen (sed fuimus vere longo post tempore natae). Aber sie schöpfte aus der Lebensbeschreibung der Hathumod, aus den Stiftungsbriefen Liudolfs, Ludwig's des Jüngern und Arnulfs, so wie aus den Erzählungen älterer Stiftsdamen, was aus dem Gedichte selber zu ersehen ist.

„allen Seiten weinend herbei und betrauerten Alle den ihnen bittern Tod „ihres theueren Herrn mit ungemessenen Klagen. Die Trauer der Vor„nehmen und das Wehklagen des Volkes ward aber übertroffen von den „kläglichen Jammern seiner Klosterfrauen, welche bei der dem Weibe so „leicht abhanden kommenden Besinnung, das Leben verächtlich fanden und „je eher je lieber zu sterben wünschten und ihren Thränen kein Ziel „setzen wollten. Darum bewahrten sie des theuern Herrn und Vaters „Leichnam drei Tage unbestattet auf, als ob sie hofften, durch Vergießung „ihrer Thränen den entflohenen Odem des Gestorbenen zurückzuführen. „Endlich bewirkte der weise Rath Herbeikommender: sie müßten der eiteln „Hoffnung entsagen, daß die der Aufbewahrung so würdigen Ueberreste „des Herzogs, bald in der nicht ohne Schmerz bereiteten und durch die „Thränen der Umstehenden genetzten Gruft mitten in der Kirche, die er „selber hatte aufführen lassen, beigesetzt wurden. Dort wird im wett„eifernden Bemühen unserer Schwestern, sein geliebter Geist stets der „Liebe des hoch Thronenden empfohlen, daß er ihm mildiglich ohne Ende „die ewige Ruhe gewähre. Acht Tage und acht Nächte zuvor, ehe des „Herzogs beklagenswerther Tod sich ereignete, ward seinem eigenen Sohne, „dem künftigen Könige Heinrich, sein berühmter Sohn Otto geboren, „der durch des ewigen Königs Liebe nach seinem Vater zum ersten Könige „der tapfern Sachsen erwählt, auch der mächtigen Römer Kaiser ward. „Nachdem seit der Geburt dieser leuchtenden Zierde des hohen Geschlechtes „(an welcher, wie man glaubt, die im Eingange meines schwachen Ge„dichtes gemeldeten zweifellos freudigen Verheißungen des Täufers Christi „an ihre Mutter Eda in Erfüllung gegangen), im eilenden Umschwunge „sechs Monate verflossen waren, ging auch die glückselige Oda, unsere „Hoffnung und Gebieterin, nachdem sie ein 107 jähriges Leben mit einem „guten Ende abgeschlossen, zum Himmel hinauf und harret nun in glück„licher Hoffnung der Zeit der Wiederkehr des Odems und der Auferstehung „ihres vollständigen Leibes aus der Gruft, welcher jetzt unter der harten „Bedeckung neben den Leichnamen ihrer Töchter ruhet.“

Sechstes Capitel.

Heinrich, der Sachsen Herzog.

In den drei ersten Jahren nach seiner Vermählung scheint Heinrich sich des Glückes, das ihm der Besitz einer so geliebten und herrlichen Gattin zugeführt, so ausschließlich erfreuet zu haben, daß es ihm zu größern und glänzenden Thaten keine Zeit ließ. Wir finden ihn wenigstens in den Jahren 909—912 in öffentliche Angelegenheiten von Belang nicht verflochten. Mit des erlauchten Otto Tode war aber für Heinrich diese Zeit der Ruhe und des ungetrübten Glückes zu Ende. In den ersten Zeiten nach seiner Erhebung auf den deutschen Thron hatte bei mannichfachen Waffenunglück in den Versuchen, die seiner Familie verloren gegangenen Lotharingischen Lehen wieder zu erobern, König Conrad sich allgemeiner Achtung und Liebe zu erfreuen. Des greisen Otto Erfahrung, deren Schätze er mit väterlichen Wohlwollen dem jugendlichen Monarchen spendete, hatte Conrad's regellos loderndes Feuer gedämpft und gemäßigt, wie denn auch der vorherrschende Einfluß dieses Nestors unter den deutschen Fürsten, deren Interesse für Conrad zusammenhielt und eine Art Reichseinheit vermittelte, obwohl die Fürsten ihrem Wahlkönige nicht allzuviel Gewalt zuzugestehen geneigt waren und nur Schirm und Schutz gegen den äußern Feind verlangten und erwarteten, während die hohe Geistlichkeit an ihn vielmehr das Anverlangen richtete, sie gegen die Vergewaltigungen der Eingriffe dieser Fürsten im Innern zu schützen.

Nach Otto's Tode ward Conrad's Neigung, die Fürsten zu der Abhängigkeit zurückzuführen, in welcher sie zu Carl's des Großen Monarchie gestanden und ihr Treiben, das ihm eine unerträgliche Tyrannei dünkte, fest zu zügeln, durch die Kirchenfürsten bestärkt, welche sich auf gleiche Weise in ihrer freien Bewegung durch die Territorialherren beengt fühlten, als Conrad. Otto's Tod gab den ersten Anlaß, jener unglücklichen Neigung nachzugeben und in Heinrich seine Widersacher: die mächtigen Herzöge zu bekämpfen. Seine Sachsen hatten den Sohn ihres erlauchten Otto sofort als dessen Nachfolger anerkannt. Weder Heinrich noch die Reichsfürsten glaubten anders, als daß auch die von Otto besessenen reichen Lehne in Sachsen und Thüringen auf seinen Sohn übergehen müßten. Von Conrad versahe man sich eines Widerspruchs um so weniger, als er Heinrich's Vater die Krone des Reiches verdankte. Der König fürchtete aber, diese Lehen würden dem Sachsenherzoge zu einer dem Königthum nachtheiligen

Uebermacht verhelfen. Eine gleiche Besorgniß hatte des Königs Rathgeber, Hatto, der Erzbischof von Mainz. Conrad entzog daher dem neuen Herzoge mehrere der von seinem Vater besessenen und schon lange mit Sachsen vereinigt gewesenen Gaue. Die Sachsen, welche sich dadurch in ihrem Herzoge gekränkt fühlten, standen auf dessen Seite. Heimlichem Grolle und Trotze begegnete daher Conrad, als er im Frühjahr 913 nach Sachsen kam, überall. Es bedurfte nur eines Funkens und die Unzufriedenheit mußte in heller That hervorbrechen. Der Mönch Widukind von Corvey meldet eine Geschichte, welche diesen Ausbruch erklärt. Die Kritik hat aber Dichtung und Wahrheit in derselben noch nicht zu sondern gewußt. Nachdem er Hatto's zweideutigen und hinterlistigen Charakter an einem andern Beispiele gezeigt, fährt Widukind fort:

„Ein solcher Mann also war es, der den Herrn zu stürzen, sich „vornahm, den uns die gnädige Vorsehung eigens geschenkt hatte. Er „besorgte nämlich, daß eine goldene Kette zum Geschenke für ihn gemacht „würde und lud ihn hierauf zu einem Gastmahle, wobei er mit noch „andern prächtigen Geschenken empfangen werden sollte. Während die „Kette in Arbeit war, besuchte einst der Bischof den Künstler, welcher sie „fertigte. Er soll beim Anblicke der Kette geseufzt haben. Vom Künstler „um die Ursache seiner Betrübniß gefragt, entgegnete der Bischof: „„weil „„diese Kette mit dem Blute des besten und mir sehr lieben Mannes, „„Heinrich's nämlich, besudelt werden soll.““ Sorgfältig bewahrte der „Goldschmidt das Vernommene in seinem Gedächtnisse und bat, nachdem „er sein Werk überreicht und vollendet hatte, um seinen Abschied, den er „auch erhielt. Er ging dem Herzoge entgegen, der schon nach Mainz „unterwegs war und entdeckte ihm, was er erfahren. Ergrimmt ließ der „Herzog des Bischofs Gesandten, der schon seit einiger Zeit bei ihm sich „aufhielt und ihn eingeladen hatte, rufen und sprach zu demselben: „„Gehe „„hin und sage dem Hatto, daß Heinrich's Hals nicht fester ist, als „„Adalberts *); daß wir es übrigens für schicklicher halten, daheim zu

*) Diesen Schwestersohn Heinrich's hatte Hatto an den König Ludwig verrathen, der ihn hinrichten ließ. Sowohl Widukind, als Thietmar von Merseburg und Sigebert von Gemblours, welche ersterm die Geschichte von Hatto's Anschlag auf Heinrich's Leben nachschreiben, nennen Conrad als Anstifter von Hatto's That. Allein diese Annahme widerspricht eben so sehr dem sonst so edeln Wesen des Königs Conrad, als die Ungeschicklichkeit der Ausführung der erprobten Klugheit Hatto's wenig angemessen erscheint, der einer der größten kirchlichen Staatsmänner ist, den unsere Nationalgeschichte aufweist. Auch ist Hatto wohl ein Mordanschlag auf Heinrich nicht zuzutrauen.

„„bleiben und den ihm schuldigen Dienst zu besorgen, als daß wir ihm „„mit unserer so zahlreichen Begleitung beschwerlich werden.““ Und nun „zog Heinrich alle in Sachsen und Thüringen belegenen Güter des Erz„bischofs ein. Auch ein gewisser Burchard und Bardo, wovon der erstere „des Königs (Conrad) Schwiegersohn war, wurden von ihm in die Enge „getrieben und durch unablässige kriegerische Ueberfälle so gedrangsalt, daß „sie ihre Besitzungen verließen, die Heinrich alsdann unter seine Ritter „vertheilte. Als Hatto wahrnahm, wie seine Ränke ihr Ende erreicht, „machte er sich die gräßlichsten Vorwürfe und verfiel in eine Krankheit, „die ihn bald aufrieb.“

Gewiß ist es, daß Hatto am 15. Mai 913 starb und der Krieg zwischen Heinrich und Conrad im nämlichen Frühjahr zum Ausbruche kam. Conrad entsandte, wie Widukind weiter erzählt, unter den Befehlen seines Bruders Eberhard „ein Heer, das Sachsen verwüsten sollte. Als man sich der sächsischen Stadt Eresburg (jetzt Stadtberg in Westphalen) näherte, soll der Anführer voll Uebermuth gesagt haben, seine größte Sorge wäre, daß die Sachsen es vielleicht nicht wagen möchten, außerhalb der Mauern sich zu zeigen, damit man mit ihnen in ein Treffen sich einlassen könne. Er hatte kaum ausgeredet, als ihm die Sachsen schon eine Meile weit vor die Stadt entgegen kamen, ihn angriffen und solche Niederlage unter den Franken anrichteten, daß einige lustige Köpfe fragten: „wo die Hölle sein möchte, die eine so ungeheuere Menge Erschlagener fassen könnte?“ Bei Verfolgung Eberhard's scheint Heinrich bis Franken gedrungen zu sein, woraus ihm Gfrörer ein Hochverrathsverbrechen macht.

Um die Scharte von Eberhard's schmählicher Flucht wieder auszuwetzen, zog König Conrad mit der ganzen fränkischen Streitmacht wider Heinrich. Dieser hatte sich inzwischen Carl dem Einfältigen von Frankreich genähert, ja, wie man glaubt, mit ihm für einen Nothfall verbündet. Daß Heinrich auf französische Hilfsvölker gewartet, ist eine nicht erwiesene Hypothese, daß sie ausblieben, eine Thatsache. Der sich selbst überlassene Heinrich mußte Bedenken tragen, mit seiner geringen Macht dem Könige im offenen Felde zu begegnen. Er zog sich daher in seine befestigte Pfalz Grona *) zurück. Conrad erschien, wie Widukind erzählt, vor

*) Welchem ehemaligen Göttinger Musensohn ist Grona unbekannt, von welchem das Groner Thor und die Groner Straße den Namen führen? Die Pfalz lag aber näher bei Göttingen, als das jetzige Dorf Grona. Am Einflusse des Gronabaches in die Leine, im Westen der Stadt Göttingen erhebt sich ein Hügel, der „auf dem Hagen“ genannt wird. Dieser trug einst die

der Burg. Bevor er die Belagerung anfing, sandte er eine Botschaft an Heinrich, um ihn zur freiwilligen Uebergabe aufzufordern, wonächst dieser an ihm (Conrad) einen treuen Freund, aber nicht mehr einen Widersacher finden werde. Heinrich traute dem Antrage nicht. Allein in großer Bedrängniß, wollte er bereits nachgeben. Als er mit dem Abgesandten hierüber verhandelte, trat sein treuer Thietmar, der eben von Osten her (ab Oriente) angekommen war*) in das Audienz-Zimmer. Thietmar hatte dem Herzoge nicht nur zur Erziehung und zu einer Gemahlin verholfen, sondern diente seinem Zöglinge auch mit klugem Rathe und seinem guten Schwerdte, denn er war „einer der ersten „Helden seiner Zeit, verschlagen und ein geschickter Rathgeber, der viele „Sterbliche an Klugheit übertraf.“ Als er schnell begriffen, worüber verhandelt wurde, richtete „er die rasche Frage an Heinrich, wo dieser „das Herr lagern zu lassen, befehle? Der zur Nachgiebigkeit gegen „die Franken schon entschlossene Herzog faßte auf die Nachricht von

---

kaiserliche Pfalz Grona, auf welcher sich namentlich Otto I. mehrmals aufhielt und wo ein kaiserlicher Pfalzgraf (der erste war Graf Berno) das höchste Gericht hielt, weshalb sie auch im Sachsenspiegel Pfalzstätte genannt wird. Zu Heinrich des Löwen Zeiten ward Grona zerstört. (Später hatten Herren von Grona die Burg inne. Sie waren den Göttingern feindlich und die Göttinger zerstörten 1294 die Burg. Die Herren von Grona führten 35 Jahre Prozeß mit der Stadt wegen ihrer Entschädigung, verglichen sich aber 1320. Statt der alten, von ihnen mit zerstörten St. Johannis Burg-Capelle, hatten zwar die Göttinger bereits eine neue gebaut, waren aber für den durch die Zerstörung begangenen Frevel mit dem Bann belegt, zumal sie gleichzeitig an zwei Clericalen Frevel verübt. Erst 1341 wurden sie vom Erzbischofe von Mainz frei gesprochen. Die wieder aufgebaute Burg ward 1387 abermals von den Göttingern zerstört, nachmals aber durch Herzog Otto von Neuem aufgebaut. Der vom Hagen herab nach dem auf dem Leinenberge gestandenen Richthause führende Weg, hat noch den Namen des Königsstieges. Er war mit großen, gehauenen Steinen gepflastert, welche noch 1754 zu sehen waren. In den Königsstieg führte damals noch ein kleiner, trockener Graben, Kaiser Otten Wassergang genannt. 1338 hatte der Rath von Göttingen den Hagen mit Weinstöcken, später mit Obstbäumen bepflanzen lassen, welche noch im XVII. Jahrhundert standen) Diese Pfalz Grona hatte Mathilde mit zum Leibgedinge erhalten. cf. über das Alles: Neubauer's Zeit und Geschichtschreibung von Göttingen, I. Theil 1754, S. XXXI. der Einleitung. S 5, 21. im II. Buch II. Cap. S. 66. 67. 68. 75. 76. 80. 94.

*) Bei dem Umstande, daß Widukind den Thietmar als ab Oriente angekommen darstellt, wollen einige hier nicht das göttingische Grona, sondern nur das Gronau an der Weser auf der westphälischen Seite gelten lassen. Andere, selbst Waitz nehmen an, ab Oriente bedeute Thietmar's Wohnsitz und machen aus demselben einen Grafen der Ostmark.

„einem Heere, das er im Ernste gegenwärtig glaubte, neuen Muth. „Allein Thietmar hatte einen Betrug gespielt, denn nur fünf Ritter „waren seine Begleiter. Der Herzog fragte: wie stark denn das Heer „sei? Gegen dreißig Legionen, lautete Thietmars Antwort, könne er „auftreten lassen. Auf diese Art überlistet, kehrte der Gesandte zum „Könige zurück. Die Franken verließen vor Tagesanbruch ihr Lager „und eilten in ihr Land zurück. So überwand Thietmar die Franken durch „seine Verschlagenheit, da sie Heinrich dieses Mal nicht durch sein „Schwerdt zu schlagen vermochte.“ Diese Züge Eberhard's und Conrad's fallen in die Jahre 915 und 916.

Fortan sehen wir Heinrich und Conrad nicht ferner in Fehde. Die gemeinsame Noth gegen die Ungarn brachte, wenn auch nicht eine ausdrückliche, doch eine sich von selbst verstehende Versöhnung zu Stande, zumal den König Conrad auch noch andere Sorgen im südlichen Deutschland bedrängten. Den Zwiespalt der beiden mächtigsten Fürsten hatten nämlich die Ungarn benutzt und waren in die deutschen Länder eingefallen Schwaben, Franken, Thüringen und Sachsen wurden von ihnen verheert und sie gelangten sogar bis Bremen, wo sie die Kirchen niederbrannten und die Priester vor den Altären ermordeten. Gleichzeitig brachen auch Dänen und Wenden aus den ihnen von Otto und Heinrich angewiesenen Grenzen hervor und ergossen sich in die Elbgegenden. Heinrich hatte alle Macht aufzubieten, um sich ihrer nur zu erwehren.

Besonders bemerkenswerthe Züge aus diesen Jahren haben die Geschichtsschreiber von Heinrich nicht aufgezeichnet. Gewiß aber ist, daß er sich den Sachsen nur noch beliebter gemacht, weil er nur ganz für sie lebte, sich auf Vertheidigung seiner Rechte beschränkte und von keinerlei Ehrgeiz sich blenden ließ, seine Blicke über die Grenzen seiner Heimath hinauszurichten, um etwa Eroberungen zu machen oder weiter fördernde Stellungen zu gewinnen. Selbst das angebliche Bündniß Heinrich's mit dem neustrischen Könige, Carl dem Einfältigen, oder vielleicht selbst der Lehensverband, den er mit demselben eingegangen sein soll, hatte nur seine Vertheidigung gegen Conrad, nicht eroberungssüchtige, oder reichsverrätherische Pläne zum Zwecke, wie Gfrörer auf von Strube angeregte und von Luden weiter geführte Ideen hin, in seiner Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger sie dem Herzoge Heinrich (II. S. 476 folg.) andichtet *).

*) Der Besuch Heinrich's bei Carl wird von dem Geschichtschreiber Ekkehard also gemeldet: „Carl, der König von Frankreich begab sich, da Ostern bevorstand,

Heinrich's ganzes Wesen entspricht einer solchen Handlungsweise nicht. Hätten ihn wirklich hochverrätherische Absichten geleitet, so würde

---

„nach der Pfalz Aachen. Aus seinem Reiche strömten hier die Fürsten zusammen. „Auch die Herzöge Heinrich von Sachsen und Robert von Frankreich fehlten „nicht. Sie erschienen täglich an den Thüren des königlichen Gemaches und „harrten täglich auf den Zutritt zum Könige. Da aber vier Tage lang dieser „ihnen keine Antwort gab, es vielmehr immer hieß: Junker Hagano (Carl's „Favorit) sei beim Könige, soll Heinrich im Aerger hierüber gesagt haben: Ent- „weder werde Hagano bald König, oder Carl bald Junker sein. Voll Aergers „entfernte er sich, ohne den König gesprochen zu haben. Der König, den „dieses verdroß, wünschte ihn zurückzurufen und sandte ihm den Erzbischof „Heriveus nach. Durch dieses Mannes überzeugende und freundliche Rede be- „wogen, kehrte Herzog Heinrich zum Könige zurück und, mit großer Ehrerbietung „vor ihn gelassen, ward er höchst freundschaftlich und mit großer Gunst em- „pfangen."

Aus dieser Geschichte folgert Gfrörer nun, „daß es höchst wahrscheinlich zum Bunde zwischen Beiden" kam. „Carl der Einfältige hatte sich im Jahre „911 Lothringen's bemächtigt und das Land siegreich gegen Conrad I. behauptet. „Zu gleicher Zeit zerfiel Heinrich, nach Unabhängigkeit strebend, mit dem deutschen „Könige. Was war unter solchen Umständen natürlicher, als daß Heinrich sich „an Carl anschloß! Sie sind Nachbarn und können einander helfen. Sie haben „einen und denselben Feind an Conrad. Noch mehr, Carl ist ganz der Mann „für die Zwecke, die man dem Sachsen unterlegen muß: er war ein König und „doch keiner, d. h. er war ein königlicher Strohmann, den die lotharing'schen „Großen mit dem Purpur bekleidet hatten, um unter dem Schirme seines Na- „mens vollends die Krongüter an sich zu reißen, was ihnen auch trefflich gelang. „Wenn daher der Sachse, dem schönen Beispiele der Lotharinger folgend, den „Einfältigen gleichfalls als seinen Lehensherrn anerkannte, brauchte er von der „Macht eines solchen Gebieters nichts zu fürchten und konnte doch die etwanigen „Geld- und Streitkräfte desselben zum eigenen Vortheile ausbeuten. Stand „aber Heinrich der Sachse wirklich im Lehensverbande zu Carl dem Einfältigen, „so ist anzunehmen, daß jener Graf Thietmar, welcher durch die Nachrichten, die „er in das Lager von Grona brachte, den schnellen Rückzug Conrads veranlaßte, „nicht von Osten, sondern von Westen kam, mit andern Worten, daß er den „deutschen König durch die Meldung, ein lotharingisches Heer rücke zum Bei- „stande des belagerten Heinrich heran, erschreckte und zur Umkehr bewog."

Wenn auch die Willkür und das Gewagte der hier vorgeführten Schluß- folgerungen ihrem Urheber entgangen sein sollten, so hätte doch Heinrich's sonst bekanntes Verhalten und sein übrigens so klar dargelegter Charakter, welchem eine solche Felonie ganz fremd ist und das Quilibet praesumitur bonus donec probetur contrarius, vor der Annahme sichern sollen, daß Widukind's „läppische Geschichte" vom Grafen Thietmar, dessen Herkunftsrichtung Gfrörer falsch über- setzen muß, um ihn von Westen kommen zu lassen, eine „ohne Zweifel absichtlich „erfundene Fabel gewesen, um einen Hochverrath zu verdecken, den das sächsische

er bei seiner Klugheit sicher die vielen Gelegenheiten, die sich ihm darboten, benutzt haben, um damit auf eine erfolgreiche Weise hervorzutreten und im Interesse derselben zu wirken. Davon zeigt sich aber keine Spur. Gerade er erkannte stets das Zweckgemäße und Ausführbare, mittelst seines natürlichen Scharfblickes bei allen Verhältnissen im ersten Nu. Dagegen setzte er auch nie seinen Handlungen ein anderes Ziel, als das seinen Kräften erreichbare. Nicht hochverrätherischen Unternehmungen, sondern dem Wohle seiner Sachsen, war ihres Herzogs Fürsorge zugewendet, worin ihm seine Gemahlin mit anregender und helfender Theilnahme zur Seite stand. Die Sachsen erkannten es wohl, wie Anhänglichkeit an sein Land und Liebe zu seinem Volke eine der Haupttugenden ihres Herzogs war.

Sein sächsischer Patriotismus veranlaßte Heinrichen sogar, mit den Angelsachsen in Albion die lange unterbrochenen Verbindungen wieder anzuknüpfen. Streng hielt er an sächsischer Weise und Sitte und war daher der Mann des Volkes, das ihn häufig unter sich sahe und wohl oft am Vogelheerde belauschte und half, weshalb wir uns über den hiervon erhaltenen volksthümlichen Beinamen gar nicht wundern dürfen. Wie ernst und streng er sich auch äußerlich gewöhnlich zeigte, so erlitt doch nie einer seiner Untergebenen Unrecht oder gar Gewalt von ihm. Friede und Ordnung unter ihnen zu stiften und zu erhalten, erkannten die Sachsen bald als ihres Herzogs leitenden Gedanken. Gegen seine Vasallen und Dienstmannen war er der leutseligste Herr. Es war schwer zu unterscheiden, ob ihre Liebe und ihre Ehrfurcht gegen ihn größer war. Jedenfalls waren ihm Alle mit unverbrüchlicher Treue ergeben. Im Streite gegen Conrad, der sich angriffsweis wider ihren Herzog verhielt, standen sie für diesen wie ein Mann.

Seit 916 lebten Beide in Frieden „durch die Bemühungen biederer Männer mit einander versöhnt," wie Thietmar von Merseburg sagt. Zwar erschienen weder Heinrich noch die sächsischen Bischöfe auf der im September 916 zu Hohenaltheim im Rieß, unweit Nördlingen abge-

---

„Haus, unter dessen Herrschaft Widukind schrieb, an König und Reich verübt „hatte." Ein Hochverrath, den derjenige, an dem er begangen worden, so wenig ahnet und ahndet, daß er den Hochverräther, ohne daß dieser die Schuld gebüßt, ja nicht einmal eingestanden, zum Nachfolger für das verrathene Reich vorschlägt, muß ein überaus zahmes Vergehen gewesen sein, wenn's überhaupt eins war. Weder Conrad, noch seine Partei, noch irgend ein Schriftsteller wissen von diesem, erst im XIX Jahrhundert durch Consequenzmacherei herbeigezerrten Hochverrathe etwas.

haltenen Synode, welche den Wirren des Reiches steuern und das königliche Ansehen befestigen sollte. Daraus ist aber keine Fortdauer der Feindschaft zwischen Conrad und Heinrich herzuleiten, wie denn auch die Synode, welche Conrad's übrige Feinde nennt und bannt, von Heinrich gar keine Notiz nimmt, dessen Wegbleiben von Hohenaltheim daher nur einer vorsichtigen Zurückhaltung zuzuschreiben ist. Der Friede zwischen Conrad und Heinrich scheint durch das Zugeständniß der Forderung Heinrich's auf das ungeschmälerte väterliche Besitzthum erkauft zu sein.

Jedenfalls starb Conrad völlig versöhnt mit seinem ehemaligen Widersacher. Durch alle Wechselfälle seines schweren und traurigen Lebens hatte er mit aller Anspannung die Idee verfolgt, das fränkische Königthum in der alten Weise und in der Macht Carl's des Großen herzustellen. Obwohl ihn alle Gewalten der Zeit in der Ausführung hemmten, hielt er durch alle Brandungen des Lebens diese Idee, an die er alles Glück seines Volkes knüpfte, hoch über den Wogen. Sie begleitete ihn auf das Sterbebett, auf das ihn das siebenjährige Tragen der schweren Krone frühzeitig genug führte. Ja sie scheint ihm da erst unter einem prophetischen Seherblicke in die Zukunft recht klar geworden zu sein. Er erkannte, daß ihre Ausführung nicht dem Stamme der Franken, wie er sich eingebildet, beschieden sei. Die Franken allein konnten es mit den übrigen deutschen Stämmen, wenn diese zusammenhielten, nicht aufnehmen. Bei einer Verbindung mit den Sachsen zur Wahl des Würdigsten zum Könige ließ sich aber der Beitritt der übrigen Stämme hoffen, schlimmsten Falles sogar vielleicht erzwingen. Wenn sich dann voraussichtlich alle vereinigten, vermochte nicht leicht ein Volk der deutschen Macht zu widerstehen.

Schon daß Conrad selber kinderlos geblieben, konnte als Fingerzeig Gottes gedeutet werden, daß die Zeit der Franken für jetzt vorüber sei. Sein Erbe oder Nachfolger als Herzog, war der ehemals von Heinrich aus Sachsen vertriebene Eberhard, der weder die Achtung der Sachsen je erwarten durfte, noch überhaupt beim Volke beliebt war. Auch vermißte Conrad an ihm die Eigenschaften, welche die Ausführung des ihm von Gott eingegebenen Gedankens eines Herrschers im ganzen Umfange des arnulfinischen Reichsverbandes voraussetzte. Zu einem Erben von Conrad's Nachlasse, soweit derselbe die Fortsetzung seines Bestrebens darstellte, diese Herrschaft zu erwerben oder neu zu begründen, taugte Eberhard nicht. Er war nicht der Mann, das Wohl des Vaterlandes auf diesem Wege herbeizuführen. Conrad schlug es daher ab, ihn dem Volke zu empfehlen. Sein Gedanke konnte nur durch einen Mann verwirklicht

werden, der mit angestammter Macht ausgerüstet, Kraft und Thätigkeit besaß, auch noch weit ausgedehntere Gebiete zu beherrschen, der zu Werken des Friedens nicht geringeres Talent haben mußte, als zu den Thaten des Krieges, ja, in welchem der Heerführer dem Herrscher nachstehen mußte.

Diese und andere Eigenschaften erkannte er aber in seinem ehemaligen Widersacher Heinrich, mit dem ohnehin keiner im ganzen Reiche vergleichbar war. Im kräftigsten Mannesalter hatte er schon eine gründliche Schule großer Erfahrungen durchgemacht und war unbedingt der Herrschaft am würdigsten. Adeo studuit (heißt es beim Annalista Saxo zum Jahr 919) publicae utilitati, ut hanc quoque in hoste, quae tamen rara virtus est, comprobaret d. h. so sehr lag ihm Deutschlands Wohl am Herzen, daß er selbst durch Erhebung seines Feindes — eine seltene Tugend — dasselbe zu fördern suchte). „Weil er fühlte, „sagt Widukind, daß seine Krankheit, mit der Abnahme seines ehemaligen „Glückes zunahm, so ließ er seinen Bruder, der auf Besuch bei ihm „war, kommen und redete ihn an: „„Ich fühle, mein Bruder! daß ich „„nach dem Willen der Vorsehung nicht länger leben soll, weil meine „„Krankheit tödtlich ist. Daher bedenke dein eigenes und das Wohl des „„gesammten Reiches, achte auf den Rath deines Bruders. Wir haben, „„mein Bruder, Unterthanen genug, um Armeen zu errichten und die„„selben in's Feld zu stellen. Wir besitzen königliche Städte und Dörfer, „„sammt den königlichen Abzeichen und allen Glanz des Königthums, „„nur kein Glück und keine königlichen Eigenschaften. Die Vorsehung „„hat, geliebter Bruder! Heinrichen mit den seltensten Talenten geschmückt. „„Die vorzüglichste Macht in den Reichsangelegenheiten besitzen die „„Sachsen! Nimm daher die Insignien des Reiches, die heilige Lanze, „„die goldenen Armbänder, den Mantel, das Schwerdt der alten Könige „„und die Krone. Begieb Dich zum Herzog Heinrich, mache Deinen „„Frieden mit ihm und suche im unauflöslichen Bündnisse mit ihm zu „„leben. Wozu ist es denn nöthig, daß das fränkische Volk zugleich „„mit Dir durch ihn gestürzt wird? Denn er wird gewiß König und „„Beherrscher vieler Völker."" Weinend betheuerte Eberhard, er sei der„selben Meinung."

Es war am 23. December 918. Thietmar von Merseburg, welcher Conrad zu Ehren den Catonischen Vers:

Nach vollendetem Kampf grollt nur ein schlechtes Gemüth noch,

anführt, läßt an Conrad's Sterbebette die Großen versammelt sein und durch Conrad ihnen den Rath geben, „nach seinem Ableben Heinrich

„als einen durchaus würdigen Lenker an das Staatsruder zu setzen und „ihm sowohl das Seelenheil des dann Verstorbenen, als auch seine über„lebende Familie und Freunde zu treuer Fürsorge empfehlen. Und dieses, „darauf drang er, möchten sie ohne Verzug geloben. Die Fürsten ver„nahmen diese letzte Bitte voll Schmerz und Wehmuth und versprachen „sie, wenn Gott ihnen das Leben schenke, treu zu erfüllen."

Noch feierlicher, aber noch weniger verbürgt, ist die Nachricht Liutprand's, welcher erzählt, alle Fürsten des Reiches, nur Heinrich ausgenommen, habe Conrad versammelt und sie ermahnt, stets Eintracht und Frieden zu erstreben. Dann habe er ihnen Heinrich's Erwählung vorgeschlagen und also gesprochen: „Zum Erben und Nachfolger in der könig„lichen Würde erhebe ich Heinrich durch Verleihung des königlichen Schmuckes. „Daß ihr ihm gehorchet, ist nicht allein mein Rath, sondern auch meine „Bitte."

Diese Ausschmückungen und Erweiterungen dessen, was sich an Conrad's Sterbelager begeben, sind ganz geschickte Versuche, den wahren Absichten des Sterbenden die richtige Prägnanz und einen ganz zweifellosen Ausdruck zu geben. Keinenfalls trifft sie der Vorwurf innerer Unwahrscheinlichkeit.

Nachdem Conrad begraben worden, begab sich Eberhard, dem erhaltenen Auftrage gemäß, wie Widukind erzählt, zum Herzoge Heinrich und übergab sich mit allem, was er besaß, machte Friede mit ihm und Heinrich schenkte ihm seine Freundschaft, in welcher er Treue und gutes Einvernehmen bis zum Ende erhielt. Ekkehard schmückt die Zusammenkunft Eberhard's mit Heinrich näher aus. Eberhard soll bei seinem Eintreffen bei Heinrich um eine Privataudienz gebeten haben. Als sich die Uebrigen entfernt, entblößte er sich und sank dem Sachsenherzoge zu Füßen. Er bot dem Staunenden Krone und Scepter dar und erzählte Alles, womit er beauftragt war. Heinrich versprach, wenn er in der Treue, die er gelobe, beharre, werde er ihm Alles, was einem solchen Boten gezieme, verleihen. Liutprand weiß noch, wiewohl unverbürgt, zu erzählen, Heinrich habe zuerst die königliche Würde demüthig *) abgelehnt, dann aber ohne Ehrgeiz angenommen.

*) In mehreren Schriften des Mittelalters führt Heinrich den Namen der Demüthige (humilis), welcher gerade eines so großen, aber christlichen Königs recht würdig ist, wie denn die Chronik von Tegernsee ausdrücklich von Heinrich sagt, qui pro morum suorum modestia et humilitate humilis est nominatus. (Waitz in seinem bereits angezogenen Aufsatze über Heinrich's Königswahl. S. 184 seines Buches: Kaiser Heinrich I. findet den Beinamen des Demüthigen

Siebentes Capitel.

Heinrich, zum Könige der Deutschen erwählt, beginnt das Reich zu ordnen.

Nachdem Eberhard Heinrich's vorläufige Zustimmung erlangt, traten unter seiner Leitung die Großen des Reichs, d. h. die Aeltesten und Fürsten der Sachsen, zur Vornahme der Wahl in Fritzlar zusammen. Die Bayern wünschten eher ihren von Conrad nach Ungarn vertriebenen Herzog Arnulf zum Könige zu haben und Burchard, der Schwaben Herzog, gedachte wohl lieber bei der eingetretenen Erledigung des Thrones, sich unabhängig und sein Herzogthum selbstständig zu machen. In Fritzlar rief Eberhard vor allem Volk den Sachsenherzog Heinrich als König der Franken und Sachsen aus. Alle wählten mit Eberhard. Daß die Sachsen bereit und freudig ihren Herzog als König anerkannten, ergiebt sich von selbst. Laut jubelten sie, daß frei*) fortan Heinrich über ganz Sachsenland walte und die Herrschaft selbst über die Franken gewonnen habe. Diese Wahl geschah, wie bereits gedacht, am 14. April 919. Einer Ueberbringung der Krone durch Abgesandte, welche den neuen König am Vogelheerde getroffen haben sollten, bedurfte es nicht, da dieser, sowohl Widukind's als Thietmar's Berichten zufolge, in Fritzlar anwesend war. Thietmar meldet, daß die Fürsten ihn sogleich gekrönt und ihm „der jetzt „ihr Herr und König war, indem sie Christum und die ganze Kirche „gläubig als Zeugen anriefen, weinend das ihnen Anvertraute überant„wortet. Er nun empfing in frommer Demuth das Geschenk der gött„lichen Gnade, dann aber den allgemeinen Beweis so großer Liebe voll „Dankes gegen Gott und gelobte, diesem und Allem, was sie sonst ge„meinsam von ihm begehrten, zu entsprechen.“

Widukind zufolge aber, trat aus der Franken Mitte Erzbischof Heriger von Mainz hervor und forderte den neuen König auf, sich von ihm nach alter Sitte salben und krönen zu lassen. Heinrich verachtete dieses nicht, aber nahm es auch nicht an. „Mir ist genug,“ sprach er, „daß ich zum Könige erwählt worden bin und diesen Namen

---

des großen Königs eben so unwürdig, als den des Vogelstellers. Wann hat jemals die Lieblingstugend Christi, die Grundlage aller christlichen Tugend: die Demuth, die Bezeichnung unwürdig verdient?)

*) D. h. ohne noch einen Herrscher über sich zu haben.

führe. Das hat kein Sachse vor mir erreicht. Gottes Gnade und Eurer Liebe danke ich es. Aber damit sei es genug. Salbung und Krönung bleibe einem Bessern vorbehalten. Ich bin so großer Ehren nicht würdig."

Wenn wir auch nicht zweifeln dürfen, daß der demüthige Heinrich sich seinem Wesen gemäß so ausdrücken konnte, ja vielleicht selbst mußte, so hatte er doch wohl auch noch einen andern Grund dazu. Vielleicht ward ihm durch einen plötzlichen Lichtblick in die Zukunft gezeigt, daß erst Otto, sein Sohn, die förmliche Restauration der abendländischen Kaiserwürde zu Stande bringen würde und er wollte in seiner Demuth dieser großen Zukunft nicht vorgreifen. Ganz gewiß aber war es Heinrich's Absicht, nicht ein fränkischer, sondern ein sächsischer König zu sein, ein Herrscher über die deutschen Stämme von Sachsen aus, gestützt auf die Kraft seines Schwerdtes. Durch die Krönung Seitens des Erzbischofs Heriger aber würde Heinrich eine Anerkennung der fränkischen, namentlich der Gesammtheit der karolingischen Verfassungsprincipien ausgesprochen haben. Sein angebornes Recht aufzugeben, hielt Heinrich, der sächsische Mann, noch nicht an der Zeit, da die Wiedervereinigung des ganzen von Arnulf hinterlassenen Reiches, die er als Lebensaufgabe durch Conrad's letzten Willen vermächtnißweis erhalten, noch in weiter Aussicht stand. Nahm er Krone und Salbung nicht an, so doch jedenfalls die schwere Pflicht, Deutschland von den innern Unruhen und den Anfällen der Nachbarvölker zu befreien. So sehen wir denn auch durch seine ganze Regierung hin das Bestreben bethätigt, die Eintracht im Innern zu erhalten, mit den Nachbarn einen sichern Frieden zu begründen, die Raubschaaren des Ostens auf deutschem Boden zu vernichten und in ihre Grenzen zurückzuwerfen. Am Ende seiner Laufbahn durfte er ohne Ruhmredigkeit sagen, daß er die von Conrad überkommene Aufgabe eben so vollständig, als glücklich gelöst.

Heinrich's Ablehnen der Krönung und Salbung so auffassen zu wollen, als habe er unabhängig von der Geistlichkeit regieren wollen, liegt kein Grund vor. Einmal machte er sich damit gar nicht abhängig und dann hinderten ihn Krönung und Salbung nicht, gegen die Geistlichkeit zu verfahren, wie ihm beliebte. Thietmar von Merseburg „glaubt, Heinrich habe darin nicht recht gehandelt, denn er hat im Leben des heiligen Othelrich (d. h. Ulrich), den der König nachher zur bischöflichen Würde beförderte, gelesen, daß die heilige Märtyrin Afra unter vielen andern Gesichten, die sie diesem hochbegnadigten Bischofe zu Theil werden ließ, demselben auch zwei Schwerdter zeigte, das eine mit, das andere ohne Scheide, mit welchem letztern sie auf Heinrich gedeutet

haben soll, als welcher der Weihe nicht theilhaftig geworden sei.“ Es wird am besten sein, mit Thietmar solches „Gottes unerforschlichem Rathschlusse zu überlassen und weiter zu gehen.“

Die Einigung sämmtlicher deutscher Völker unter seine willig von ihnen anzuerkennende Oberherrschaft war Heinrich's Hauptaugenmerk von Anfang an. Sobald er im ersten Jahre seiner Regierung einen verheerenden Einfall der Ungarn überstanden, zog er gen Süden, um Bayern und Schwaben, die unter Arnulf und Burchard sich vom Reiche gänzlich getrennt hatten, demselben wieder zu gewinnen. Indem er die herzogliche Gewalt in dem Maaße, als er sie selbst unter Conrad über Sachsen in Anspruch genommen und geübt, auch den andern Herzögen in ihren Ländern zugestand, verfolgte er den Plan, sie in voller Kraft sich entwickeln zu lassen und sie für einander und für das Königthum zu gewinnen, um ihre Kraft und ihr Gemüth auf sein großes Ziel hinzuleiten. Er erschien zwar mit einem Heere in Schwaben. Aber Burchard erkannte ihn, als seine Macht vor ihm stand, ohne große Schwierigkeit als deutschen König an und leistete die Lehenspflicht. Dagegen überließ ihm Heinrich, der sich die Besetzung der Bisthümer und das Königsgut im Lande vorbehielt, die freie Gewalt in Schwaben und dem damit verbundenen Elsaß.

Nun wandte sich Heinrich gegen Bayern, in welchem der vertrieben gewesene Arnulf, welcher gern selbst die Königskrone gehabt hätte, sich wieder eingefunden und befestigt hatte. Vor Regensburg, seiner Hauptstadt, wartete Arnulf mit seinem Heere auf Heinrich. Dieser wollte aber nicht Krieg. Er schlug Arnulfen eine Zusammenkunft vor, um ihre Sache in Person auszumachen. Arnulf meinte, der König wolle die Sache durch einen Zweikampf entscheiden lassen. Er hieß sein Heer in die Stadt sich zurückziehen und stellte sich bewaffnet am bezeichneten Orte zum vermutheten Zweikampfe. Nicht mit Waffen, sondern mit freundlicher Rede begegnete Heinrich ihm hier: „Was widerstrebst Du,“ so sprach Heinrich, „Gottes Gebot? Sein Wille ist, daß ich König des Volkes sei, das mich erwählt hat. Hätte das Volk Dich auf den Thron erhoben, so würde Niemand das lieber gesehen haben, als ich. Weshalb willst Du um Deines Ehrgeizes willen das Blut so vieler Christen vergießen?“ Diese Rede brachte den Herzog zu heilsamem Nachdenken. Er berieth sich mit den Seinigen. Diese empfahlen ihm Unterwerfung, wenn Heinrich, was dessen Vorfahren nicht gewollt, ihm die Besetzung der Bisthümer überlassen würde. Heinrich gestand augenblicklich diese Forderung zu, worauf Arnulf des Königs Vasall wurde.

So hatte Heinrich das Reich in dem Umfange wieder hergestellt, wie es Ludwig dem Deutschen durch den Vertrag von Verdun zugesichert war. Doch fehlte Lothringen noch, das erst unter Conrad dem Reiche entrissen worden. Heinrich's, zu dessen Wiedererlangung geführter Feldzug lief unglücklich ab und Carl der Einfältige behielt das Land. Doch erkannte er im Frieden 921 Heinrich als König des ostfränkischen Reiches an und gab so seine bisherigen Ansprüche auf die Länder östlich vom Rheine auf. Nachdem Carl von seinen Baronen entthront worden, brachte Heinrich durch glückliche Feldzüge und Gefangennahme des Herzogs Giselbert von Lothringen dessen Land in seine Gewalt. Er ließ aber sofort Giselbert wieder frei, gab ihm sein Herzogthum zurück und seine eigene Tochter Gerberge dem tapfern Herzoge zur Gemahlin. Von da an gehörte auch Lothringen wieder zu Deutschland. So hatte Heinrich nach sechsjähriger Regierung ohne verhältnißmäßig großen Blutverlust, auf sicherm und friedfertigem Wege die Herstellung des Bandes der Eintracht unter den deutschen Stämmen und ihre Reichszusammengehörigkeit erreicht und den Keim zu dem starken Königsthume gelegt, als welches sich die Regierung des deutschen Reiches bald genug erweisen sollte. Unvermerkt, meist friedlich und still, war eine neue Ordnung der Dinge, welche Jahrhunderte lang verhalten sollte, gegründet.

Persönlich war Heinrich überall wohl gelitten. Er lohnte, wo er strafen durfte und ward so ein König nicht blos des Landes, sondern auch der Herzen. In den ferneren Jahren seiner Regierung störte kein innerer Krieg mehr die Ruhe des Reiches. „Es war," sagt Giesebrecht, „wie wenn bei nächtlichem Dunkel ein geheimer Schrecken über die Mensch„heit hereinbricht, da tobt und drängt Alles wild durch einander und von „Minute zu Minute wächst die fürchterliche Verwirrung, bis endlich die „Sonne plötzlich im Morgen aufblitzt und ihre lichten Strahlen die Ge„filde vergolden; leicht sondern sich dann die verwirrten Massen, Ordnung „und Ruhe kehrt zurück und die Welt lacht wieder in ihrem Glanze den „Menschen. Heinrich's klarer und ruhiger Geist war jene Sonne, welche „das Dunkel über den deutschen Ländern in Licht verwandelte."

Nachdem Heinrich einige Ordnung in die politischen Angelegenheiten Deutschlands gebracht, begann er seine Fürsorge auch der Kirche zuzuwenden, welche unter der bisherigen Unbill der Zeiten entsetzlich gelitten, indem die weltlichen Gewalthaber sich die Mittel zu ihrer Machtentwicklung durch Einziehung der geistlichen Güter zu verschaffen gewußt hatten. Kirchen und Klöster waren schmählich beraubt. Namentlich wurden Kloster-Revenuen zur Unterhaltung der Dienstmannen verwendet. Laien waren

zu Aebten gemacht und benutzten das Stiftsvermögen zu ihren weltlichen Zwecken. Mit Hilfe der Bischöfe führte Heinrich allmählich die alte Ordnung wieder ein und sorgte für Wiederherbeischaffung oder Ersatz der entfremdeten Stiftungsmittel. Namentlich ließ der König sich die Herstellung der Kirchenzucht, des Ansehens der Bischöfe und den Wiederaufbau zerstörter Kirchen angelegen sein. Eben so regte er fleißig zur Reformation der Klöster an. Namentlich war Heinrich in diesen Beziehungen in seinen sächsischen und thüringischen Erblanden thätig und wirksam, da er hier freier und ohne Beschränkung schalten konnte.

Zum Glück ward Heinrich in seinem reformatorischen Schaffen in den Jahren 919—924 nicht gehindert. Da stellte ein neuer Einfall der Ungarn alles mühsam bis dahin Geschaffene wieder in Frage. Heinrich, von Krankheit am activen Vorgehen verhindert und ohne Vertrauen auf sein Heer, hielt, nachdem letzterm einige Niederlagen von den Ungarn beigebracht worden, sich im Schutze fester Plätze, um ihnen nicht im offenen Felde mehr begegnen zu müssen. „Kaum," sagt Widukind, „hatten die „bürgerlichen Unruhen ihr Ende erreicht, so durchstrichen die Ungarn von „Neuem ganz Sachsen und mordeten überall so stark, daß man wegen „einer gänzlichen Entvölkerung in Sorgen stand. Der König befand sich „damals gerade in der festen Stadt Werlawe *). Denn er wagte es „nicht, sein ungeübtes und großer Kriege ungewohntes Heer wider ein so „rohes Volk zu führen. Wie groß das Morden gewesen, wie viele „Klöster verbrannt worden sind, wollen wir lieber verschweigen, um unser „Elend nicht durch die Erzählung zu erneuern. Endlich ereignete es sich „aber, daß einer der ungarischen Fürsten gefangen genommen und zum „Könige gebracht ward. Für seine Freilassung boten die Ungarn unzäh„liche Summen Goldes und Silbers. Der König aber schlug dieses aus „und begehrte einen Frieden, erlangte auch endlich gegen Auslieferung „des Gefangenen und Ueberreichung **) anderer Geschenke, daß auf neun „Jahre der Frieden geschlossen ward."

Dieser Frieden sicherte aber nur das Sachsenland und der Tribut war ein sehr ansehnlicher. Es geht hieraus hervor, wie wenig sich Heinrich noch auf ein Heer, wie seine Sachsen es ihm boten, den Ungarn gegenüber verlassen konnte. Außerdem würde er auf so demüthigende Bedingungen, wie einen jährlichen Zins an den Feind, nicht eingegangen

---

*) Wahrscheinlich die alte, befestigte Königspfalz Werle bei der Stadt Goslar.

**) D. h. jährlich zu wiederholende Geschenke, also einer Art Tributes.

sein. Heinrich's Hauptbestreben war nun darauf gerichtet, in den neun vor ihm liegenden Jahren, sein Land in Vertheidigungszustand zu versetzen.

Er mußte sich das Heer, mit dem er den Ungarn Widerstand zu leisten im Stande war, erst schaffen. Das Volk war dem Kriegsdienste entfremdet und das allgemeine Aufgebot (der Heerbann) ward selten berufen. Seine Kraft und Bedeutung war gebrochen. Namentlich bedurfte Heinrich Reiter, weil die sämmtlich berittenen Ungarn sich stets den Fußtruppen überlegen erwiesen. Der Kriegsdienst zu Pferde war den Sachsen wenig geläufig. Er bot seine Vasallen auf und machte sie nebst seinen Dienstleuten und Knechten beritten. Das so gebildete Reiterheer übte er dann Jahre lang ein. Der Kriegsdienst zu Fuß verlor so allmählich die frühere Ehre und Ansehen. Aus den Reitern wurden mit der Zeit Ritter und der Dienst zu Fuße kam allmählich in Wegfall.

Zur Vertheidigung gegen den Feind bedurfte es aber noch anderer Veranstaltungen. Außer den im Lande umherliegenden Königspfalzen und den Schlössern vornehmer Herren, gab es keine festen Plätze. Die Sachsen wohnten in einzelnen Höfen auf dem Lande zerstreut, höchstens hatten sie ihre Höfe in offenen Dörfern aneinander gerückt. Heinrich's Bestreben ging deshalb dahin, die Burgen zu vermehren und zu erweitern, um zahlreichere Mannschaft darin bergen zu können. Vorzugsweise suchte er solche Plätze an den Grenzen des Landes anzulegen. Hier wurden förmliche Militair-Colonien errichtet. So schuf Heinrich eine gute Anzahl mit Wällen und Mauern umgebener Ortschaften, aus denen Städte wurden. Um diese Burgen zu heben, gebot Heinrich, es sollten alle Gerichtstage, Volksversammlungen und sonstigen öffentlichen Zusammenkünfte innerhalb dieser Burgmauern abgehalten werden. Diese festen Plätze sollten nicht allein die einbrechenden Feinde aufhalten und denselben Widerstand leisten, sondern auch den Umwohnern und ihrer Habe bei Verheerungen des Landes durch Feinde als Zuflucht dienen. Der neunte Mann aus den Dienstleuten vom Lande mußte in die Stadt ziehen. Hier hatte er für sich und seine acht draußen bleibenden Gefährten Wohnungen und Vorrathsräume einzurichten. Der dritte Theil aller auf dem Lande gewonnenen Feldfrüchte mußte in die Stadt geliefert und dort aufbewahrt werden. Die Achte draußen bestellten das Feld und besorgten das Einheimsen jenes Drittels in die Städte. Diese Dienstleute durften draußen nur in geringen Wohnungen hausen, damit bei der unvermeidlichen Zerstörung durch die Feinde nicht zu viel Werth verloren gehe. Wenn Heinrich auch die städtischen Vorrechte und Gerechtsame, welche die Städte so sehr in Aufnahme brachten, nicht verlieh, so ist er doch der eigentliche deutsche

Städtebegründer. Er hat zuerst die Sachsen zu einem Leben hinter Wällen und Mauern gewöhnt. So bildeten sich allmählich um die königlichen Pfalzen, um die großen Burgen und die Bischofssitze, oder geeignet gelegene Kirchen und Klöster her große Ortschaften mit zahlreichen Einwohnern. Durch die Thürme, welche zahlreich in den Stadtmauern angebracht wurden, gewannen diese Städte ein stattliches Ansehen.

Zwei der merkwürdigsten dieser Städte müssen näher erwähnt werden, weil sie auch Heinrich persönlich näher angingen: Merseburg und Quedlinburg. Mit Merseburg verknüpften den König die Erinnerungen an Hatheburg und die daselbst mit ihr verlebte Zeit. Auch bildete es Thankmar's von ihm verwaltetes Besitzthum. Um diese den Einfällen der Feinde besonders ausgesetzte Stadt zu befestigen, gebrauchte er ein ganz besonderes Mittel. Es kam zunächst auf Beschaffung der Bevölkerung an. Um solche herbeizuziehen, errichtete Heinrich die Merseburger Legion. Diese Leute wohnten aber in der Vorstadt und dem nahen Keuschberg. Die Burg ward nur zuverlässigen Mannen anvertraut

Mit jener Legion hatte es folgende Bewandtniß. Schon seit Carl's des Großen Zeiten, noch mehr aber in den nachherigen, innern Fehden hatte sich unter vielen Deutschen ein roher Sinn für Raub und Gewaltthat entwickelt. Die Anzahl kühner Freibeuter und Unruhestifter, die in Friedenszeiten die Wegelagerer machten, hatte sich immer vermehrt. Die Verwegenheit ihrer Lebensweise hatte selbst unruhige Köpfe und den Adel in die Reihen dieser Räuber geführt. Heinrich konnte bei seinen, auf allgemeine Beruhigung abzweckenden Plänen, das Treiben dieser Menschen nicht ferner dulden. Seinem milden Sinne widerstand es, diejenigen zu strafen, welche durch die Machtlosigkeit der Obrigkeit zu wildem, wüstem, verbrecherischem Gebahren verleitet waren. „Diese Legion," sagt Widukind, „war aus Straßen„räubern zusammengebracht worden. So streng nämlich König Heinrich „wider seine Feinde zu handeln pflegte, so gnädig war er hingegen wider „seine Unterthanen. Wie er daher einen Dieb oder Straßenräuber fand, „der eine tapfere Faust und Geschicklichkeit zum Kriege besaß, dem erließ „er die Strafe und schickte denselben in die Vorstädte von Merseburg, „gab ihm ein Stück Acker und Waffen und befahl ihm, mit Verscho„nung der einheimischen Unterthanen, Räubereien im feindlichen Gebiete „zu verüben, so viel er nur wollte."

Wenige Jahre, nachdem ihr bei Merseburg ihr Asyl angewiesen worden, stellte diese Legion bereits 1000 Mann zum Kriege wider Böhmen. So ward Merseburg eine Vormauer Sachsens und Thüringens wider die Slaven, bis diese besiegt und unterworfen wurden.

Achtes Capitel.

Quedlinburg.

Dieser Ort, an welchem im Mittelalter so viele Hoflager und Reichsversammlungen gehalten worden, verdient schon um Mathilden's willen, daß wir uns dabei ein wenig länger aufhalten.

Davon, daß auf dem heutigen Quedlinburger Schloßberge eine königliche Burg (Pfalz) und eine curtis Regia mit Villen, Vorwerken, Wäldern, Zöllen, Abgaben an's Reich verbunden gewesen, wie ältere Geschichtsschreiber, z. B. Voigt in seiner Geschichte des Stiftes Quedlinburg (I. S. 73) behaupten, läßt sich nichts erweisen. Dagegen hat Heinrich als Sachsenherzog hier wohl ohne Zweifel bereits ein Schloß besessen. Die wildreiche Gegend entsprach seiner Neigung zum Waidwerke ausnehmend. Er hielt sich auch erweislich häufig daselbst auf und mußte deshalb eine Wohnung dort haben. Diese konnte aber nach der Sitte der Zeit nur auf der Höhe liegen. Dieses Heinrich'sche Schloß befand sich denn auch mit dem nachherigen Stifte auf einem Berge. Dieser ist aber kein anderer, als der heutige Schloßberg. Die Heinrichsburg lag auf der Ostseite desselben, mithin der gegenwärtigen Kirche gegen Morgen, auf der Stelle der nachmaligen Propstei. Erst nachdem Heinrich zum König der Deutschen erwählt worden, ward dies Schloß eine königliche Pfalz. Eine Urkunde von 974 beschreibt das Stift als monasterium supra montis arcem versus orientem eminentem (daß das Stift jenseits oder auf der entgegengesetzten Seite des Schlosses erbauet worden, das gegen Morgen hervorrage). Dieses alte Schloß hat bis in das dreizehnte Jahrhundert gestanden. Nach Otto's IV. Testamente sollte es 1218 abgebrochen werden. Dies dürfte auch geschehen sein, wenn nicht etwa erst der Graf Hoyer von Falkenstein, der im Jahre 1224 Quedlinburg eroberte und dessen Befestigungen zerstörte, auch das Schloß mit demolirt haben sollte.

Einladend genug war die Lage dieser Burg. Schon damals war die Gegend wohl angebauet. Feld und Wald unterbrachen einander in lieblichem Wechsel. Selbst Weinberge waren in der Gegend bemerkbar, da sich das Land zum Weinbau nicht ungeschickt zeigte. Weit stattlicher als jetzt, wo sie kahl sind, nahmen sich die nähern Berge in ihrem grünen Waldschmucke aus, namentlich aber die Altenburg, der Hammwartenberg, der Strohberg und der in weitem Zuge sich bei Westerhausen erstreckende

lange Berg. Merkwürdig sind mehrere dieser Berge durch die dort gefundenen Versteinerungen. Von den vielen Teichen, welche noch lange nach Heinrich's und Mathilden's Zeiten zur Verschönerung der Gegend so Vieles beitrugen und die einen Reichthum von Fischen lieferten, ist jetzt nichts mehr zu sehen. Sie sind in Wiesen und später in Acker verwandelt. Die Flur der Stadt zog sich bis zum Vorderharz, an welchem sie noch heute den holzreichen Ramberg besitzt. Die zwischen demselben und der Stadt belegenen beiden Dörfer Stecklenburg und Suderode, gehörten in alten Zeiten mit zum Stifte. Einen besondern Reiz gaben der Aussicht vom Schloßberge die fast auf jeder beträchtlichern Anhöhe sich erhebenden Wartthürme, welche meist im elften Jahrhundert erbauet sind. Unter dem Schloßberge lag das Dorf Quitlingen. Auch die Umgegend war reichlich mit Dörfern, groß und klein, besetzt. Von halben Stunden zu halben Stunden traf man auf eins. Wenigstens sechszehn solcher Ortschaften lagen auf einem zwei Quadratmeilen enthaltenden Raume, von denen heute nur das einzige Ditfurt übrig ist. Wer kennt heute noch die Namen: Marsleben, Groß-Sallersleben, Lüttgen-Ditfurt, Klein-Sallersleben, Ballersleben, Groß- und Klein-Ohrden, Ilenstädt, Sülten, Gersdorp, Bicklingen, Quarmbeck, Knüppelrode? Vermuthlich zogen die Einwohner dieser Dörfer allmählich in die Stadt, zu welcher Quitlingen durch Heinreich erweitert ward, um im Schutze ihrer Befestigungen gegen die feindlichen Einfälle besser gesichert zu sein. Dieses Quitlingaburch erbaute, wie Thietmar von Merseburg versichert, „Heinrich selbst von Grund aus." Mit Recht heißt er daher der Erbauer Quedlinburgs. Noch die Bestätigung der Corveyschen Privilegien vom Jahre 922 ist „in dem Dorfe, das Quitlingaburch heißt" ausgestellt. Die erste Urkunde, worin Quedlinburg Stadt genannt worden, ist aus dem Jahre 937. Heinrich führte die Stadtmauer von der Gegend des nachmaligen hohen Thores gegen Nordosten in einem sanften Bogen bis zur Bode am innern Gröperthore. An beiden Endpunkten ward je ein starker Thurm aufgeführt. Diese Thürme haben bis zu unsern Tagen bestanden. Vom Thurme am Gröperthor zog die Mauer weiter an der Bode hin bis in die Gegend der Steinbrücksmühle, welche damals außerhalb der Stadt lag, wie denn auch die Steinbrücke und Wohrt noch unbebauet waren. Von der Steinbrücker Mühle an wird die Bode selbst auf einige hundert Schritte weit die Stadtgrenze gegen Mittag hin gebildet haben. Von der Gegend des frühern Fleischhofes führte die Mauer wieder bis zum Hohenthorthurme. Keineswegs war der also umschlossene Stadtraum schon mit Häusern bebauet. Ein großer Theil desselben blieb noch bis

zum dreizehnten Jahrhundert Wein- und Ackerland. Von den jetzigen Vorstädten war die Rede noch nicht. Doch begann die Vorstadt Westendorf, der Nähe des Schlosses und des Stiftes wegen, sich bereits im zehnten Jahrhundert zu bilden.

Das alte Dorf Quitlingen, das die Grundlage der nachherigen Stadt bildet, lag in der Gegend der jetzigen St. Blasienkirche, nordöstlich von der Burg. Südwestlich von dieser lag das Kloster St. Wiperti (Wigberti), mit seiner dem heiligen Jacob geweiheten Kirche. Dieses hatte der gefeierte Bischof Haymo von Halberstadt um das Jahr 840 gestiftet und mit Benedictiner-Mönchen aus Hirschfeld besetzt. Hier hielt sich einige Zeit lang Haymo's noch berühmterer Freund, Hrabanus Maurus auf. Als derselbe, in den Sturz seines Gönners, des Kaisers Lothar, mit verwickelt, seine Würde als Abt von Fulda hatte niederlegen müssen, wies ihm Haymo das Wiperti-Kloster als Zufluchtsstätte an. Dieser Aufenthalt fällt in die Zeit von 842—844. Hier soll Hrabanus mit seinem bei ihm erschienenem Freunde, Walafried Strabo, das große, später unter dem Namen: Glossa ordinaria bekannte Bibelerklärungswerk begonnen haben, das Walafried später allein fortsetzte und beendete.

Vom Wipertikloster ab breitete sich zwischen den beiden Armen der Bode der Brühl, ein als Lustwäldchen noch heute vorhandenes Gehölz aus. Derselbe zog sich unter der Altenburg hin und ging in das bedeutendere Stammern-Holz über. Während im Norden und Westen mehr Waldboden sich ausdehnte, war in Süden und Osten mehr angebautes Feld zu sehen, in welchem etwa nur in der Nähe der Dörfer sich noch kleine Gehölze zeigten. Auf dieser Seite glimmten überall grüne Saaten hell zum Schlosse empor. Vom Schloßberge, einem von allen Seiten ziemlich schroff aus der Ebene sich erhebenden Sandsteinfelsen herab, überschaute man den größten Theil des Harzgaues. In den Gesichtskreis fallen einzelne Theile des Fürstenthums Halberstadt, der Herzogthümer Magdeburg, Anhalt und Braunschweig, sowie der Grafschaft Wernigeroda. Gegen Mittag begrenzt der Harz die Aussicht, dessen nächste Höhen kaum eine Stunde weit entfernt sind. Auf denselben thronten einige Bergschlösser, deren Ruinen noch zu sehen sind. Der Stubenberg und die Roßtrappe treten aus dem bläulichen Dufte, der am Morgen und Mittag auf diesen Höhen ruhet, am deutlichsten hervor, während am Nachmittage der Blick die Buchten und Schluchten, die Hervortritte und Wendungen der Berge genauer unterscheidet. In vielen Windungen und Krümmungen schlängelt sich von der Roßtrappe her, durch deren Felsen sie sich mühsam hindurchgezwängt, die Bode heran. Dieselbe war

vormals wasserreicher und trug Kähne. Sie theilt sich eine halbe Stunde oberhalb der Stadt in zwei Arme. Der größere: die wilde Bode, umfließt die Stadt auf der südlichen und östlichen Seite. Der kleinere, oder der Mühlgraben, scheidet die jetzige Altstadt von der Neustadt. Beide Arme vereinigen sich erst beim Dorfe Ditfurt wieder. Dem Flusse rinnen unweit der Stadt fünf Harzbäche zu. Ueber dieselbe hinweg erheben sich für den Umschauer vom Schloßberge in weiter Ferne, bläulich angehaucht der Hakel und der Huywald. Auf diesem prangt die Benedictiner-Abtei Huysburg, die ihre Frauen-Collegin auf dem Quedlinburger Schloßberge mit dem Blicke grüßen konnte. Näher der Stadt steigt mit seinen hellen felsigen Wänden und seiner Warte das Steinholz aus der Ebene empor. Durch ein Thal vom Schloßberge getrennt, baut sich der jetzt mit Häusern besetzte Münzenberg auf, der an die amphitheatralisch ansteigenden Bergnester Italiens und Palästina's erinnert. Auf diesem Berge erhob sich, ebenfalls noch im zehnten Jahrhundert (986), von der Aebtissin Mathilde der II. gestiftet, ein Benedictiner-Nonnen-Kloster, von welchem aus wieder die eben erwähnte Abtei Huysburg gestiftet ward. Ueber den Münzenberg hinweg nach Abend zeigt sich dem Umschauer vom Quedlinburger Schloßberge, wie am Ende des Harzes, breit empor steigend, der Brocken. Das bunte Gemisch von Städten, Dörfern, Höfen, Bergen, Hügeln, Thälern, Wäldern und kleinen Gehölzen, Gewässern, Feldern, Wiesen, Gärten, Mühlen, Thürmen, Wartthürmen, Schlössern und Bergruinen ziehet uns lieblich an und wir mögen uns, wenn wir die Aussicht einmal begriffen, schwer von dem Anblicke trennen, welcher immer wieder unsere Augen auf sich zieht.

Traun! Der königliche Waidmann und Vogelsteller mochte sich in allen Gauen seines schönen Herzogthumes schwerlich eines anmuthigern, aussichtsvollern Lustortes erfreuen, als ihm sein Schloß in Quedlinburg darbot! Damals verleideten „Swine, Ossen un Brannewiins Blasen“ den Aufenthalt nicht und das widerwärtige Gedüft dieser Gewerbe drang noch nicht in die reine Athmosphäre des Schloßberges empor. Schon die herrliche Aussicht nach dem Harze allein mußte den König und seine Gemahlin immer wieder gerade zu dieser Stelle ziehen, von welcher sie sich auch nicht einmal im Tode trennen sollten. Lachendes Leben trug ihnen die liebliche Natur hier von allen Seiten entgegen und wenn auch die Endung: leben an so vielen Ortsnamen nichts gemein hat mit dem Leben, das gelebt wird, so vergegenwärtigt man sich doch gern, daß hier herum alles Leben heißt (und man durch lauter Leben: Hedersleben, Aschersleben, Wegeleben, Alsleben, Oschersleben, Wegersleben, Wanzleben,

Dedeleben u. s. w. von hier nach dem deutschen Parthenope gelangt, auch einer Perle in Heinrich's Gauen, die erst sein und Mathilden's Sohn Otto recht zu schätzen wußte. Dort aber verliert sich die Poesie der Gegend in die reizlose Fläche der dagegen durch Fruchtbarkeit berühmten Börde. Ohne Zweifel reizte eben diese Anmuth der Quedlinburger Gegend das hohe Paar, sich gerade hier ein bleibendes Denkmal zu stiften.)

Aber ein noch höheres Motiv leitete sie sicherlich, ihr Stift auf die Höhe eines ragenden Felsens zu setzen. Es ist keine Frage, daß die Erhebung des irdischen Standpunktes, den wir einnehmen, auch die Erregbarkeit des religiösen Gefühles steigert. (Auf den Höhen wird der Blick freier und in der reinen Luft erweitert sich die Brust und giebt höheren Gefühlen Raum. Es kömmt hierbei weniger auf die absolute Höhe, als auf das Bewußtsein des Erhabenseins über die Tiefe an, wobei ein mäßig hoher, aber steiler Berg oft mehr leistet, als eine allmählich ansteigende, von Vorbergen aber herabgedrückte, auch noch so colossale Höhe.) Während der Mensch in der Ebene und noch mehr im Thale an sich denkt, seinem Geschäfte, seinem täglichen Erwerbe nachgehet, bezeichnet auf den Bergen Alles die größere Nähe des allmächtigen Weltenschöpfers. (Hier stehen noch, wie Jean Paul sagt, die uralten, unsichtbaren Tempel der Freiheit und Religion. Erhaben über die niedern Wohnungen des Menschen, läßt man hier Oben auch die niedern Empfindungen mehr in der Tiefe. Die Seele nähert sich den ätherischen Regionen und scheint in der von irdischen Dünsten gereinigten Luft auch viel von ihren irdischen Leidenschaften abzulegen und wieder etwas von ihrer ursprünglichen Reinheit anzunehmen.

Alles spricht hier mächtiger zur Phantasie des Menschen Die großartigen Umgebungen, der Blick in die Weite, der ausgedehnte Horizont erwecken erhabene, weithin reichende und in die rechte Tiefe gehende Gedanken. Dieser reinern Luft strebten die Ordensleute nach, welche ihre Klöster auf Anhöhen setzten, wo ihnen die irdische Beimischung, die Durchdrungenheit von der nahen Erdenfülle weniger anzuhaben vermochten.) Hatte doch auch unser göttlicher Heiland häufig auf Bergen geweilt, um dort zu seinem himmlischen Vater zu beten und die Menschen zu belehren! X

Dieser geheimnißvolle Zauber der Höhen, dessen Bewandtniß sich ihrem irdischen Auge entzog, fesselte Heinrich und Mathilden wohl vorzugsweis an die Erhebung des schroff ansteigenden Schloßberges, in dessen wundervolles Panorama ihre von dessen Lieblichkeit berauschten Blicke sich versenkten, um voll Erbauung ihre Herzen dann zum Urheber aller dieser

Schönheitsfülle sich zu erheben. Wie von selbst fühlten sie sich eingeladen, hier etwas Höheres zu suchen, als nur eine irdische Wohnstätte. Darum wählten sie sich auch hier ihre Ruhestätte. Noch steht das bescheidene Kirchlein, in welchem ihre Gebeine dem Tage der Auferstehung und der ewigen Vergeltung entgegen schlummern. Zwei Reihen Säulen mit attischem Sockel und zierlichem Würfel-Capitäl-Schmuck, tragen ein einfaches Kreuzgewölbe ohne Gurten, dessen ernste fromme Fresken durch die barbarische Tünche der Zopfzeit nicht gänzlich vertilgt werden konnten. Vor dem steinernen Altare, der als Ruine noch stehet, sind die Grabsteine der beiden königlichen Gatten. Der dieses geschrieben, hat vor diesen Steinen gestanden und des Wandels der Zeiten gedacht, welche nun 900 Jahre lang über dieses Gotteshaus dahingebraust sind. Wo die Heilige gebetet und Almosen gespendet, führte eine Aurora von Königsmark ihr üppiges und frivoles Leben. Im sechszehnten Jahrhunderte hörte das Opfer am Altare des heiligen Servatius auf. Der Sturm der französischen Revolution, welcher die Neu-Franken über den Rhein führte, hat das großartige Stift vernichtet, dessen Aebtissin auch nach der Reformation deutsche Reichsfürstin geblieben war und brachte Kirche und Kloster in den Besitz der preußischen Krone. Gehe hin, mein katholischer Leser, wenn Du in Quedlinburg bist, an Mathilden's Grab, trag ihr das Anliegen der wiedererstandenen katholischen Gemeinde um ferneres Gedeihen vor und sprich schließlich Sancta Mathildis ora pro nobis.

Neuntes Capitel.

Die gottesfürchtige Ehe des deutschen Königspaares.

Nur Bruchstücke sind es, in denen Heinrich's und Mathildens Geschichte uns erhalten worden. Einzeln und für sich stehend, entbehren sie fast allen Zusammenhanges unter einander. Folgen wir nur einer Quelle, so scheint Alles deutlich und beglaubigt. Ziehen wir aber mehrere zu Rathe, so ergeben sich sofort Widersprüche und die Nachrichten wollen sich mit einander nicht reimen, nicht verbinden lassen. Die Wahrheit zu ermitteln, wird man hier verzichten müssen. Ein glücklicher Fund ist es schon, wenn man nur das Wahrscheinliche trifft. Am übelsten läuft der Versuch ab, wenn man unternimmt, die vielen zerstreut vorkommenden

Nachrichten über Heinrich und Mathilde chronologisch zu ordnen. Für die Bestimmung der Zeitfolge, welche die verschiedenen, aus vielen Schriftstellern zusammenzulesenden Thatsachen, Ereignisse und Vorgänge einnehmen, fehlt es in der Regel an einem durchgreifenden Kriterium und oft muß das Errathen über unauflöslich erscheinende Widersprüche hinweghelfen. Von Mathilden's Leben haben wir zwar zusammenhängende Lebensbeschreibungen aus fast gleichzeitiger Feder. Allein auch diese erscheinen in Bezug auf Chronologie völlig verwahrlost. Statt eines Nacheinander finden wir hier ein Durcheinander und es hält schwer, den ineinander gewickelten Jahresknäuel zu entwirren.

Namentlich ist es noch nicht gelungen, die aus Mathilden's Leben durch jene Lebensbeschreibungen bekannt gewordenen Thatsachen zu einem historischen Gleichtritte mit denen aus Heinrich's Leben uns überlieferten zu ordnen. In Mathilden's Lebensbeschreibung ist aus dem ehelichen Leben des fürstlichen Ehepaares, das doch die Ehe noch einige Jahre über die silberne Hochzeit hinaus fortsetzte, gar wenig gemeldet und namentlich keine Jahreszahl angegeben. Nur aus der schon angeführten Bestätigung der Privilegien der Abtei Corvey ist zu ersehen, wie Heinrich sich 923 zu Quedlinburg befand und dort auf Bitten seiner Gemahlin Mathilde und seines gleichnamigen (damals wohl kaum zehn- bis zwölfjährigen) Sohnes, so wie des vom Abte Folkmar abgesandten Bischofs Adalward, diese Privilegien am 10. März bestätigte. Die jüngere Vita Mathildis meldet, nachdem sie kurz Heinrich's Wahl zum deutschen Könige berührt, wie er „unter Christi Beistande mit wachsamen Eifer, aus Dankbarkeit gegen Gott für seine irdische Würde, viele gute Werke geübt „und sich als den bereitwilligsten Tröster der Armen und Wittwen gezeigt „habe. Für die wunderbaren Fortschritte, die der preiswürdige Fürst „gemacht, habe Christus ihm seiner Würde Ehre vermehrt und sehr viele „Nationen unter seine Herrschaft kommen lassen.“

Von Mathilden dagegen heißt es, „sie habe durch Christi Gnade „in jeglichem, gutem Werke von Tag zu Tag sich vervollkommnet, so daß „ihre Enkel und Nachkommen sich von ganzem Herzen freuen müßten, „wenn sie die (aufgezeichneten) Verdienste ihrer heiligen Mutter zu lesen „bekämen, da ihrer Lauterkeit und ihren Verdiensten zuzuschreiben ist, was „ihren künftigen Nachkommen an Würde und Ehre zu Theil wurde. Nachdem die ehrwürdige Fürstin des königlichen Thrones Stufen erstiegen „hatte, glänzte sie mehr noch, als durch äußere von ihrem Gemahle empfangene Hoheit durch Frömmigkeit gegen Gott und keusche Sitte in „ihren ehelichen Verhältnissen. Sie entbehrte dabei keineswegs des Preises,

„welcher der Jungfräulichkeit der nächste, beschieden wird, indem sie durch „Demuth so zur Ehre strebte, daß sie durch die Gnade Gottes nochmals „für das himmlische Vaterland auserwählt zu werden, verdiente. Je höher „sie an äußerm Ansehen stieg, desto andächtiger demüthigte sie sich und „ließ sich, ein seltener Fall! vom Besitze ihrer irdischen Würde niemals „zur Hoffart verleiten. Oeffentlich erschien sie mit Edelsteinen und „Seide geschmückt, aber inwendig trug sie einen köstlichen Schmuck, ein „Gott gefälliges Herz. Gegen ihre Untergebenen legte sie eine solche „Demuth an den Tag und erwies ihnen eine solche mütterliche Liebe, „daß sie die Liebe und der Stolz Aller war. Selbst zur Nachtzeit stahl „sie sich oft von der Seite des Königs hinweg, verließ das königliche „Schlafgemach und lag in ihrem Gemüthe dem Gebete ob, um ihre „Freundschaft mit Gott zu erneuern, den sie mit reiner Zuneigung liebte „und mit lauterer Treue diente. Wer möchte zweifeln, ob dem Könige „ein solches Thun der erwählten Dienerin Christi verborgen bleiben konnte? „Er merkte das gar wohl, aber er stellte sich, als wüßte er's nicht, weil „er der gewissen Ueberzeugung lebte, daß alle ihre Handlungen gut seien „und ihnen allen Beiden frommten. Daher willigte er auch leicht in „Alles, was sie wünschte; denn ihr Wille fing in Gott an und endigte, „wo er angefangen hatte: in Gott. Fast Alles, was die Welt Liebliches „hatte, verachtete sie, um der Liebe Christi willen. Reichthum begehrte, „Armuth fürchtete sie nicht. Ihre freigebige Hand stand allen Armen „offen und war selten für die Spende von Almosen leer. Niemals ist „einer in Schmerzen zu ihr gekommen, der nicht in Freuden weggegangen „wäre und jeder Dürftige, der sich ihr nahete, erlangte, was er wollte. „Erfuhr sie aber, daß Jemand durch Gewalt unterdrückt, oder wegen „eines Verbrechens im Kerker gehalten werde, oder durch das Volksgericht „zum Tode verurtheilt werden, dann hatte sie keinen fröhlichen Augenblick, bevor sie nicht des Königs Ungnade in Huld umgewandelt hatte*). „Wenn der König sie zuweilen unerhört von sich lassen mußte, weil des „Volkes Stimme es so heischte, seufzte er still vor sich hin, daß er sie „durch Nichterfüllung ihres Wunsches betrübt. Oft trat er dann aus

*) Die ältere Lebensbeschreibung drückt dieses so aus: „War, wie üblich, Einer ob verbrecherischer Schuld vor den Richterstuhl des Königs gebracht und von diesem zum Tode verurtheilt, da gedachte die allerfrömmste Königin der Leiden des Gekreuzigten und drang mit Schmeichelworten so lange in des Fürsten Sinn, bis endlich aus dem königlichen Zorne, dem das Todesloos entfallen war, das Wort der Gnade hervorging." Die gewählten Redensarten gehören, wie Jaffé will, dem Venantius Fortunatus im Leben der heiligen Radegunde an.

„dem Gericht und überließ, um sie gleichsam zu beschwichtigen, dann der „Beurtheilung nach Billigkeit, was er nach der Strenge des Gesetzes „hätte strafen sollen, ging inzwischen in die Kirche, oder hielt sich bei „irgend einem guten Werke auf und erfüllte so sorglichen Sinnes das „Evangelium, das die Dienerin Christi so fleißig ihm anzuhören gab: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet; denn mit „welchem Urtheile ihr richtet, mit dem werdet auch ihr ge„richtet werden und mit welchem Maaße ihr messet, wird „euch wieder gemessen werden."

„Der allmächtige Gott aber, welcher niemals diejenigen verläßt, so „ihm dienen, sahe gnädig herab auf die guten Werke des Königs Heinrich „und der herrlichen Mathilde und schenkte ihnen vielfältig den Segen „edler Nachkommenschaft. Glücklich auch waren die Geborenen; in beiderlei „Geschlecht leuchteten sie durch ihre überaus große Schönheit hervor. Es „kann davon nicht im besondern die Rede sein, aber darüber auch nicht „ganz geschwiegen werden."

„Der treffliche Otto, vor der Erhebung zur königlichen Würde erzeugt, „war der älteste, von ausgezeichneter Schönheit und durch seine Sitten „glänzend. Heinrich*) aber, auf dem königlichen Throne geboren, war „an Jahren jünger, jedoch nicht geringer an Trefflichkeit des Herzens.

---

*) Von seiner Geburt weiß Thietmar von Merseburg eine Geschichte zu erzählen, (welche Köpfe ohne Weiteres für eine erst in der Zeit des Chronisten entstandene Legende erklärt, deren Abgeschmacktheit einleuchtend sein soll. Wenn etwas über der Herren rationalistischen Horizont geht, hat die Prüfung ein Ende und sie verdecken ihre Unkunde und Forscherschen dadurch, daß sie mit Abgeschmacktheiten um sich werfen. Ich will dem Thietmar die Geschichte hier weder nacherzählen, noch ihre historische Wahrheit untersuchen. Dazu leiten mich schuldige Bedenken. Nur gegen die frivole Art will ich mich erklärt haben, womit Vorgänge aus dem Nachtgebiete der Natur oder der dämonischen Mystik mit rationalistischer Oberflächlichkeit aus dem Gebiete der Thatsachen hinausgewiesen werden, weil es dem ordinairen Denkvermögen der Herren an dem Organe mangelt, über die alltägliche Gewöhnlichkeit hinausliegende Vorgänge zu begreifen oder mit andern schon bekannten in Beziehung zu setzen, oder es denn doch wenigstens zu dem Bekenntnisse Hamlet's gegen Horatio zu bringen, daß zwischen Himmel und Erde viele Dinge bestehen und sich begeben, von welcher die ordinaire Schulweisheit sich nichts träumen läßt. So denke auch ich über den von Thietmar gemeldeten Vorgang ganz anders Die als abgeschmackt bezeichnete) Legende ist für mich ein psychologischer Schlüssel, der viele Räthsel in dem Verhalten einer so heiligen Frau, wie Mathilde, gegen ihren Sohn Heinrich aufschließt und einen merkwürdigen Blick in die Tiefen ihrer Seele thun läßt.

„Ihm eignete aber eine solche Schönheit, daß ihm zu selbiger Zeit kaum „ein Mann verglichen werden konnte. In Strebsamkeit, Waffenthaten „und der äußern Erscheinung war er dem Vater ähnlich. Im Ertragen „aller Widerwärtigkeit trat er sorgfältig in die Fußtapfen seiner gefeierten „Mutter und ward besonders deshalb von der Heiligen Gottes geliebt. „Als wäre er ihr Einziger, war sie ihm förderlich zu allen Vergnügungen „und zog ihn den andern Söhnen in der Liebe vor, wie es auch ihr „Wunsch war, es möge ihm nach seines erlauchten Vaters Heinrich Tode, „wofern unter Zulassung Gottes ihr Wille in Erfüllung gehen könne, „die Königswürde zu Theil werden. Hieraus entwickelte sich schon bei „dem Knaben des Uebels erster Keim. Denn darob ward der treffliche „Otto nach und nach immer mehr wider seinen Bruder aufgebracht und „auf diese Weise wuchs unter ihnen beständiger Neid und Zwist. Bruno, „an Jahren zwar der jüngste, aber an Ehrbarkeit der Sitten nicht der „letzte, ward bereits in seinem Knabenalter der Zucht der Schule über-„geben und mühete sich den ganzen Tag hindurch im Dienste Gottes.... „Heinrich's und Mathilden's Herzenstrefflichkeit, wie sie es verdient, zu „schildern, ist nicht einfach. Beide waren glücklich und verdienen mit „Recht Lob; denn was Gutes jetzt an ihren Enkeln hervorleuchtet, ist „ihrer Tugend Verdienst. O Selige, die nicht bloß im Fleische vereinigt, „sondern in einmüthigem Sinne und Geiste zu jedem guten Werke (alle-„zeit) bereit waren! Ihnen eignete einerlei Liebe zu Christus, eine gleiche „Uebereinstimmung im Guten, Gottes Wohlgefallen und das Vermögen, „das Rechte zu vollbringen. Gleich war ihre Liebe gegen die Nächsten, „gleich ihr Erbarmen mit den Untergebenen. O des seligen Mannes, „der um die Pflege des göttlichen Dienstes bemüht ist! O der herrlichen „Frau, die mit ganzem Herzen Christum, ihren König, liebte! Zu zwei-„feln ist also wohl nicht, daß sie nun den der Jungfräulichkeit nächsten „Lohn erzielt haben mögen, weil unter ihnen eheliche Keuschheit herrschte „und sie es an preiswürdiger Enthaltsamkeit nicht fehlen ließen. An „allen ihren Handlungen glänzte die Tugend der Bescheidenheit. Ver-„dientermaaßen wurden die Herrscher des Reiches von Gott mit solchen „Tugenden belohnt. Sie leben in der Glückseligkeit und werden sich im „Besitze der ewigen, seligen Ruhe befinden. Es bitten für sie die eigenen „Almosen, welche sie mit freigebiger Hand den Dürftigen spendeten, so „lange sie im sterblichen Leben weilten. Je höher sie in ihrer Würde „gestiegen waren, mit um so tieferer Ergebenheit dienten sie Christo."

Es ergiebt sich hieraus, wie Recht Thietmar von Merseburg hatte, als er sagte, Mathilde sei ihrem Gemahle sowohl in göttlichen, als

menschlichen Dingen nützlich gewesen. Im Glanze des Thrones vergaß sie die christlichen Lehren nicht, die sie in der Einsamkeit des Klosters Herford aufgenommen und blieb der einfach strengen Lebensweise treu, welche ihr dort zur andern Natur geworden war. Nie vergaß sie ihres geliebten Herford's und nie verläugnete sie die Tugend, zu welcher ihre würdige und erlauchte Großmutter sie dort erzogen. Sie verkörperte und stellte im Leben das Ideal dar, das sie sich im Kloster als das Muster einer christlichen Frau, aus der ihr zu Theil gewordenen Belehrung herausgezogen. So hatte ihr ganzes Erscheinen, obwohl im Glanze weltlicher Größe und Pracht, immer etwas Klösterliches und ihr Leben entlehnte dem Kloster so viel der Ascese, als der Thron nur zu ertragen vermochte. Die lebenden Beispiele der Heiligen, an welchen sie wahre Vollkommenheit und innige Gottesfurcht bewunderte, wurden ihre Führer auf der Bahn der eigenen Verwaltung. Wie oft vergegenwärtigte sie sich zu heilsamer Nachfolge, wie die Heiligen und Freunde Christi unter Hunger und Durst, bei Hitze und bei Kälte in Blöße, Mühsal und Beschwerde, unter Gebet und heiliger Betrachtung, unter Verfolgung in Schmach, dem Herrn gedient!

Wie Jene, suchte sie ihr Leben in der Welt für nichts zu achten und dasselbe zu hassen, um dafür des ewigen dereinst gewiß zu sein. Sie gedachte, wie eifrig Jene gebetet, wie schwer sie gelitten, wie sie Reichthum, Würden, Ehren verachtet, von Freunden und Verwandten sich losgemacht und an der Welt gar keinen Theil haben zu müssen, gewünscht, wie sie nur zu äußerster Nothdurft sich nährten und nur mit Trauer ihrem Leibe zu seinem irdischen Bestande dienstbar waren und wie ihnen jeder Augenblick, den sie dem Dienste Gottes entziehen mußten, schon als ein Gottesraub vorkam. Durch ihre Entfremdung von und in der Welt suchte Mathilde sich Gotte zu nähern. So nahm sie täglich am Geiste zu und wuchs in der Gnade Gottes.

Man kann sagen, Mathilde habe sich in wunderbarer Weise den Thron zum Kloster umgeschaffen und auf demselben alle Uebungen vorgenommen, welche man irgend von einer Ordensfrau würde erwarten dürfen. Täglich erneuerte sie ihre guten Vorsätze und trieb zum Eifer, zu deren Ausführung, sich selber an. „Hilf mir, so war ihr erster Morgengedanke, mein Gott zu meinem Vorsatze und bei deinem heiligen Dienste und gewähre mir, daß ich heute den rechten Anfang machen möge, weil, was ich bis jetzt geleistet, so gut, wie nichts, gewesen.“

Nun behielt sie ihren guten Vorsatz gewiß den ganzen Tag über im Auge. Sie wußte, wie auch der festeste Entschluß durch Vielerlei

wankend gemacht und erschüttert werden kann und wie eine nur leichte, freiwillige Unterlassung die größten Nachtheile und schlimme Rückschritte zur Folge hat. Doch suchte sie ihre Festigkeit und Beharrlichkeit nicht in der eigenen Weisheit, sondern in der Gnade Gottes, eingedenk des alten Spruches: der Mensch denkt und Gott lenkt. Nur ein wichtiger Grund, in der Regel nur eine höhere Pflicht, vermochte sie von der sich selbst gesetzten Tagesregel abzubringen. Ihre Vorsätze waren vorzugsweis wider dasjenige gerichtet, was ihr auf dem Wege der Vollkommenheit das größte Hinderniß bereitete. Stets war sie eifrig beflissen, ihr äußeres Leben mit dem innern in die Gott wohlgefällige Uebereinstimmung zu bringen. Sie sammelte sich, wo irgend möglich, des Tages über mehrmals und gab sich mindestens allabendlich Rechenschaft von jedem Gedanken, Worte oder Werke, die sie sich am Tage hatte beigehen lassen. Zu jeder leiblichen Versuchbarkeit trachtete sie dem bösen Feinde den Zugang abzuschneiden. In einer fortgesetzten nützlichen Thätigkeit für ihr Haus, ihre Untergebenen und Nächsten, fand sie neben fortgesetztem Gebete den sichersten Riegel gegen jenen Zutritt. Sie scheute dabei körperliche Anstrengungen nicht. Aus dem Kloster her hatte sie die liebenswürdige und liebevolle Angewöhnung beibehalten, eher an die Andern, als an sich selbst zu denken, lieber dem Communismus im edeln Sinne, als dem Egoismus zu huldigen. Ihre frommen Uebungen paßte sie den Zeiten und Umständen an. Die Zeiten der Feste und der Werktage unterschied sie hierbei gar wohl. Anderes nahm sie vor in Zeiten der Trauer, Anderes zur Zeit der Freude, in den Tagen der Versuchung übte sie Anderes, als in der Zeit der Stille und der Ruhe. Bei jedem Feste, das sie erlebte, hielt sie sich so, als ob dieses das letzte sein werde, das sie erlebte und als ob ihr als nächste Feier die des ewigen Festes bevorstehe. Wie weit sie insgeheim von ihren Klostergewohnheiten und den in den heiligen Mauern geltenden Regeln beibehalten und befolgt, weiß nur der ewige Herzenskundige, welcher die Menschen durchschauet und erkennet, wie dieselben sind. Alles war bei ihr darauf berechnet, vom Gerichte nicht unvorbereitet überrascht zu werden. Eingedenk war sie Tag für Tag des Wortes: „Selig jene Knechte, welche der Herr wachend findet, wenn er kommt."

Wie andere Heilige mied sie solche Gesellschaft, welche ihr für ihre Vervollkommnung nichts Ersprießliches gewährte, oder so beschaffen war, daß, wenn sie sich von derselben trennte, sie sich sagen mußte, ich war besser als ich hineinging, als da ich herauskam. Sie hatte wohl erkannt, daß es leichter ist, ganz zu schweigen, als, einmal

in's Gespräch gekommen, in Worten nicht auszuschreiten und daß es weniger schwieriger ist, sich ruhig und untadelhaft daheim zu erhalten, als unter Menschen gekommen, sich richtig zu behüten. Ihre Hingebung und Demuth gegen Untergeordnete wurde dadurch praktisch, daß sie ihr die Regel bewährte: Nur wer gern sich unterordnet, ist mit Sicherheit Vorgesetzter, nur wer wohl zu gehorchen lernte, weiß richtig zu befehlen So sicher ihr gutes Gewissen sie auch hätte machen dürfen, so überließ sie in ihrer Gottesfurcht sich doch nimmer der Sicherheit; denn sie hatte erkannt, wie übermäßiges Vertrauen gar Viele schon in die Falle gelockt hat. In diesen Beziehungen waren ihr manche Versuchungen nicht unerwünscht. Dieselben gaben Anregung, auf der Hut zu sein und verhinderten das Einwiegen in Sicherheit, oder gar die Erhebung zum Selbstdünkel.

Nur von solcher Sorge ließ sie sich beherrschen. Unnöthiger, namentlich aber irdischer Sorge wehrte sie das Eindringen in ihr Herz. Nichts wußte sie höher zu schätzen, als die selige Frucht andächtiger Einsamkeit und frommer Zurückgezogenheit. Wie oft mag sie ihren Blick hinweggezogen haben aus der zerstreuenden Lieblichkeit des Schauplatzes, den ihre Augen von Quedlinburg's Schlosse aus beherrschten, um sich einzusammeln und durch die innen vollzogene Metamorphose ihrer Betrachtung, ihr Prachtzimmer ohne Zaubermittel in eine Betzelle zu verwandeln, in die außer ihr Niemand Zutritt hatte, als Gott? Sie lernte durch Erfahrung, wie die wohlbehütete Einsamkeit diese Zelle zu einer süßen Gewohnheit macht, an welcher wir uns eine liebende, trostreiche Freundin erziehen. In dem Schweigen und der Ruhe nahm ihre fromme Seele zu an Verständniß des Rathschlusses Gottes und des verborgenen Sinnes der heiligen Schriften. Hier fand sie auch jene Thränenergießungen, in denen sie ihr Gewissen badete und ihres Theiles ihre Schuld abzuwaschen bemüht war. Die Zurückgezogenheit von Freunden und Bekannten ward ihr belohnt durch die Gegenwart Gottes und seiner Engel. An ihr erfüllte sich Christi Wort (Joh. XIV., 23): „Wenn mich Jemand liebt, so wird er mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben. Wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“ Bei alledem entzog sie sich nie ihren Angehörigen, Untergebenen oder gar denen, die ihre Hilfe begehrten und bedurften und zeigte allen eine mütterliche Zugänglichkeit.

Alle diese köstlichen innern Errungenschaften ihrer Erziehung in einem Kloster bewahrte sie sich mit treuer Beharrlichkeit. Sie wurden das Talent, mit dem sie wucherte für das Reich Gottes. Es leuchtet ein, welchen

Einfluß eine solche Frau auf ihren Gemahl üben mußte, zumal auf einen Heinrich, dessen Herz für solche geistigen Schätze, wie seine geliebte Mathilde in ihrem reinen Innern barg, so empfänglich und anerkennungswillig war. Sie brauchte ihm, was sie wünschte, nie abzuschmeicheln. Schon daß er etwas als ihren Wunsch erkannt hatte, war ihm Grundes genug, für dessen Erreichung wirksam zu sein. Wie viele von den noch vorhandenen Schenkungsurkunden finden wir mit den Worten beginnen: „Auf die Fürbitte unserer geliebtesten Gemahlin Mathilde?“ Wie sie ihren Einfluß zu Gunsten ihres unvergeßlichen und in treuer Liebe behaltenen Herford angewendet, ergiebt folgende Urkunde:

„Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreifaltigkeit: Heinrich, „durch Gottes Gnade König. Nothwendig ist es, allen Bitten unserer „Getreuen ein bereitwilliges Ohr zu leihen; insbesondere aber wollen wir „jene huldvoll anhören, welche der frommen Ordenshäuser gedenken. „Unserer Sünden wegen empfinden wir die vielfachen Züchtigungen, womit „die Christen jetzt durch die Heiden heimgesucht werden. Unsere geliebte „Gemahlin Mathilde hat sich zugleich mit dem Bischofe von Paderborn „und anderen Getreuen bittend an uns gewendet, daß wir den frommen „Klosterfrauen von Herford wieder herstellen möchten, was ihnen durch „die Barbaren verwüstet und verbrannt ist... Von Mitleiden gegen jene „erfüllt und aus Liebe zu Gott und den Heiligen, wollen wir ihren „Bitten willfahren.“

Aus dem Jahre 924 wissen wir von Heinrich's Aufenthalte nur, daß er im August in Rohr (in der Grafschaft Henneberg) und im November auf einem Fürstentage zu Worms sich befand. Daß Mathilde ihn auf solchen Reisen in Angelegenheiten des Reiches begleitet, ist nicht wahrscheinlich. Sie blieb wohl in einer der Pfalzen und lebte dort ihrer Liebe zur beschaulichen Einsamkeit, der unbeobachteten Uebung guter Werke und der Abtödtung, bei welcher ihr noch minder Zeugen willkommen waren.

Die Jahre 925 und 926 waren für Heinrich Jahre des Friedens. Denn die Einfälle der Ungarn im Jahre 926 trafen mehr das südliche Deutschland und die Schweiz. Im Jahr 927 finden wir ihn in Westphalen. Er ging dann über den Rhein und machte dem französischen Könige seinen Besuch. Durch freundlich gegenseitig gespendete Geschenke ward der Frieden zwischen beiden Reichen befestigt. Am Ende des Jahres finden wir den König noch am Rheine.

Im Jahr 928 ward Heinrich und Mathilden ihr jüngster Sohn, Bruno, geboren und im nämlichen Jahre der älteste, Otto, mit König

Athelstans von England Schwester, Editha, verlobt. (Athelstan, König Eduard des Alten Sohn, fühlte sich durch Heinrich's Werbung um eine seiner Schwestenr für den sächsischen Thronfolger so geschmeichelt, daß er unter Begleitung seines Kanzlers Thorkutul, beide, Editha und Elgiva, nach Deutschland mit dem Anheimstellen sendete: Heinrich und Otto möchten eine davon wählen. Sie kamen den Rhein hinaufgeschifft nach Cöln, wo Heinrich's Abgeordnete sie empfingen, Editha erhielt den Vorzug. Im folgenden Jahre vermählte sich Kronprinz Otto mit ihr. Zur Morgengabe erhielt sie Magdeburg und viele schöne Güter im Sachsenlande. So waren die stammverwandten Angelsachsen mit ihren in der alten Heimath bei ihrem Auszuge zurückgebliebenen Landsleuten, durch ein Band unter den beiderseitigen Herrschern wieder verknüpft.) Durch die Wahl einer auswärtigen Königstochter gab Heinrich das erste Beispiel der Neigung der deutschen Herrscher aus sächsischem Stamme, sich mit den regierenden Häusern Europa's zu verbinden, während die frühern Könige ihre Gemahlinnen im eigenen Reiche gesucht hatten und dadurch mit den Großen ihres Landes vielfach verschwägert waren. Kaum nach Jahresfrist gebar Editha ihrem Gemahle ihren Erstgebornen: Liudolf. Freudenvoll begrüßten die Sachsen die Geburt dieses Knaben, in welchem sie ihren dereinstigen Herrscher begrüßten. Unter dem Volksjubel ahnete Niemand die schweren Sorgen, welcher dieser Sohn seinem Vater und ganzem Hause machen, sowie die wechselhaften Schicksale, welche ihn selber einst treffen sollten.

Im Jahr 928 hatte auch die Vermählung von Heinrich's Tochter Gerberge mit Herzog Giselbert von Lothringen Statt gefunden.

Nachdem er zwei Kinder ausgestattet, gedachte Heinrich auch der künftigen Versorgung seiner geliebten Gemahlin. Als Witthum verlieh er ihr im Jahre 929(*) im Beisein der Getreuen und mit Einwilligung

---

*) In einer vorläufigen Urkunde am 13. Mai 927 hat Heinrich außer seinen Besitzungen zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen und Duderstadt, Mathilden auch die Zinsen von Wofleben und Gudersleben (census item in villis Wafilieba et Gudisleben sitis in pago Zurega [Zorge]) übereignet, wobei aber Grona nicht mit genannt ist. Von Duderstadt wissen wir am wenigsten. Es müssen wohl mehrere Dörfer, Höfe, Mühlen, Waldungen mit Einkünften dazu gehört haben. Während der Zeit, wo Mathilde sich nach Enger zurückgezogen hatte, bezog Otto I. den Nießbrauch der Duderstädter Besitzungen. Nach ihrem Tode kamen dieselben definitiv an Otto I., sodann an Otto II. Dieser schenkte sie 974 dem Stifte zu Quedlinburg. Wolf macht in seiner Geschichte von Duderstadt S. 31 darauf aufmerksam, wie es merkwürdig sei, daß mitten unter den Stamm-

seines erstgebornen Sohnes, Otto, was er eigenthümlich in Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Grona und Duderstadt besaß. Die vom 16. September 929 aus Quedlinburg datirte Urkunde lautet wörtlich übersetzt, also:

„Im Namen der heiligen untheilbaren Dreifaltigkeit. Heinrich von „Gottes Gnaden König. Zu wissen allen unsern Getreuen, den gegen„wärtigen und künftigen: Weil wir durch Gottes Barmherzigkeit zur „Königswürde erhoben, allen ringsum wohnenden Getreuen ein billiger „und gerechter Herr sein und in unserer ganzen Regierung Gott vor „Augen haben wollen; so hat es uns auch gefallen, unser Haus mit „Gottes Hilfe gehörig zu bestellen; weshalb wir auf gesetzmäßige Weise „unter dem Beistande unserer Getreuen mit Zustimmung und Einwilligung „unseres Sohnes Otto und auf Ansuchen der Bischöfe, Fürsten und „Grafen, unserer geliebtesten Gemahlin Mathilde mit vermögender Hand „geben und schenken, was wir gegenwärtig an eigenem Erbgute haben „an den nachbenannten Orten. Diese nämlich sind: Quitilingaburg, „Palithi, Northuse, Grona, Tudersteti, mit den Burgen (civitatibus) „und Allem, was zu den genannten Orten gehört, welche wir überlassen „als Eigenthum, mit Leuten, Knechten, Leibeigenen beiderlei Geschlechtes, „Gebäuden, bebauten und unbebauten Ländereien, Wiesen, Feldern, Wäl„dern, Gewässern und Wasserläufen, Wegen und Unwegen, Ausgängen „und Eingängen, Gefundenem und noch zu Findendem. Und daß Alle „es wissen, auf solche Art und Weise: wenn sie uns überleben und in „der Ehrbarkeit des heiligen Wittwenstandes verharren wird, geben wir „alsdann ihr zu überlassen die genannten Orte, damit sie im freien, un„gestörten vollen Besitze alle Einkünfte, die sie in jenen Orten findet, „ihre ganze Lebenszeit ruhig genieße. Auch das innere Gesinde, das im „Hause dient, mit allem Hausrath und dem daselbst sich findendem Vieh „(equariciis ibi inventis) bestimmen wir für immer ihr zum freien „Besitze. Und damit unsere Schenkung fest und unwandelbar bleibe, „haben wir sie durch unsere Handschrift befestigt und durch unsern Sie„gelring sie bekräftigen lassen.“*)

---

gütern des sächsischen Hauses: Gandersheim, Pöhlde, Duderstadt, Grona, die Imedinger (die Nachkommen von Mathilden's Oheim Imed) Erb- und Stammgüter besessen.

*) Nach dem Zeichen (Monogramm) des Königs Heinrich I. (Signum Domini Heinrici Serenissimi Regis) folgt: Data XVI. Kalend. Octbr. anno Dominicae incarnationis DCCCCXXVIIII. Ind. II. anno autem X Heinrici gloriosi Regis regni. Actum in loco qui dicitur Quitlingaburg, in Dei nomine feliciter. Amen.

Fast das ganze für ihn in mancher Beziehung glückliche Jahr 929 hindurch, scheint Heinrich in Sachsen geweilt zu haben. Erst am Ende desselben finden wir ihn am obern Rhein, wo er seine, durch die Verwirrungen nach Carl's des Einfältigen Tode sich bedrohet zeigenden Interessen durch einen Heereszug gewahrt zu haben scheint.

In den ersten Monaten des Jahres 930 weilte Heinrich in der Gegend von Frankfurt am Main. Vielleicht besuchte er auch die Pfalz. Am Ende des Jahres 930 und im Anfange des Jahres 931 war er in Sachsen abwechselnd zu Wahlhausen, Werle, Quedlinburg und Salza.

Beunruhigungen von Frankreich her riefen Heinrich im Herbste 931 an und über den Rhein und er stiftete dort Ruhe.

Gegen Mitte des Jahres 932 finden wir den König auf einer nach Erfurt berufenen Synode, auf welcher die Competenzverhältnisse der weltlichen Gerichtsbarkeit, kirchlichen Verhältnissen und Einrichtungen gegenüber geregelt, auch disciplinarische Bestimmungen hinsichtlich der Geistlichkeit getroffen wurden.

Leider fehlt es an allen Nachrichten darüber, wie, wo und unter welchen Verhältnissen während der oben berührten Jahre Heinrich's Gemahlin gelebt, namentlich, wenn er entfernt der Heimath auswärts sich aufhielt, und es muß daher dieses Capitel mit der nämlichen Klage schließen, womit es angefangen.

Zehntes Capitel.

Heinrich, der Befreier Deutschlands von den Reichsfeinden.

Heinrich hatte in wenigen Jahren sich in Schlagfertigkeit gegen die Ungarn gesetzt, um ihnen, wenn die Zeit seines Waffenstillstandes 933 abgelaufen sein würde, mit kräftiger Entschiedenheit entgegen zu treten. Er kannte dies Volk aber als einen zu gewaltigen und gefährlichen Feind, um es zu wagen, ihm ein sonst noch nicht durch Kampf und Schlachten erprobtes Heer entgegen zu stellen. Zwar versichert Widukind: „Meine Zunge kann nicht aussagen, mit welcher Umsicht und Wachsamkeit Heinrich damals Alles gethan, was zum Schutze des Vaterlandes diente.“ Allein Heinrich mochte sich bei allem Vertrauen in die Zweckmäßigkeit seiner Angriffs- und Vertheidigungsanstalten, doch nicht ohne

deren Bewährung durch die Erfahrung mit dem Reichsfeinde an der Donau einlassen. Er wendete sich daher zuerst wider die nächsten und so oft lästig gewordenen Feinde seines Reiches: die slavischen Stämme. Dieser Krieg sollte die Vorschule zum Ungarnkriege werden. Zuerst zog Heinrich wider die Heveller, einen wendischen Stamm, der zu beiden Seiten der Havel und an der untern Spree seine Wohnsitze hatte. In mehreren Treffen blieb Heinrich Sieger. Er drang selbst bis zu ihrer Hauptstadt Brennaborch (dem heutigen Brandenburg) vor. Vor derselben schlug er auf dem Eise der Havel, welche die Stadt umfließt, sein Lager auf. Drei Dränger zugleich brachten die Stadt zum Falle: Eis, Eisen, Hungersnoth. Im rauhesten Winter nahm er die Stadt. Mit ihr fiel das ganze Land in seine Gewalt. Von hier wandte sich Heinrich gegen die Dalemincier, an denen er einst seine ersten Sporen verdient hatte. Die Dalemincier hatten dieses nicht vergessen. Sie wichen einer Feldschlacht aus und schlossen sich in ihre Stadt Jahna*) ein. Heinrich nahm dieselbe nach dreiwöchentlicher Belagerung. Gegen diese bösen Stammfeinde kannten die Sachsen keine Schonung. Sie theilten sich in die Beute der Stadt. Die Erwachsenen wurden niedergemetzelt und Knaben und Mädchen in die Gefangenschaft geführt. Dieses geschahe im Jahre 928.

Einmal im Siegen begriffen, drang Heinrich südwärts gegen die Böhmen vor und bot, da er allein mit denselben fertig zu werden, nicht hoffen durfte, den Bayernherzog Arnulf zur Heeresfolge auf. Beide vereinigt, drangen tief in das Land ein bis vor Prag. Der junge Herzog der Böhmen, Wencislaus, unterwarf sich in Folge des Einflusses seiner frommen Großmutter, Ludmilla, dem Reiche und dem Christenthume, nahm Böhmen vom Reiche als Lehen an und zahlte fortan einen Zins. Seit dieser Zeit forderten die deutschen Könige die Lehenstreue von den böhmischen Herzogen. Diese Erwerbung fällt in das Jahr 929.

Inzwischen hatten sächsische Grafen die nördlich von den Hevellern wohnenden Slavenstämme, namentlich die Redarier, dann die Abodriten und Wilzen, welche bis an die Ostsee wohnten, bezwungen und so war Sachsen um das Land zwischen Elbe und Oder reicher geworden. So viele Unfälle und die an ihnen verübten Grausamkeiten, vermochten die Slaven aber nicht zu verschmerzen. Zuerst vereinigten sich die Redarier zur Wiedererlangung der alten Freiheit. Sie nahmen mit Sturm das

*) Jahna heißt noch heute ein zwischen Meißen und Lommatzsch gelegener Ort. Da in alten Schriftstellern auch Grona und Kietni gefunden wird, hat man an Gruna an der Mulde und Köthen gedacht. Beides ist irrig.

befestigte Walsleben (zwischen Werben und Arneburg) und ließen alle Einwohner über die Klinge springen. Dieser Erfolg ermuthigte alle Stämme der Slaven. Eine durchgängige Erhebung war die Folge. Es fand ein allgemeines Aufgebot der Sachsen Statt, welche unter dem Grafen Bernhard und Thietmar *) von Nord-Thüringen den Slaven eine mörderische Schlacht lieferten, welche lange unentschieden blieb. „Von den Unsern,“ meldet Thietmar von Merseburg, „aber fielen zwei Urgroßväter von mir, „beide Liutheri genannt, treffliche Ritter von hoher Abkunft, des Vater-„landes Zierde und Schutz, am 5. September mit vielen Andern.“ Endlich entschied sich dadurch, daß Graf Thietmar den Wenden in die Flanke fiel, der Tag für die Sachsen. Alle Wenden, die der Sachsen Schwert verschont hatte, wurden in einen See gedrängt und fanden dort ihren Tod. Am folgenden Tage ward Lenzen, die Stadt der Feinde, erobert. Frauen und Kinder wurden in die Gefangenschaft geführt, die Männer aber getödtet. Es wird behauptet, an jenen beiden Tagen seien 200,000 Barbaren umgekommen. Wenn die Zahl auch übertrieben sein sollte, so war der endliche Erfolg jedenfalls die dauernde Unterwerfung der Slaven unter die sächsische Herrschaft. Zu Quedlinburg empfing Heinrich seine siegreichen Heerführer am 16. September 929. Reichlich wurde ihnen dort verdientes Lob und Ehre zu Theil. Die Slaven behaupteten bei aller Unterwerfung doch noch länger eine gewisse Selbstständigkeit und blieben Heiden, ja sie suchten in wiederholten Empörungen sich wieder frei zu machen, bis sie, wiederholt besiegt und zum christlichen Glauben bekehrt, der sächsischen Herrschaft ohne weitern Zwischenfall unterworfen blieben. Mit vielem Blute ist der ihnen abgerungene Boden gedüngt.

Den letzten Zug, den Heinrich gegen die Wenden unternahm, galt den Lausitzern an den Ufern der obern Spree. Er eroberte im Jahre 932 ihre Hauptstadt Lebusa (zwischen Dahme und Schlieben) und machte sich das ganze Land abgabenpflichtig.

In diesen Wendenkriegen hatte Heinrich's Heer diejenige Ausbildung und Tüchtigkeit gewonnen, ohne welche er den Ungarn entgegen zu treten, nicht gewagt hätte.

Die neun Jahre des Waffenstillstandes, welche die Ungarn den Sachsen gegenüber redlich beobachtet, naheten ihrem Ende. Heinrich berief sein Volk zu einem Landtage, wo er, wie Widukind berichtet, sich also vernehmen ließ: „Von welchen großen Gefahren Euer ehedem gänz-„lich in Verwirrung gerathenes Reich, jetzt eben befreiet worden, wisset Ihr

---

*) Ob dieser Thietmar wohl noch Heinrich's alter Erzieher gewesen?

„selber am Besten, die ihr durch innerliche Uneinigkeiten und auswärtige „Kriege geschwächt, so oft darnieder lagt. Jetzt sehet ihr dasselbe unter „Gottes gnädiger Mitwirkung durch unsere Mühe und Eure Tapferkeit „wiederum beruhigt und in Einigkeit die Feinde überwunden und zu „Knechten gemacht. Unter Allem, was uns zu thun, übrig bleibt, ist „dieses das Nothwendigste: daß wir Alle auf unsere gemeinschaftlichen „Feinde, die Avaren (Ungarn) losgehen. Bisher habe ich Euch, Eure „Weiber und Töchter gebrandschatzt, um die Seckel dieser Feinde zu „füllen. Jetzt bin ich genöthigt, die Kirchen Gottes und deren Diener „zu berauben, da uns nichts übrig geblieben ist, als die nackten Leiber. „Erwäget daher selber, was wir unter diesen Umständen thun sollen. „Soll ich die Schätze, welche für den Gottesdienst gewidmet sind, nehmen „und dieselben den Feinden Gottes zu unserer Lösung geben? Oder „soll ich nicht lieber den Altären des Herrn zum Opfer weihen, was „wir bisher den Feinden geben mußten, damit wir durch den befreiet „werden, welcher eben so gewiß unser Schöpfer, als Erlöser ist?“

„Darauf erhob alles Volk laut seine Stimme und rief: „„Der leben„„dige und wahre Gott, der treu und gerecht ist in allen seinen Wegen „„und heilig in allen seinen Werken, möge uns frei machen aus unseren „„Banden.““ „Sie gelobten hierauf dem Könige einhellig ihren Beistand „wider das barbarische Volk, hoben die Hände gen Himmel und bekräf„tigten (schwörend) den feierlichen Bund. Hierauf entließ sie der König.“

Bald darnach erschienen die ungarischen Gesandten, die verheißenen Geschenke einzufordern. Sie wurden mit Verachtung vom Könige empfangen und mußten mit leeren Händen heimkehren. Unverzüglich boten die Ungarn eine gewaltige Macht zum Einfalle in Sachsen auf. Da sie durch das Gebiet ihrer alten Freunde, der Daleminicier, ihren Durchzug nehmen mußten, begehrten sie den Beistand derselben. Im Vertrauen auf die sächsische Macht und die Rüstungen König Heinrich's, wagten die Daleminicier, die Ungarn zu verhöhnen. Sie warfen ihnen einen fetten Hund *) zum Geschenke hin und begleiteten ihre alten Freunde, welche sich jetzt nicht Zeit nahmen, diesen Schimpf zu rächen, sondern zu einem andern Kampfe eilten, ein Stück Weges mit lautem Hohngelächter. Die Ungarn fielen rasch in Thüringen ein, das sie während des Winters 932 und 933 feindlich verheerten. Heinrich hatte, auf den rechten Augenblick hoffend, eine zuwartende Stellung eingenommen.

*) Hieraus entstand später die Sage, Heinrich selbst habe Statt des bedungenen Tributes den einfordernden Gesandten einen räudigen Hund geboten.

Nachdem die Ungarn das arme Land gehörig ausgesogen, „theilten sie „sich, wie Widukind meldet, in zwei Heerhaufen. Der eine zog gen Westen, „um von hier und von Mittag aus in Sachsen einzudringen. (Der andere „blieb in den östlichen Landen.) Aber die Sachsen vereinigten sich mit den „Thüringern und griffen den gegen Westen gezogenen Haufen an, erschlugen „seine Heerführer und zerstreuten den Rest des Heeres, so daß Einige „durch Hunger, Andere durch Frost aufgerieben, Andere getödtet oder ge„fangen genommen wurden und so, wie sie es verdienten, jämmerlich um„kamen. Der andere in Osten gebliebene Heerhaufe vernahm, daß eine „benachbarte Stadt von der Schwester Heinrich's, die dem Thüringer, „Wido, vermählt war, bewohnt sei. Herbeigezogen von dem Rufe der „Schätze derselben, versuchten die Ungarn, diese zu erobern. Es würde „gelungen sein, wenn nicht die Nacht dazwischen getreten wäre. In dieser „aber erfuhren sie die Niederlage ihrer Genossen und den Anzug des „Königs mit einem bedeutenden Heere. Der König hatte sich auch wirk„lich bei dem Orte Riäde gelagert *). Die Ungarn verließen nun aus „Furcht ihr Lager und sammelten durch große Feuerzeichen, nach der Sitte „ihres Volkes, die zerstreuten Schaaren. Auch der König führte am fol„genden Tage sein Heer zum Treffen und ermahnte dasselbe, sein Ver„trauen auf die Gnade Gottes zu setzen. Man möge nicht zweifeln, daß „die göttliche Hilfe ihnen so wenig hier, als in den frühern Treffen „fehlen werde. Die Ungarn seien ja die gemeinschaftlichen Feinde ihrer „Aller. Nur daran, das Vaterland und die Ihrigen zu rächen, möchten „sie jetzt denken. Wenn sie mannhaft im Kampfe beharrten, würden sie „schnell die Feinde den Rücken wenden sehen."

„Durch diese schönen Worte ermuthigt und den Herrscher vorn, in „der Mitte und hinten gewahrend und vor ihm das Feldzeichen des Erz„engels Michael, faßten die Krieger großes Vertrauen. Der König aber „besorgte, wie es auch geschah, daß die Feinde beim Anblicke des be„waffneten Heeres sofort die Flucht ergreifen möchten und er sandte des„halb eine Legion Thüringer ab, unter welcher sich nur einige wenige „Bewaffnete fanden, damit der Feind die Wehrlosen verfolgen und da„durch näher zum Hauptheere herangelockt werden möchte. Dieses geschah. „Allein nichts desto minder flohen sie, sobald sie das gerüstete Heer erblickten.

*) Die Lage dieses Ortes und der benachbarten Stadt, wo Heinrich's Schwester gewohnt, gehört zu den bestrittensten Fragen. Man will in Riäde den jetzigen Rietheberg an der Unstrut in der goldenen Aue und in der Stadt Merseburg erkennen.

„Man jagte ihnen acht Meilen weit nach. Aber nur wenige konnten ge„fangen und getödtet werden. Nun fiel man über ihr Lager her und „bemächtigte sich Alles dessen, was sie darin aufgehäuft hatten."

So weit Widukind, welcher, selbst ein Sachse von Geburt, (schon achtzehn Jahre nach dieser Schlacht) berühmt und ein großer Liebling Mathildens, mithin ohne Zweifel gründlich unterrichtet war. Daß er Merseburg als den Ort der Schlacht nicht nennt, ist eben so auffällig, als daß Thietmar, der ebenfalls noch bei Mathilden's Leben geboren (976 † 1018) und von 1008 ab Bischof von Merseburg war, freilich aber von dieser Schlacht gar nicht spricht, wenigstens bezüglich Merseburg's über ein so wichtiges Ereigniß schweigt. Der Italiener Liutprand (geb. 927 u. † um 970), auch ein Zeitgenosse, aber als Fremder weniger glaubwürdig, beschreibt diese Schlacht so:

„Der König sammelte, als er die Nachricht vom Einfalle der Ungarn „erhielt, in vier Tagen ein gewaltiges Heer. Dieses ermahnte er zum „ernsten Kampfe und gelobte, wenn ihm Gott den Sieg verleihe, im „ganzen Reiche die Simonie abzuschaffen. Der König hatte dieses und „Aehnliches zu reden begonnen, als ein Bote verkündete, die Feinde seien „in Merseburg, einer Feste an der Grenze der Sachsen, Thüringer und „Slaven. Er fügte hinzu, Weiber und Kinder in Menge führten sie als „Beute mit sich, keiner aber, männlichen Geschlechtes, der das zehnte „Jahr überschritten, werde verschont. Der König, festen Sinnes, wird „hierdurch nicht erschreckt, sondern nur mehr und mehr zum Kampfe und, „wenn's nöthig sein sollte, zum rühmlichen Tode für's Vaterland er„muthigt. Die Ungarn erkundigen sich bei den Gefangenen, ob man eine „Schlacht gegen sie wagen wolle und, da dies bejahet wird, senden sie „Späher, um dieses näher zu erforschen. Diese erblicken den König mit „einem gewaltigen Heere unweit der Stadt Merseburg und kaum sind sie „zu den Ihrigen zurückgekehrt, als die Schlacht beginnt."

„Beim Anfange des Kampfes erscholl, in Heinrich's Heer der ge„wöhnliche Schlachtruf: Kyrie, Kyrie, im Heere der Feinde ein widriges: „Hui! Hui! Der König hatte befohlen, daß, wenn es zum Kampfe „käme, keiner mit schnellerm Rosse dem andern vorbeizueilen suche. In „geschlossenen Reihen und mit den Schilden gedeckt, sollten sie die Ge„schosse der Feinde auffangen, dann aber im raschen Laufe und heftigem „Anstürmen auf dieselben zueilen, damit ihnen nicht Zeit bleibe, zum „zweiten Male die Geschosse zu werfen. Wie befohlen, so geschahe es; „durch einen schnellen Angriff machten sie es den Ungarn unmöglich, sich „ihrer Bogen zu bedienen. Sofort dachten diese mehr an die Flucht,

„als an den Kampf, warfen Bogen, Pfeile und Köcher von sich und „ließen den Sachsen einen leichten Sieg.“

Die Erzählungen Widukind's und Liutprand's lassen sich ohne Willkür nicht etwa als einander ergänzend, verbinden, wenn auch eine Vereinigung nicht unzulässig erscheint. Ueberein stimmen beide Berichte darin, daß die Ungarn mehr verjagt, als vernichtet worden. Stände nicht die Thatsache fest, daß, so lange Heinrich regierte, sich kein Ungar mehr auf deutschem Boden sehen ließ und diese Nation seit dieser Schlacht das mittlere und nördliche Deutschland verschonte, so würde sich dieselbe als so bedeutend gar nicht darstellen. Das Volk rechnete mehr nach dem Erfolge. Ihm genügten die nüchternen Angaben der wahren Geschichte nicht. Es wollte den Erfolg auch durch wunderbare Thaten vermittelt haben. Deshalb ward von der Sage kein Theil an Heinrich's Geschichte mit größerer Lebendigkeit ergriffen, als gerade dieser. Die Wirklichkeit mußte sich die ärgsten und willkürlichsten Verdrehungen gefallen lassen und Fabeln der abenteuerlichsten Art wurden in die Erzählung von Heinrich's Ungarnkriege eingeflochten. So hat diese Geschichte an dreihundert Jahre lang sich die verschiedenartigsten Entstellungen und Veränderungen gefallen lassen müssen, bis man im sechszehnten Jahrhundert anfing, nach den historischen Quellen allmählich die sagenhaften An- und Auswüchse zu beseitigen.

Als dieser folgenreiche Sieg erfochten worden, war des Jubels im Heere und Sachsenlande kein Ende. „Der siegreich zurückkehrende König,“ sagt Widukind, „ließ es nun seine erste Sorge sein, durch dankbare Er- „hebung der Allmacht Gottes, wie es sich ziemte, den Sieg zu vergelten, „den er so eben durch göttlichen Beistand errungen hatte. Den Tribut, „welchen er vorher den Feinden geben mußte, bestimmte er für den Dienst „der Kirche und zur Spende an die Armen. Heer und Volk begrüßten „ihn als Vater des Vaterlandes, sie priesen ihn als den Herrscher der „Welt und als Kaiser. Weithin unter Völkern und Königen verbreitete „sich der Ruhm seiner Macht und Tapferkeit. Deshalb kamen auch die „Großen auswärtiger Reiche, sich persönlich um sein Wohlwollen zu be- „werben. Alle überzeugten sich von der Aechtheit der Tugend dieses „großen Mannes und wandten ihm ihre Liebe zu.“

Wie weit Mathilde es auch in ihrer Vervollkommnung gebracht haben mochte, war sie doch gegen solche Erweise äußerer Huldigung, welche ihrem geliebten Heinrich gespendet wurden, noch keineswegs unempfindlich. Seine Ehre war ihre Ehre, seine Freude die ihrige. Ihr Walten war nicht bloß auf beschauliche innere Frömmigkeit gestellt. Obwohl Maria ihr höheres Vorbild war, so verläugnete sie doch auch Marthen nicht und

machte sich aus Salomo's goldenem Alphabeth ihre Frauenfibel zurecht, die sie nicht blos auswendig lernte, sondern wirksam bethätigte. Darum vertraute auf sie ihres Mannes Herz und es fehlte ihm nie an Ausbeute, wenn er sie für irgend Etwas in Anspruch nahm. Sie vergalt ihm alle Tage ihres Lebens nur Gutes und gedachte nimmer des Uebeln, das ihr etwa durch ihn widerfahren sein könnte. So war sie denn auch für seine Ehre eifrig bedacht und freute sich in seiner Seele, wenn des Auslands Große ihm ihre Huldigungen darbrachten. Daß auch sie als Gemahlin des Gefeierten, mit dem sie durch das Eheband eins geworden, an jener Ehre ihren Antheil hatte, fiel ihr nie ein. Ganz selbstlos überließ sie ihrem Herrn und Gemahle das Ansehen und die Ehre ausschließlich, womit die Welt ihm huldigte. Diesem Wohlgefallen an ihres Gemahles äußerer Ehre lagen aber nicht etwa eine Eitelkeit oder sonst unlautere Empfindungen zum Grunde, sondern nur die zärtliche Neigung, welche sie für den Gemahl empfand.

Dieses uneigennützige Lieben, das im Gemahle nicht etwa das erweiterte Selbst umfing, besteht gar wohl mit der Ueberwindung alles Creatürlichen, welches die reine Liebe zu Gott, die vollkommene Hingabe des Geschöpfes an den Schöpfer uns gebietet. In ihrem Herrn und Gemahle liebte sie nur Gottes lebendiges Abbild und gehorsamte sie nur dem ihr zugesellten Stellvertreter der göttlichen Herrschaft über sie. Deshalb hatte es mit ihrer Liebe zu dem irdischen Gemahle keine Gefahr. Das Vergängliche und Irdische in ihrem ehelichen Verhältnisse ward durch die stete Rücksichtnahme auf das Ewige und Himmlische überwunden, das sie zu verwirklichen trachtete, von früh bis spät. Mit Gotte in stetem Vereine, wurde sie den niedern Regungen der Eitelkeit und geschöpflicher Zuneigung entrückt. Ihr war nichts groß, als Gott. Nur das eine, unermeßliche und ewige Gute besaß ihre wahre Zuneigung. Nur irdischer Abglanz himmlischer Empfindungen war, was als anscheinendes Wohlgefallen an Heinrich's menschlicher Größe und Hoheit sich äußerte. Aus einem reinen Herzen ging ihres Lebens schöne Frucht hervor. Nicht Heinrichs Macht oder Stärke, nicht seine Schönheit oder sein Reichthum, nicht sein sprühender Geist oder seine süßfließende Beredtsamkeit, zog sie an, diese waren ihr nur die Hüllen, welche ihr die Erkenntniß nicht entzogen, wie redlich er darnach strebte, arm zu sein am Geiste, geduldig zu sein und milde, ergeben und demüthig im Herzen.

Neben allem diesem Adel der himmlischen Empfindung, verläugnete Mathilde doch nicht jene innige, weibliche Hingabe der Erdentochter an den stärkern Mann, der ihr irdischer Schützer und der Vater ihrer Kinder

war. Allein alles dieses irdische Wesen war durchgeistet von einem göttlichen Odem, der das menschliche Gefäß zum Träger himmlischen Inhaltes machte. So erschien ihr der menschliche Held Heinrich auf seinen siegreichen Zügen wider heidnische Völker, die er dem Kreuze unterwarf, als der kriegerische Apostel, welcher durch seine Siege dem einzigen Gotte die in grauer Urzeit abgefallenen Schaaren wiedergewann und durch Christum ihm wieder versöhnte.

Mit dem Wunsche solcher Unterwerfung begleitete sie denn auch Heinrich's Zug gegen den letzten Feind des deutschen und christlichen Namens, den sein Schwert noch treffen sollte: die Dänen. Diese hatten längst die ihnen von Carl dem Großen gezogenen Schranken niedergerissen und überschritten. Sie hatten sich in der zum Schutze der Grenze errichteten Markgrafschaft zwischen Eider, Treene und Schlei festgesetzt und waren südwärts bis zur Elbe vorgedrungen. Nach der unglücklichen Schlacht, in welcher Herzog Bruno, Heinrich's Oheim gefallen war, hatten sie das Land nördlich der Elbe an sich gerissen und die fruchtbaren Marschländer Holsteins mit Feuer und Schwert verwüstet. Die Deutschen, welche in der Markgrafschaft angesiedelt gewesen, waren über die Elbe zurückgedrängt, deren Ufer hüben und drüben den dänischen Räubereinfällen ausgesetzt blieben, ohne daß den Räubern eine Macht Einhalt that. Erst als Sachsen unter Heinrich ruhigere Zeiten sahe, kehrten seine Angehörigen allmählich in die Gegenden zurück, aus denen sie von den Normannen verdrängt waren. Hatten die Dänen aufgehört, nach dieser Seite hin ihren Einfällen weitere Folgen zu geben, so setzten sie doch ihre Räubereien zur See fort, landeten an den Küsten Frieslands und drangen von hier aus in Sachsen und Lothringen ein, wo sie unbarmherzig plünderten.

Diesem Unfuge glaubte Heinrich, nachdem er die andern auswärtigen Feinde zurückgewiesen, ebenfalls ein Ziel setzen zu müssen. In Nordhausen, wo er noch um den St. Johannistag 934 weilte, trennte er sich von seiner Gemahlin und unternahm seinen Zug wider die Dänen. Während Widukind meldet: „Da nun rings umher alle angrenzenden „Nationen unterworfen waren und die Dänen damals die Friesen noch „mit Seeräuberei heimsuchten, führte Heinrich ein Heer wider dieselben, „überwand sie, machte sie zinsbar und brachte es dahin, daß ihr König „Nuba (Chnuba) sich taufen ließ," erzählt Thietmar von Merseburg: „Außerdem zwang Heinrich auch die Normannen und Dänen mit den „Waffen zum Gehorsam und lehrte sie sammt ihrem Könige Chanut, „ihrem alten Irrglauben entsagen und das Joch Christi tragen."

Beide Geschichtschreiber waren weit vom Kriegsschauplatze, obwohl der Zeit nach näher als Adam von Bremen, welcher, auf einen besondern Gewährsmann sich berufend, also berichtet: „Darnach rückte Heinrich mit „Heeresmacht in Dänemark ein und setzte sogleich beim ersten Angriffe „den König Wurm (Gorm den alten) so in Schrecken, daß er Gehorsam „gelobte und flehentlich um Frieden bat. So setzte Heinrich der Sieger „bei Sliaswich (Schleswig), welches jetzt Heidiba (Haddeby) genannt „wird, die Grenzen des Reiches und setzte daselbst sowohl einen Land„grafen ein, als er auch eine Ansiedlung von Sachsen hinsandte, daselbst „zu wohnen. Das Alles überliefere ich nach dem Berichte eines Bischofes „der Dänen, eines verständigen Mannes, wahrhaft, wie ich es empfangen „habe, also getreulich unserer Kirche. Als darauf unser höchstseliger „Bischof Unni von Bremen sahe, daß die Thür des Glaubens den Völkern „geöffnet war, sagte er Gott Dank für die Errettung der Heiden, insbe„sondere aber weil die Mission der Hamburger Kirche, welche wegen Un„gunst der Zeiten lange vernachlässigt war, durch die zuvorkommende „Barmherzigkeit Gottes und des Königs Heinrich Raum und Zeit zu „wirken erhielt. Daher beschloß Unni, der dafür hielt, um Christi willen „könne nichts mühevoll und schwer auszuführen erscheinen, selbst seinen „Sprengel in seiner ganzen Ausdehnung zu bereisen.... Als er zu den „Dänen kam, wo damals, wie gesagt, der höchst grausame Wurm regierte, „so konnte er denselben zwar wegen seiner angeborenen Wildheit nicht „beugen, jedoch soll er den Sohn des Königs, Harold (Blaatand, Blau„zahn), durch seine Predigt gewonnen haben. Diesen machte er Christo „so getreu, daß er das Christenthum, welches sein Vater immer gehaßt „hatte, öffentlich zu üben, verstattete, obwohl er selbst das Sacrament der „Taufe nicht empfing."

Heinrich hatte durch den Erfolg seines Unternehmens wider die Dänen sein Land auch gegen die letzten Feinde gesichert. Dieses ungebändigte Volk des Nordens, vor dem alle Völker und Könige zitterten, war von ihm bezwungen, in die eigenen Grenzen zurückgewiesen. Heinrich stellte so die alten Grenzen des Reiches, nach dieser Seite hin, wieder her. Sächsischen Kriegsleuten ertheilte er in der wieder eingenommenen Grenzmark Schleswig Lehen, welche bis auf Conrad II. wieder an die hundert Jahre beim Reiche verblieb.

Auch nach dem dänischen Zuge gönnte Heinrich sich noch keine Rast. Anscheinend noch im nämlichen Jahre 934 wandte er sich gegen die ucranischen Slaven in der Uckermark, die er besiegte und dem Reiche unterwarf. Mit diesem letzten Zuge wider die östlichen Barbaren, waren alle

Stämme der Slaven bis zur Oder und gegen die Ostsee hin der sächsischen Oberherrschaft unterworfen. Nun hatte Deutschland keinen Feind mehr, der nicht besiegt, vernichtet und unterworfen war. Die verschiedenen Stämme der Slaven, die Ungarn, die Dänen, sammt den westlichen Franken waren überwunden. Das Reich des großen Carl in Deutschland war nicht nur wieder hergestellt und gekräftigt, sondern ansehnlich erweitert. Der Namen des Königs, welcher nach so langer Erniedrigung solches bewirkt hatte, mußte durch ganz Europa gefeiert, sein Ruf überall hingetragen, sein Ansehen groß und immer größer werden.

Elftes Capitel.

Heinrich's letzte Zeiten und Heimgang. — Sein Grab und das Stift über demselben.

Noch ehe er in den Kampf mit den Ungarn zog, hatte Heinrich seinen jüngsten Sohn Bruno, welcher damals etwa vier Jahre zählte, der Erziehung des weisen und klugen Bischofs Baldrich von Utrecht übergeben. Damit war der frommen Königin eine große Freude bereitet. Sie war es, welche den Gemahl, welcher ihr früher einen zu scharfen Unterschied zwischen Geistlichkeit und Kirche gezogen, allmählich dem Clerus wieder näher geführt hatte. In seinen frühern Jahren war ihm der Kampf der Geistlichkeit für ihre und der Kirche Rechte während der schutzlosen Zeit, wo das von seinen eigenen Herzögen geschwächte Reich ihr keinen Schutz gewähren konnte, in einem schlimmern Lichte erschienen. Er hatte damals noch nicht begriffen, wie das Reich gerade in dem conservativen Stande des Clerus seine Stütze suchen und von ihm seine höhere Weihe empfangen müsse. Er witterte ehrgeizige Ueberhebung, wo wirklich nur der Selbsterhaltungstrieb und das Gebot der geistlichen Würde verfolgt wurden. Mathilden's besser erleuchteter Sinn heilte den Gemahl mehr und mehr von diesem Vorurtheile und er ward den Forderungen immer weniger abhold, welche Kirche und Clerus an ihn richteten.

An äußerer Frömmigkeit hatte er es nie fehlen lassen. Namentlich war er ein eifriger Verehrer der Reliquien. Seine größte Freude bestand im Erwerbe kostbarer Exemplare derselben. Man glaubte durch nichts wirksamer seine Gunst zu erwerben, als wenn man ihm dergleichen an-

bieten konnte. So meldet untern andern Widukind, Heinrich sei, nachdem er den neunjährigen Waffenstillstand mit den Ungarn abgeschlossen, über den Rhein gegangen, um Lothringen an sich zu bringen: „Hier kam ihm „ein Gesandter vom ehemaligen Könige Carl (von Frankreich) entgegen, „der ihn in den demüthigsten Ausdrücken anredete: „„Carl, mein Ge„„bieter, ehedem mit der königlichen Würde geschmückt, jetzt derselben be„„raubt, sendet mich mit dem Auftrage zu Dir: daß ihm, der von Fein„„den umringt ist, nichts erfreulicher und angenehmer sei, als von Deinen „„herrlichen Thaten zu hören und durch den Ruf deiner erhabenen Eigen„„schaften getröstet zu werden. Zum Zeichen seiner wahrhaft aufrichtigen „„Gesinnungen, übermittelt er Dir dieses Geschenk."" Bei diesen Worten „zog er die Hand des theuern Märtyrers Dionysius, in Gold gefaßt „und mit Edelsteinen besetzt, aus seinem Busen hervor. „„Nimm dieses „„an zum Pfande eines ewigen Bundes und wechselseitiger Liebe. Auch „„den letzten einzigen Trost der in Gallia wohnenden Franken, seitdem „„uns zu unserm Unheil der treffliche Märtyrer Vitus *) verlassen und „„zu Euerm immerwährenden Frieden nach Sachsen gezogen ist, hat „„er mit Dir theilen wollen. So lange der Leib dieses Heiligen uns „„hinweggenommen worden, haben innere und äußere Kriege nicht aufge„„hört, denn in dem nämlichen Jahre haben die Dänen und Normannen „„unsere Provinz angefallen."" Der König nahm dieses Geschenk mit „inniger Dankbarkeit an, knieete vor der Reliquie nieder und verehrte sie „eifrig." Heinrich bedauerte zwar Carl'n und bewunderte das allgemeine Schicksal menschlicher Wandelbarkeit, aber er beschloß, sich der Gewalt der Waffen zu enthalten.

---

*) Widukind ist völlig überzeugt, daß, wie Carl's Gesandter habe eingestehen müssen, die Reliquien des heiligen Vitus die Ursach gewesen seien, warum die fränkische Größe gesunken, die Sachsen hingegen mächtig geworden. „Nun, sagt „er, da man sie ausgebreitet hat, zeigen sie ihre Wirksamkeit in ihrer ganzen „Größe, wie wir an der Liebe der Welt (Otto dem Großen) und an seinem „Vater, dem Haupte der ganzen Erde, dessen Glanz Deutschland, Italien, Gallien, „ja ganz Europa nicht faßt, gesehen haben. Verehre also diesen großen Be„schützer, durch dessen Ankunft Sachsen aus der Knechtschaft in Freiheit gesetzt „und aus der Zinsbarkeit zur Herrschaft über viele Völker erhoben worden ist. „Zwar bedarf ein so erhabener Freund des großen Gottes deiner Verehrung „nicht (NB Widukind redet hier Mathilde, Otto's Tochter, Heinrich's Enkelin, „die Quedlinburger Aebtissin an), aber wir brauchen seine Fürsprache. Damit „er nun auch Dein Fürsprecher sein möge beim himmlischen Herrscher, so sei Du „unsere Vertheidigerin und Beschützerin bei den irdischen Königen, bei Deinem „Vater nämlich und Deinem Bruder."

Wie Carl durch die Hand des Dionysius, so suchte König Rudolph von Burgund durch Schenkung der heiligen Lanze, die seitdem zu den Reichskleinodien gezählt wurde, sich Heinrichs Freundschaft zu erwerben, wobei nur bedenklich ist, daß eine heilige Lanze sich bereits unter den Reichskleinodien befand, welche der sterbende Conrad seinem Bruder Eberhard an Heinrich zu überbringen befohlen hatte. Diese Lanze sollte einst Constantin der Große besessen und Rudolph dieselbe von einem italienischen Grafen Samson zum Geschenke erhalten haben. Diese Lanze, welche durch Carl IV. nach Prag gebracht, noch daselbst aufbewahrt wird, ist aber nicht diejenige, womit der heilige Longinus die Seite des am Kreuze verschiedenen Heilands eröffnet hatte, sondern eine Lanze, in welche Theile von den bei der Kreuzigung Christi gebrauchten Nägeln verarbeitet worden. Mag es sich nun, wie es wolle, mit dieser Lanze verhalten, darüber, daß dieselbe in Heinrich's Besitze war, waltet eben so wenig ein Zweifel ob, als daß der König auf den Besitz dieses Kleinodes einen sehr hohen Werth legte und dasselbe höchlich verehrte, wie er denn Alles mit Andacht umfaßte, was seine Zeit heilig hielt. Bessere Kunde darüber konnte er nirgend erhalten, als bei seiner hierin tief erfahrenen Gemahlin, welche ihm überhaupt in heiligen Dingen vielfältig zur Führerin diente.

Nachdem er in seinem Leben für Herstellung der Kirche und des kirchlichen Lebens, der Klöster und ihre Zucht schon Vieles gethan, dachte Heinrich am Ende seiner Tage endlich auch daran, gleich seinen Ahnen, Hand an eine bedeutendere Klosterstiftung zu legen. Ohne Zweifel hatte Mathilde bei ihm den Gedanken angeregt und förderte die Ausführung sodann mit feurigstem Eifer. Einer seiner häufigsten und liebsten Aufenthaltsorte war, wie gedacht, sein Schloß zu Quedlinburg. Dieses hatte er Mathilden zum Wittwensitze bestimmt. Hier wünschte er sein Kloster zu gründen und darin einst selbst seine letzte Ruhestätte zu finden. Doch sollte der wichtige Entschluß nicht ohne Berathung mit den Fürsten gefaßt werden. Die jüngere Vita Mathilden's berichtet darüber also:

„Da das erlauchte Königspaar mit anhaltendem Frieden beglückt „war, verlangte es Beide auf eine Eingebung des allmächtigen Gottes, „ein Münster zu erbauen und dessen Bewohnern aus dem königlichen „Vermögen Unterstützungen zu gewähren, auf daß ihnen, wie ihren Eltern „und Nachkommen ein festes, immerwährendes Gedächtniß erhalten werde. „Indem sie darüber verhandelten, an welchem Orte sie ein so erhabenes „Werk gründen sollten, beriefen sie die Fürsten des Volkes zu einer Ver„sammlung und verlangten ihren Rath darüber: welche Gegend die passendste „zur Ausführung ihres Planes sein möchte. Darauf antworteten die

„Fürsten und sprachen: In Winethusen gebe es Nonnen ohne regelmäßige „Klosterzucht, die dort nicht länger bleiben könnten, wenn sie nicht durch „königliche Hilfe unterstützt würden. Die Fürsten gaben daher den Rath, „sie nach Quitilingeburch zu versetzen. Beiden gefiel dieser Rath und sie „beschlossen einmüthig, denselben zu befolgen."

Das hier genannte Kloster Winethusen oder Wenthausen, lag ebenfalls, wie Quedlinburg, im Harzgau, der unter Graf Thietmar's Botmäßigkeit stand. Die Gebäude waren in der Gegend des jetzigen Dorfes Thale, hinter welchem die Bode aus dem Harze sich hervordrängt, gelegen. Der Quedlinburgische Geschichtsschreiber Voigt *) sagt, daß man noch zu seiner Zeit, also 1785, die verfallenen Gemäuer dieses Klosters „fände, das auf der Stelle des damals Hartwigischen Gutes gestanden." Auch der neuere Quedlinburger Historiograph Fritsch sahe die Ruinen auf einem Ackerhofe in Thale. Die damalige Aebtissin dieses in Verfall gekommenen Klosters hieß Diemot.

Heinrich ließ den Bau alsbald beginnen und zwar auf der andern Seite des Berges, auf welchem sein oder vielmehr Mathilden's Quedlinburger Schloß stand, auf der westlichen Höhe dieses Berges, wo die abteilichen Gebäude noch heute stehen. Daß die Klosterfrauen in Wenthausen aus vornehmen Geschlechtern stammten, (weshalb eben die Großen, ihre Anverwandten für die Versetzung der Darbenden nach Quedlinburg gestimmt hatten), war dem Könige gerade erwünscht. Denn Mathilde legte auf eine freie und edle Geburt nicht geringen Werth. Sie huldigte der leider durch einen entarteten Adel in ihrer Allgemeinheit unmöglich gewordenen Ueberzeugung, edles Geschlecht verbürge auch edle Denkungsart. Wie sie nun wünschte, daß die neue Stiftung, welcher sie ihre höchste Theilnahme zuwandte, eine Pflanzstätte

*) Geschichte des Stiftes Quedlinburg von Gottfried Christian Voigt, Stadt-Syndicus, in 3 Octavbänden. Leipzig 1786. Doch ist zu bemerken, daß dieses Kloster wieder hergestellt worden, vielleicht schon von der ersten Quedlinburger Aebtissin Mathilde selber. Wenigstens untergab Papst Sylvester II. (999 - 1003) das Kloster ausdrücklich dem Stifte Quedlinburg. Unter Heinrich's des Löwen verheerenden Zügen ward auch Wenthausen verödet. Die Aebtissin Adelheid bauete es um 1182 abermals auf; denn im Jahre 1184 wird es in einer Urkunde des Papstes Lucius bereits genannt. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gerieth das Kloster abermals in Verfall. Die Quedlinburger Aebtissin Margarethe ließ es 1376 wieder herstellen. Seine Einrichtung ward gänzlich geändert und es mit Mönchen und Nonnen besetzt, hieß auch hinfort Nicolai-Kloster. Bei der Reformation rissen die Grafen von Regenstein die Güter an sich. Nach dem Aussterben der Grafen erhielt Kur-Brandenburg das Dorf Thale mit den Klosterruinen.

edler Sitten und hoher christlicher Tugenden für das ganze Sachsenland werden sollte, hatte sie gerade diesen Punkt ihrem Gemahle recht an's Herz gelegt und dieser fand in der Verlegenheit der Wenthuser Nonnen eine um so größere Veranlassung, das neue Stift für vornehme züchtige Jungfrauen zu bestimmen. Eben deshalb bedurfte es einer reichen Ausstattung und gerade um diese gewähren zu können und sie in der Folge von Reichs- und Landeswegen nicht angefochten zu sehen, zog er die Fürsten zu Rathe. Bei einer gewöhnlichen Klosterstiftung würde so umständlich und vorsichtig nicht zu verfahren gewesen sein. Auch verknüpfte er so das Interesse der Großen mit seinem Plane. Sie stimmten bei und bekräftigten dadurch die Stiftung, weil sie die Aussicht für eine standesmäßige Versorgung ihrer unvermählt bleibenden Töchter gewannen.

Der Plan zum Bau des Quedlinburger Münsters scheint im Jahr 935 beschlossen zu sein. Im nämlichen Jahre hielt der König sich in Westphalen und am Rhein auf. Ohne Zweifel wollte er durch seine persönliche Anwesenheit in jenen Gegenden sein Ansehen wieder geltend machen, was er während der bisherigen Kriegsunruhen mit Nachdruck nicht hätte thun können. König Rudolph hatte diese Gelegenheit benutzt, Heinrich's Freunde und Getreue in den westlichen Gegenden des Reiches zu beunruhigen und zu befeinden. Namentlich war Heriberts von Vermandois bereits eben erwähntes Anliegen ein Anlaß zu dieser Reise gewesen. Heinrich hatte eine Zusammenkunft mit dem westfränkischen Könige, der auch der Burgunden König, Rudolph, beiwohnte. Alle drei Herrscher gelobten einander Freundschaft und Frieden. Heribert aber ward mit seinem Souverain versöhnt. Diese Zusammenkunft dürfte im Juni 935 stattgefunden haben. Im Herbste befand sich Heinrich zu Allstede in seiner Pfalz.

„Nun war, sagt Widukind, Alles umher bezwungen. Heinrich be„schloß, nach Rom zu gehen. Allein eine Krankheit verhinderte diese „Reise." An dieser Absicht einer Romfahrt Heinrich's zu zweifeln, fehlt es an genügendem Grunde. Bisher hatten Kämpfe und Sorgen für das Reich eine Entfernung aus demselben nicht gestattet. Nun hatte er aber binnen sechszehn Jahren dem Reiche nach Innen Ruhe, nach Außen Festigkeit und Würde gesichert und er konnte Pläne in weiterer Ferne verfolgen. Wer vermag zu behaupten, daß die Kaiserkrone außer dem Bereiche seiner Wünsche lag? Zur Erwerbung derselben schien vorzugsweise der deutsche König berufen. Seit Berengar war kein Kaiser gekrönt. Der Herrscher des deutschen Reiches hatte seitdem alle Prätendenten überflügelt. An Alter, Weisheit und Macht stand er Allen voran. Er war von Allen bewundert und geliebt. Gar nicht unwahrscheinlich ist auch,

daß Mathilde durch die Hand des Stellvertreters Christi dem Haupte Heinrich's diejenige Weihe ertheilt wünschte, welche er nach seiner Wahl von der Hand des Erzbischofs von Mainz abgelehnt hatte. Die Idee, so das abendländische Kaiserthum Carl's des Großen zu erneuern, das seit Jahren schon ruhete, lag so nahe, daß Heinrich, selbst beim Mangel alles Ehrgëizes, ihr kaum würde haben entgehen können. Zudem zog ihn ein Herzensdrang nach Rom.

Auch andere Sachsen hatten schon seit länger als einem Jahrhundert die heilige Sitte befolgt, an den Gräbern der beiden Hauptapostel nach einer andächtigen Pilgerfahrt zu beten. Mehrere Könige der Angelsachsen, seine eigenen Großeltern: Liudolf und Oda und sein eigener Markgraf Gero hatten jene heiligen Gräber aufgesucht und er ihnen selbst bereits als noch unberühmter Jüngling einen Besuch abgestattet, welcher ihm nach langem, ruhmvollen Leben nur als ein unbedeutendes Vorspiel erscheinen konnte. Auch wenn man von allen politischen Absichten, wozu übrigens kein Grund vorhanden ist, hinwegsieht, konnte Heinrich nach einer langen, thätigen Laufbahn, recht wohl das Bedürfniß empfinden, bloß als einfacher Pilger nach Rom zu gehen, um am Abend seines Lebens Dank und Gebet und Siegesruhm an den Stellen zu opfern, wo vor acht Jahrhunderten die Apostel geblutet hatten. Heinrich konnte es aber auch recht wohl als die Schlußaufgabe seines Lebens ansehen, die Verbindung Deutschlands mit Italien wieder herzustellen und im letztern Lande wieder Ordnung zu schaffen. Italien war in sich zerrüttet und zerfallen, Rom in der Gewalt elender Weiber und unwürdiger Großen. Auch dem Papstthum, das unter solchen Umständen zum Nachtheile seines Ansehens und Einflusses auf die Kirche ungemein litt, war wieder aufzuhelfen. Alles mußte dem König als Aufforderung zur Unternehmung des Zuges erscheinen. Denselben zu unterlassen, gab es aber keinen Grund mehr.

Gleichwohl sollte es zu diesem Römerzuge nicht kommen. Heinrich's Körper begann, die Gebrechen des höhern Alters zu zeigen. Er hielt sich im Herbste des Jahres 935 einige Stunden von Quedlinburg entfernt im Harze auf, um dem Waidwerke obzuliegen. Dort besaß er zwischen den bewaldeten Höhen, an einer Stelle, wo die Bode über mächtige Felsen nach Treseburg herabstürmt, eine Burg, welche dem Flusse den Namen Bodfeld verdankt. Nur spärliche Reste bezeichnen jetzt die Stätte derselben. Sie lag zwischen Elbingerode und Rübeland. Von hier aus stellte Heinrich seine Jagden an. Dieselben wurden durch einen Schlaganfall unterbrochen, der ein langes Krankenlager zur Folge hatte. Er war nahe an sechszig Jahre. Die Krankheit war nicht tödtlich, erinnerte

ihn aber, nicht zu sehr seiner Kraft und dem Leben zu trauen und zu ordnen, was auf der Welt noch zu ordnen blieb. Seine nächste Sorge war die Feststellung der Nachfolge im Reiche und daß bei seinem Ableben Frieden und Eintracht in demselben erhalten bleiben möchte. Freilich bildete Deutschland ein Wahlreich. Allein kaum war zu besorgen, daß man bei der Wahl das sächsische Haus umgehen würde. Selbst nicht einmal von den Franken war ein Widerspruch zu besorgen, da dieselben dem sächsischen Hause völlig ergeben waren. Es war daher muthmaßlich nur eine Wahl unter Heinrich's Söhnen zu treffen. Der älteste, Thankmar und der jüngste, Bruno, schieden von solcher aber von selbst aus. Denn Thankmar wurde als Sprößling einer nichtigen Ehe als ein illegitimer Sohn betrachtet und Bruno war für den geistlichen Stand bestimmt. Also konnte die Entscheidung nur zwischen Otto und Heinrich schwanken. Otto der ältere war nur eines Herzogs, Heinrich aber eines Königs Sohn, jener wegen seines höher strebenden Geistes und kraftvollen Sinnes vom Vater vorgezogen, dieser aber, obwohl dem Vater ähnlicher, von der Mutter begünstigt. Otto war hochherzig, kraftbewußt und kühn, aber oft hart, voll Ehrgeiz und Herrschbegierde. Heinrich, sanft und ruhig, verband mit der Tapferkeit des Vaters die Tugenden der Mutter. Aber ihm fehlte die Größe des Herzens und die Würde des Herrschers. Dennoch gab es eine Partei unter den Großen, welche mit der Mutter ihn seinem Bruder vorzog. Die Brüder selber machten, indem ein jeder sich auf seine besondern Vorzüge oder vermeintlichen Vorrechte stützte, beide Anspruch auf die Krone.

Die Entscheidung lag freilich nur in der Hand der Fürsten des Reiches. Allein Heinrich's Wunsch, bezüglich seines ältest geborenen Otto, durfte wohl, wie er selbst voraussetzte, die Reichsfürsten bestimmen, den Herzog Otto zum römischen Könige zu erwählen. Um diese Bestimmung herbeizuführen, berief er zum Anfange des Jahres 936 eine Versammlung der Großen nach Erfurt. Wie sein Vorgänger Conrad einst in ähnlicher Versammlung vor seinem Abschiede seine Wünsche bezüglich des ihm zu erwählenden Nachfolgers zu erkennen gegeben, so hatte auch Heinrich es vor und hoffte, die Fürsten nicht minder seinen Wünschen hold zu finden, als sie vormals den von Conrad ausgesprochenen, gewillfahrt hatten. Auf Heinrich's Empfehlung erklärten alle in Erfurt erschienenen Fürsten sich für Otto. Heinrich, über den Otto gegebenen Vorzug erbittert, soll ärgerlich und voll kindischen Trotzes die Worte gesprochen haben: „Edleres Blut rinnt in meinen Adern." Die jüngere Vita Mathildis meldet dieses in folgenden Worten:

„Nachdem des Königs Schmerzen und Krankheit ein wenig nachge„lassen, nahm er von Bodfeld seinen Weg nach Erfurt, wohin er alle „Reichsfürsten entboten, um sich mit ihnen darüber zu verständigen, wel„chem seiner Söhne sie ihre Stimme für die Besteigung des Königs„thrones ertheilen wollten. Auch die vom Könige nach Erfurt berufene „Winethusener Aebtissin, Diemot, fand sich hier ein. Der frühern Bitte „eingedenk, verlangte er ihre Zustimmung zur Versetzung der ihr unter„gebenen Nonnen nach Quitilingaborch. Diemot entsprach gern der Bitte „des Königs und sagte mit Freuden zu“ *).

In Erfurt bestellte der König auch noch sein Haus. Er bestimmte Otto zum Haupte desselben. Zwischen ihm und seinen andern Söhnen theilte er sein Allodialvermögen, namentlich seine unbeweglichen Güter und den gesammelten Schatz. Auch Thankmar ward reichlich bedacht. Die ihm von Mutter wegen zugefallenen Güter scheinen ihm verloren gegangen zu sein. Wahrscheinlich hatte das Kloster, dem sie durch Hatheburg's Vermählung entfremdet worden, dieselben mit Erfolge reclamirt. Heinrich empfand die Verpflichtung, ihn dafür zu entschädigen. Damit hatte Heinrich seine irdischen Angelegenheiten geordnet. Einen von den Slaven her drohenden Krieg, die seines Sohnes Thankmar Gesandten schmählich behandelt hatten und dafür Züchtigung verdienten, vermochte Heinrich nicht mehr selbst zu führen. Er übertrug die Führung, wie es scheint, seinem Anverwandten Siegfrid. Berichten wir das weiter Folgende mit den schönen Worten der jüngeren Vita Mathildis:

„Nachdem König Heinrich diese Verfügungen getroffen, reiste er mit „geringem Gefolge nach Memleben **). Hier kehrte seine Krankheit wieder, „welcher bald der bittere Tod folgte. Als er die Auflösung seines Leibes „nahe fühlte, rief er die Königin zu sich, besprach Vieles mit ihr insge„heim und endete schließlich mit folgenden Worten: „„O, Du uns „„immer Treueste und mit Recht Geliebteste, wir danken Christo, daß Du „„länger am Leben bleibst, als wir. Denn Niemand verband sich je „„mit einem Weibe von festerer Treue und bewährter in jeglichem Guten. „„Habe also Dank, daß Du unsern Zorn unermüdet beschwichtigt, uns

*) Diemot scheint zu der Versetzung ihres Convents nach Quedlinburg keine große Neigung gehabt zu haben. Warum? wird sich später zeigen.

**) An der Unstrut in der goldenen Aue. Damals war der Ort eine Pfalz (Palatium), neben der sich bald ein stattliches Kloster erheben sollte. Heutzutage ist es nur ein gewöhnliches Dorf, worin ehrwürdige Reste eines prachtvollen Kirchenbaues an früheren Glanz erinnern.

„„in allen Dingen nützlichen Rath gegeben, auch sehr oft von der Un„„gerechtigkeit zur Gerechtigkeit gerufen und fleißig ermahnt hast, dem „„mit Gewalt Unterdrückten Barmherzigkeit widerfahren zu lassen. Jetzt „„empfehle ich dem allmächtigen Gotte und den Fürbitten seiner Aus„„erwählten Dich und unsere Kinder, sammt der Seele, die im Begriffe „„ist, aus dem Körper zu weichen."" Nachdem er also gesprochen, dankte „ihm die Königin gleichermaaßen. Mit Trauer erfüllt, begab sie sich in „die Kirche und empfahl sich und alles Uebrige nach ihrer steten Ge„wohnheit Gotte. Inzwischen verließ des Königs Seele den Kerker des „Fleisches. Als aber die Heilige Gottes an dem Jammern des Volkes „erkannte, wie ihr erlauchter Gemahl aus der Zeitlichkeit verschieden sei, „warf sie sich nieder zum Gebete und empfahl seine Seele in die Treue „Christi. Hernach stand sie auf und fragte: ob noch Jemand nüchtern „sei *), der ihrem Gemahle ein Seelenamt singen könne? Als Adaldag, „ein Priester, dieses vernahm, antwortete er sogleich: „„Gnädige Frau, „„ich habe noch Nichts genossen."" Die ehrwürdige Königin hatte vor „längerer Zeit ein Paar wunderbar künstlich gearbeitete Armbänder ange„legt, welche die Arme so fest umschlossen, daß dieselben ohne Hilfe eines „Goldschmieds davon nicht losgemacht werden konnten. Jetzt berührte „sie dieselben nur mit dem kleinen Finger und schlug sie damit schneller, „als ein Wort herab, wobei sie zum Priester also sprach: „„Nimm dieses „„Gold für Dich und singe ein Seelenamt."" So lange die ehrwürdige „Frau nachher noch lebte, bewies sie besagtem Priester große Huld und „vergaß nie, daß er für König Heinrich's Seele die erste Messe gesungen. „Sie wirkte, eingedenk dieser denkwürdigen Thatsache, ihm bei ihrem „Sohne Otto die bischöfliche Würde aus. Nachdem dies Seelenamt beendet „war, trat die Königin weinend in das Zimmer, worin der eben gestorbene „Körper lag und fand dort die königlichen Söhne heftig weinend und „mit ihnen alle Herzöge. Bei diesem Anblicke strömten auch der erlauchten „Königin die Zähren über die schönen Wangen und zu den Füßen des „entseelten Leibes hingeworfen, weinte sie bitterlich, wie es der ehrwür„dige König um sie verdient hatte. Doch hatte ihr Gott so viele Gnade

*) Ein Erzähler dieser Geschichte für Damen, welchem unbekannt geblieben sein muß, daß ein Priester, der eine Messe lesen soll, am nämlichen Tage, von Mitternacht an gerechnet, noch nichts genossen haben darf, hat das oben Gemeldete so verstanden, als seien alle Priester zu Memleben, außer Adaldag, betrunken gewesen. Das Gleiche sucht uns Carl Julius Weber in seinen (mit Ausschluß des auf offenbarte Religion und Kirche ausgespritzten Giftes sonst) ausgezeichneten Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen aufzubinden.

„und eine so preiswürdige Mäßigung verliehen, daß sie ihn nicht durch „Ungeduld beleidigte, doch aber in würdiger Weise des Königs Tod be„trauerte. Dann rief sie ihre Söhne zu sich und ermahnte dieselben mit „folgenden Worten: „„O theuerste Söhne, prägt doch das eifrig Euerm „„Gemüthe ein, daß Ihr Gott fürchtet und in allen Dingen als den„„jenigen ehret, welcher die Macht hat, solches zu vollbringen. Er wird „„mit Recht König und Herr genannt, da er eine solche Macht ausübt „„über Arme und Reiche. Lasset ab, um die vergängliche Würde zu „„streiten. Solch' ein Ende nimmt alle weltliche Herrlichkeit. Selig, „„wer sich das Ewige, immer Bleibende zubereitet. Darum lasset Euer „„Gemüth nur nicht dadurch betrüben, wer unter Euch dem Andern vor„„gezogen werde. Behaltet im Gedächtnisse, was im Evangelio vom „„Munde der Wahrheit ausgesprochen wird: Ein Jeder, der sich selbst „„erhöhet, soll erniedrigt werden und wer sich erniedrigt, soll erhöhet „„werden."" Nachdem hierauf alles zur Bestattung Erforderliche vor„bereitet worden, ward der Leichnam unter höchsten Ehrenbezeigungen „nach Quedlinburg hinübergeschafft, wo er seine Ruhestätte bestimmt „hatte und daselbst mit allen Ehren der Gruft übergeben. Hierauf „ließ die ehrwürdige Königin die oben erwähnte Aebtissin des Klosters „zu sich rufen und ermahnte dieselbe, die ihr untergebenen Schwestern „nach Quedlinburg zu versetzen. Die Aebtissin verweigerte dieses anfangs, „willigte aber nachmals auf Befehl des Sohnes der Königin, Otto, ein."

Es war am 2. Juli 936, eines Samstags *), als König Heinrich, 60 Jahr alt, nach fast 17jähriger Regierung, aus diesem Leben schied. „Vor seinem Hintritte, erzählt Widukind, zeigten sich viele Wunder, z. B. „daß die Sonne bei ganz heiterm Himmel sich verfinsterte, außerhalb der „Häuser beinahe gar keinen Schein von sich gab, durch die Fenster aber „ganz blutroth hineinschien. Auch wird erzählt, der Berg, in welchem „der Herrscher der Welt begraben worden, habe an verschiedenen Stellen „Feuerflammen hervorbrechen lassen. Einem Manne war mit dem Schwerdte „die linke Hand abgehauen, binnen Jahresfrist aber im Schlafe wieder „hergestellt. Zum Zeichen des Wunders sah man an der Stelle der „Verbindung einen rothen Strich. Auf einen Kometen folgte eine große „Ueberschwemmung und dieser eine Rinderpest."

*) Eine Menge von deutschen Nachbildungen der Vita Mathildis macht aus dem Sabbath des Originals glattweg einen Samstag, was um so unerklärlicher ist, als die bisher ausschließlich benutzte jüngere Vita den Tag ausdrücklich als Vigilia Dominicae resurrectionis bezeichnet, wo sie von Mathilden's besonderer Feier dieses Tages redet (im 17. Capitel Pertz Monum. IV. S. 295).

Aus alten Nachrichten ergiebt sich, daß Heinrich's Leichnam noch im Todesjahre im Servatii-Münster zu Quedlinburg vor dem St. Peters-Altare unter Thränen und Wehklagen einer unzählbaren Volksmenge durch Bischof Bernhard von Halberstadt (regierte von 924—968) bestattet ist*). Die Kirche muß also wohl ziemlich fertig gebauet gewesen sein, wogegen es vom Kloster in Botho's Braunschweigischer Chronik heißt: „yd euwas noch nicht all rede" (es war noch nicht ganz vollendet). Der Stiftsbau ward nach Heinrich's Tode fortgesetzt und vollendet, das Stift eingerichtet und von Zeit zu Zeit, namentlich von neuen Regenten, immer reichlicher ausgestattet. Aus der Thatsache, daß Mathilde dem Stifte neue Gebäude hinzugefügt und den Stiftsbau vollendete, ist der Umstand zu erklären, daß einige ältere Chronisten, z. B. Thietmar von Merseburg, der sächsische Annalist und der Chronograph fast wörtlich übereinstimmend melden: „Nach Heinrich's Tode habe die berühmte Königin Mathilde angefangen, das Kloster auf dem Quedlinburgischen Berge, wie jener selbst

*) Das Grab ist noch heute in der Krypta der Schloßkirche (worin der St. Peters-Altar stehet) vorhanden. Vor diesem Altare sind drei Steine, der eine von Marmor (in eine eichene Bohle eingefugt, die von vier kurzen Pfosten an den Ecken getragen werden), Heinrich's Grabstein, der Grabstein der Königin Mathilde, jenem zur Seite, der dritte der Aebtissin Mathilde (beider Enkelin) oben vor beiden, so daß die Fußseite dem Altare zugewendet ist, beide von gewöhnlichem Sandstein, ohne Zierrath und Inschrift. Heinrich's Denkstein ist schon zerborsten, aber wieder zusammengekittet. (Vielleicht sind die beiden andern ursprünglichen Grabsteine gar hinweggenommen oder zerstört. Nach des Bürgermeisters Wallmann Beiträgen zur Aufklärung der Geschichte des Stiftes Quedlinburg 1782 (S. 82), welcher selbst die Untersuchung angestellt zu haben scheint, fand man bei der Eröffnung Heinrich's Grab ausgemauert und darin einen aus Stein gehauenen Sarg, krippenförmig, mit einem Deckel von Sandstein. Im Sarge waren nur noch wenige Gebeine des großen Königs und gar keine Bekleidungsgegenstände vorhanden. Wer weiß, wie oft zu reliquiensüchtiger Zeit von gleich reliquiensüchtiger Hand dieses Grab geöffnet und ein Gebein nach dem andern, so auch die Gewänder nach und nach entnommen worden, so daß nur Weniges übrig bleiben konnte. Dieses Wenige ist nach fast 900 Jahren auch wohl allmählich in Staub verwandelt. Vom öftern, zum Theil ungeschickten Heben ist der Deckel des Sarges wohl eher zerbrochen, als durch Kriegsvölker und Brand in den Stiftsgebäuden.) Kein Sonnenstrahl dringt zu diesem Königsgrabe. „Wer es sieht, sagt Giesebrecht, meint wohl, dem großen deutschen Fürsten gezieme wohl ein stattlicheres Grabmal am hellen Tageslicht. Und doch möchte alle Kunst kein passenderes Monument dem Manne errichten, der das Große gern im Stillen vollführte und unter dessen Tugenden vielleicht die Schlichtheit die größte war."

vorher beschlossen, zu bauen," wodurch Mathilde geradehin als Erbauerin bezeichnet wird. Indessen mußte, wie aus verschiedenen Nachrichten erhellt, die Kirche bei Heinrich's Tode nicht nur ziemlich fertig, sondern auch an den übrigen Klostergebäuden bereits Manches gethan sein, da Mathilde sobald zur innern Einrichtung des Klosters schritt und die Diemot mit ihren Klosterfrauen zum Beziehen desselben aufforderte, was Otto mittelst Befehles durchsetzte. Was Diemot dem Könige Heinrich zu Erfurt einigermaaßen nachgegeben zu haben schien, glaubte sie der Wittwe desselben wieder versagen zu dürfen. Warum mußte nun Diemot hierzu erst durch Befehl gezwungen werden? In Winethusen leitete sie zwar als Aebtissin nur ein kleines, beschränktes Kloster. Sie war aber doch Aebtissin und als solche frei und unabhängig*). In Quedlinburg dagegen sollte sie abhängig sein, höchst wahrscheinlich eine untergeordnete Rolle spielen. Sie mußte besorgen, einer andern vornehmeren Aebtissin untergeordnet zu werden. So lange als möglich, hielt sie sich von Quedlinburg zurück. Als sie aber dieses nicht mehr vermochte, folgte sie dem Rufe. Winethusen wurde geschlossen und Otto schenkte im Jahre 937 das Kloster dieses Namens mit Allem, was die Klosterfrauen daselbst zu ihrem Gebrauche und Genusse gehabt, an das Stift Quedlinburg **).

Diemot und ihre Nonnen waren also in Quedlinburg. Allein jene war sicherlich nicht Aebtissin in Quedlinburg, wie sie es in Winethusen gewesen, so wenig der Rector einer Elementarschule, welcher als Lehrer

---

*) Auch scheint sie nur Klosterfrauen von höherm Stande unter sich gehabt zu haben, weil nach der ältern Vita Mathildis, als Heinrich und Mathilde „ihr Vorhaben im Gespräche mit den Fürsten zu erkennen gaben, diese alsbald in den König drangen, die zu Winethusen in Klosters Schranken eingeschlossenen Nonnen nach Quedlinburg zu versetzen. In jenem Stifte nämlich verweilen der Fürsten Töchter; der Aufenthalt hatte jedoch wegen des daselbst an vielen Dingen herrschenden Mangels, das Mißfallen der Eltern."

**) Monasterium itaque Winithahusum nuncupatum in pago Harthago (Harzgau), in comitatu Thiatmari cum omnibus, quae sanctimoniales ibidem antea in suum habuerunt servitium dictae congregationi in Quidilingaburg in proprietatem condonamus. Woher der unzuverlässige Voigt in seiner Geschichte des Stiftes Quedlinburg I. S. 84 die völlig unerwiesene und nirgend sonst bekannte Angabe entnommen: Diemot habe die übrigen Nonnen, nebst der Pröpstin, in Winethusen belassen und dieses verfallene Kloster so unterstützt, daß es noch einige Jahrhunderte für sich habe bestehen können, ist nicht erfindlich. Diese Hypothese soll wohl nur dazu dienen, um zu erklären, daß nach wenigen Jahren wieder ein Convent zu Winethausen in der Geschichte erscheint. Diemot könnte vielleicht in das restaurirte Kloster zurückgegangen sein.

an eine gelehrte Schule versetzt worden, deren Rector wird. Höchstens mag sie einstweilen den noch unvollständig besetzten, noch nicht vollständig organisirten und noch nicht einmal im Sinne seiner Bestimmung ausreichend dotirten Convent als Vice-Vorsteherin geleitet haben, gerade wie wir es oben beim Herforder Stifte gesehen, das vor der Majorennität und dem Eintreffen der ersten Aebtissin, Tetta, durch eine Vertreterin: Svala, geleitet wurde. Möglich auch, daß Diemot bis zur Organisation des Stiftes hauptsächlich mit ihren Nonnen darin nur den Chordienst versahe. Als erste Aebtissin erscheint in den Urkunden nur Mathilden's Enkelin, Otto's Tochter, Mathilde, welche schon in frühester Jugend zu diesem Amte ersehen sein muß, da nach einer Urkunde vom Jahre 956, wo diese Mathilde nur erst einige Jahre alt sein konnte, Otto dem Stifte Quedlinburg „zum Unterhalte und zur Bekleidung seiner geliebtesten Tochter Mathilde" (pro carissimae filiae Mathildae victu et vestitu), sechs Ortschaften sammt Allem, was dazu gehörte, schenkte, denen er noch im nämlichen Jahre die beiden (jetzt im Weimarischen) belegenen Orte Liebstädt und Osmannstädt beifügte. Ohne Zweifel ward die junge Mathilde auch im Quedlinburger Stifte unter den Augen ihrer Großmutter erzogen. Die Worte im Leben der letzten: „Zuerst erzeugten sie (Otto und Adelheid) ein Töchterchen, das nach dem Namen seiner erlauchten Großmutter Mathilde genannt wurde und das der König Otto auf seiner Mutter Wunsch der Gesellschaft der Stiftsfrauen zu Quedlinburg einverleibte," scheinen die vielleicht schon in der Wiege erfolgte Bestimmung Mathildens zur Aebtissin in Quedlinburg anzudeuten. Noch nicht dreizehn Jahr alt, ward sie denn auch vom Convente einhellig zur Aebtissin erwählt.

Während in der ersten Zeit nach Eröffnung des Stiftes der Mangel vollendeter Organisation und Dotation, so mag später das jugendliche Alter der designirten Aebtissin den Umstand erklären, daß wir fast dreißig Jahre nach Heinrich's Tode noch keine eigentliche Aebtissin aufgeführt, vielmehr Urkunden finden, aus denen hervorgehet, daß keine vorhanden gewesen ist. Selbst die Urkunde von 937, welche man als die Stiftungs-Urkunde anzunehmen pflegt, enthält nur die Bestimmung, daß künftig das Stift die Berechtigung üben werde, sich eine Aebtissin zu wählen. Von einer damaligen Aebtissin, namentlich der Diemot, welche bereits nach Quedlinburg gewiesen worden, ist nicht die Rede. Dieselbe würde aber ohne Zweifel erwähnt sein, wenn eine vorhanden gewesen wäre. Eine Urkunde von 961 sagt: wozu „eine Aebtissin, welche das auf dem Berge belegene Stift regieren werde" (abbatissa, quae monasterium in monte situm regere videbitur), verpflichtet sein solle. So konnte die Urkunde

sich nicht ausdrücken, wenn damals eine Aebtissin regiert hätte. Abgesehen von diesem Allem, ist nicht wahrscheinlich, daß Diemot die Vorsteherin eines verarmten, in Ruin gekommenen Klosters, an einem Stifte, das schon 937 für ein freies, dem Kaiser unmittelbar unterworfenes, erklärt worden, als erste eine Reihe von Aebtissinnen eröffnet haben sollte, in welcher sogleich Kaiser und Königstochter folgen, um derer Willen besonders die Dotation so überaus reichlich und standesgemäß ausfiel.

Das Stift hatte in der Nähe, wie in der Ferne, in Osten, Süden und Westen allenthalben bedeutende, zum Theil höchst einträgliche Besitzungen, die im Laufe der Zeit noch ansehnlich vermehrt wurden, wie ihm dann auch nicht geringe Verpflichtungen oblagen. So hatte z. B. die Aebtissin die Pflicht, bei der Kirche, welche unten im Bereiche der Burg lag (inferius in corte constituta), d. h. ohne Zweifel der Wiperti-Klosterkirche zum heiligen Jacobus, zwölf Geistliche zu Otto's und Mathilden's Seelenheil lebenslänglich in Kost und Kleidung zu erhalten. König Heinrich I. selbst schon hatte dem Quedlinburger Stifte das Voigtland geschenkt, dessen vier (zwischen Meißen und Böhmen belegene) Voigteien dem Stifte von ihren Gütern jährliche Gehalte zahlen und so die ihm nöthigen Klosterjungfrauen unterhalten sollten. Heinrich hatte noch größere Vergabungen an das Stift, in dessen Mitte er ruhen wollte, im Sinne, als der Tod die Ausführung dieses, wie anderer Pläne, vereitelte *).

Seine Hauptaufgabe aber hatte er völlig gelöst. Mittelst der glücklich durchgeführten Vereinigung der deutschen Stämme zu einer organischen Gemeinschaft, zu einem nun politisch, wie kirchlich in sich abgeschlossenen Reiche, das nach Außen sich als ein wohlgefügtes Ganze darstellte, konnte nun allererst ein deutsches Nationalbewußtsein erwachsen und die Scheidung von den Romanischen Bestandtheilen der Monarchie Carl's des

*) Das Stift stand unmittelbar unter dem Kaiser. Die Aebtissin war Landesherrin über das Stiftsgebiet und hatte als unmittelbarer Reichsstand Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Sie saß auf der rheinischen Prälatenbank. Das Stift ward zum Obersächsischen Kreise gerechnet. Seitdem seine Grenzen auf immer festgestellt, d. h. enger gezogen waren, hatte es einen Quadratflächeninhalt von zwei Meilen. Quedlinburg stand einige Jahrhunderte lang nach seinem Gründer in hohem Ansehen. Oft verweilten die alten Kaiser daselbst, namentlich an den heiligen Tagen hoher Feste. Welche Reichsversammlungen und mit welchem Glanze, welche Zusammenkünfte damaliger Fürsten und Großen wurden hier gehalten? Unter Otto III. ward das deutsche Reich von Quedlinburg aus durch die erste Aebtissin mehrere Jahre lang regiert.

Großen, sowie von den Nordisch-Germanischen Völkern in Skandinavien zum Vollzuge gebracht werden, um einen Schauplatz und eine Aufgabe für ein deutsches Reich und Stoff zu einer Entwickelung und Geschichte desselben zu gewinnen. Heinrich ist der wahre Gründer des deutschen Reiches. Der Biograph seines jüngsten Sohnes Bruno, Ruotger, welcher ein Freund und Lebensgefährte des heiligen Erzbischofes gewesen, spricht bei der Meldung von Bruno's Herkunft und nach Erwähnung, daß Bruno seinem Vater bei Friedenszeiten geboren worden, folgende schöne Worte, welche den Lebensinhalt desselben körnig und treffend zusammenfassen:

„Allzulang würde es sein, wollte man nach einander erzählen, wie „der gedachte König, des großen Mannes, von dem wir handeln, Vater, „es zu der heitern Errungenschaft des lieblichen Friedens gebracht, nach„dem er alle Gauen des Reiches, sowohl von beständigen Einfällen der „Nachbarn, als durch die schwersten Fehden unter Mitbürgern und Ver„wandten erschüttert und auf das Fürchterlichste heimgesucht, vorgefunden. „Auf der einen Seite drohete gräulich die wilde, zu Land wie zur See „gleich mächtige Nation der Dänen, auf der andern die knirschende Wuth „der vielgespaltenen, barbarischen Slaven. Ihnen folgte der Ungarn „wilde Grausamkeit. Dieselben überschritten die Grenzen Mährens, „die sie sich nicht lange zuvor mit ruchloser Zügellosigkeit angeeignet „und verwüsteten die meisten Provinzen seines Reiches mit Feuer und „Schwert. Der Tag würde eher ausgehen, als ich mit meiner Er„zählung solchen Unheiles zum Ende käme. Jenseits des Rheines war „Alles wider uns im Aufstande. Dazu wütheten die Großen dieses da„mals noch beschränkten Reiches wider ihr eigenes Fleisch und Blut auf „eine fast nicht wieder gut zu machende Weise. Das Alles hinwegzu„schneiden und auszuheilen, hätte Niemand, der nicht mit ausgezeichneter „Manneskraft und einer besondern Thätigkeit ausgerüstet war, unter„nehmen dürfen. Allein nach einer verhältnißmäßig kurzen Zeit überfiel „durch göttliche Gnade die Fremdlinge eine solche Furcht, daß ihnen nie „Etwas fürchterlicher gewesen war. Die Einheimischen dagegen verband „eine solche Eintracht, wie sie auch in keinem, noch so mächtigen Reiche „jemals enger anschließend wahrgenommen worden war."

Widukind aber beschließt seinen Bericht über Heinrich's Leben mit den Worten: „Nachdem er sein Testament gemacht und Alles richtig be„stellt hatte, entschlief er, der Herr der Welt, Europen's größter König, „der an Vorzügen des Geistes und des Leibes keinem nachstand und „hinterließ seinem noch größeren Sohne ein großes und weitläufiges

„Reich, das er nicht von seinen Vorfahren ererbt, sondern durch sich selber „erworben und nur mit Gott erhalten hatte.“

Thietmar von Merseburg widmete dem Könige Heinrich folgenden Nachruf: „Ich habe seinen großen Thaten nur ein kleines Büchlein ge„widmet, aber ich hoffe, daß seine Werke im Buche des Lebens verzeichnet „stehen. Denn er war ein treuer Diener des Vorläufers Jesu Christi, „der, wie Christus, unser Herr, in Gott selber bezeugt hat, „unter Allen, „die von Weibern geboren, der Größte war. Er hat zuerst in unserer „Stadt den Grund gelegt zum nachfolgenden Dienste des Herrn und „Alles, was jemals auf diesem Grunde Neues aufgeführt wird, muß „ihm zum Ruhme angerechnet werden und das mit Recht. Denn ein „feiner Anfang und ein gutes Ende passen, wo es herbeizuführen ist, am „Besten zusammen und wenn das auch in allen Dingen nicht zu erlangen „ist, so wollen wir doch Gott danken für das, was er bereits gethan „hat und mögen alle Gläubigen, mögest vor Allen du vielberühmte Stadt „Merseburg, die du zur Zeit deines geliebten Herrn wie eine Cypresse „unter deinen Schwestern erhöhet worden, mit deinen geistlichen Söhnen „und Töchtern den Allgütigen inbrünstig anflehen, daß er seine Herrlich„keit zum Ziele der Vollendung hinausführe. . . . Sonst aber möge einem „Jeden, der unseres so großen Herrschers auch nur ein wenig im Guten „eingedenk ist, der allliebende Erhörer aller Gebete gnädig sein!“

Da Heinrich, besage seines auf dem Sterbebette ausgestellten Zeugnisses im Angesichte des Todes, des ernsten Mahners zur Wahrheit, Mathilden das Zeugniß ausgestellt, ihn zu allen Zeiten mit ihrem nützlichen Rathe unterstützt zu haben, den er doch hoffentlich auch befolgt haben wird, so ist diese weise, tugendhafte und heilige Königin ganz sicherlich als die intellectuelle Urheberin, die geistige Mutter von Vielem anzusehen, was die Geschichte dem edeln Könige nachzurühmen weiß. Ihr gebührt daher ein Theil jenes Ruhmes, den die Geschichte für Heinrich in Anspruch nimmt, wenn es auch nie gelingen mag, die einzelnen rühmlichen Acte, die auf ihre Rechnung zu stellen sind und rücksichtlich deren Heinrich für sie erntete, ausfindig zu machen. Das ist ja einmal das Loos der Frauen, im Stillen und unerkannt das Gute zu wirken und Andere den Dank und Ruhm dafür einernten zu lassen. Thietmar aber erkannte jenes Verdienst Mathilden's wenigstens im Allgemeinen an, als er bezeugte: Sie war ihm als seine Gemahlin in geistlichen, wie in weltlichen Dingen nützlich.

Zwölftes Capitel.

Otto's Wahl, Krönung und erste Zeiten.

Hatten auch die deutschen Fürsten zu Erfurt dem König Heinrich ihre Zustimmung dazu, daß Otto im Königthume des deutschen Reiches sein Nachfolger werden solle, zu erkennen gegeben, so war das bei weitem doch noch keine eigentliche Wahl gewesen. Die Fürsten waren nicht einmal an ihre damals ausgesprochenen Ansichten gebunden. Abgesehen davon, schienen etliche der Reichsfürsten auch ihre Meinung geändert und dem Herzoge Otto sich entfremdet, dagegen dem jüngeren, Heinrich, zugewendet zu haben, welcher sich wegen seinen liebenswürdigen und glänzenden Eigenschaften allgemeine Gunst erworben hatte. Dabei war Mathilden's Vorliebe für diesen Liebling vielleicht nicht ohne Einfluß geblieben. So viel Anziehendes auch Otto's Wesen haben mochte, so wenig war er persönlich beliebt. Obwohl erst 24 Jahre alt, ließ er doch schon erkennen, daß er im Regimente mehr durch Strenge, als durch Sanftmuth zu herrschen, sich gefallen und daß er den Gehorsam sich, wo ihm derselbe versagt werden möchte, erzwingen werde. Seinen aufstrebenden Sinn legte man zu seinem Nachtheile als Stolz und Hoffart aus.

„Mit Sicherheit und Selbstgefühl, sagt Giesebrecht *), trat er auf. „Sein Blick schweifte weit und hoch und hellstrahlende Tugenden konnte „Niemand in ihm verkennen. Vor Allem mußte unerschütterliches Gott„vertrauen, felsenfeste Treue gegen seine Freunde und Großmuth gegen „gedemüthigte Feinde, Jedermann an ihm rühmen. Man sahe ihn meist „heiter und freundlich erscheinen. Er ergötzte sich gern auf der Falken„jagd. Da hörte man ihn wohl auf abgelegenen Pfaden die lieblichsten „Weisen singen. Offen trat er Jedem entgegen. Niemand zeigte sich „weniger mißtrauisch, als er und doch erweckte seine Nähe mehr Bangig„keit, als Hingabe und Vertrauen. Brauste er aber in Leidenschaft auf, „so war sein Zorn schrecklich und selbst die ihm zunächst standen, haben „ihn oft hart genug empfunden. Mit Heinrich hatte er von frühester „Kindheit an in Hader gelebt **). Nie wollten die Beiden Ein und

*) Der hierbei Widukind's und Thietmar's Angaben zu Grunde legt.

**) Der Grund der Zwietracht lag in Heinrich's Prätension auf die Königswürde, auf die er als Porphyrogenitus ein näheres Erbfolgerecht, als Otto,

„Dasselbe. Die Sachsen, in denen das Gefühl für unbeschränkte Freiheit „noch so lebendig war, fürchteten diesen Otto mehr, als daß sie ihn „liebten."

Gleichwohl blieben, als es in Aachen zur Wahl kam, die Fürsten dem ihrem Könige Heinrich gegebenen Versprechen treu und wählten einhellig Otto zum deutschen Könige. Man mochte wohl erwogen haben, daß der sechszehnjährige Heinrich zum Herrschen noch zu jung war. Auch werden Viele inzwischen von seiner Schönheit und seinem einnehmenden Wesen hinweggesehen und erkannt haben, wie er doch auch rauh und unfreundlich sich zeigen konnte, wie er ehrgeizig, verschlagen, auch in unbewachten Augenblicken sich treulos zu erweisen und seine Härte sich zur Grausamkeit steigern im Stande war. Ohne Schuld an Heinrich's ehrgeizigem Streben scheint Mathilde sich nicht gefühlt zu haben, weil wir finden, daß sie sich der ungerechten Bevorzugung dieses Lieblings angeklagt. Während der Wahl ließen die Fürsten, vielleicht aus Besorgniß vor Wühlereien und Zwietracht, den jungen Heinrich durch den Grafen Siegebert in Sachsen beaufsichtigen, wo nicht gar in (einer ehrenvollen) Haft halten. Am Wahltage spielten wieder die Franken und Sachsen die Hauptrolle. Widukind berichtet über die Wahl Folgendes:

„Die fränkische und sächsische Nation wählten einmüthig Otto, den „sich der Vater selbst zum Nachfolger bestimmt hatte, zu ihrem Beherrscher. „Zum Orte der Wahl erkoren sie Aachen. Sobald man hier versammelt „war, verfügten sich die Herzöge mit den Fürsten und Rittern in eine „Capelle *), die mit der von Carl dem Großen erbauten Hauptkirche „zusammenhängt und setzten ihren neuen Beherrscher auf den daselbst auf„gestellten Thron, reichten ihm die Hände, gelobten ihm Gehorsam und „Treue, versprachen ihm ihren Beistand wider alle seine Feinde und „machten ihn auf diese hergebrachte Weise zu ihrem Könige. Während „dieses von den Herzogen und übrigen Machthabern vorgenommen wurde,

zu haben vermeinte. Dieser Unterschied war nach germanischen Rechtsideen keineswegs unerheblich. Deshalb darf man Heinrich auch keinen zu schlimmen Vorwurf daraus machen, daß er sich für den rechtmäßigen Erben der Königsherrschaft betrachtet, zumal seine Mutter und Anhänger die Ueberzeugung theilten, daß dem Herzogssohne der Königssohn wirklich vorgehe.

*) Es ist die, die Kaiserpfalz mit dem Münster verbindende Säulenhalle gemeint. Beide hatte Carl erbauen und Marmor und Säulen dazu aus Rom und Ravenna herbeischaffen lassen. Hier stand Carl's des Großen Marmorstuhl, der Erzthron des Reiches. Hier also ward geradezu die neue Aera an die fränkische auch durch den äußerlichen Vorgang geknüpft.

„wartete der Erzbischof (Hildebert von Mainz) mit der gesammten Geist„lichkeit und allem Volke unten in der Hauptkirche auf den Einzug des „neuen Königs. Als er eintrat, ging ihm der Erzbischof, welcher in der „Rechten seinen Bischofsstab führte, mit der Albe, Casel und Stola be„kleidet und mit der Bischofsmütze bedeckt war, entgegen und berührte „mit seiner Linken die Rechte des Königs, führte denselben bis in die „Mitte der Kirche, wendete sich zu dem aufstehenden Volke; denn es „waren in dieser Hauptkirche oben und unten Gänge in einer Rundung „angebracht, damit alles Volk ihn sehen könnte und sprach: „„Sehet, „„hier führe ich Euch den von Gott erkornen, vom vorigen Herrscher „„schon bestimmten, nun aber auch von allen Fürsten einmüthig ernannten „„Otto zu. Seid Ihr mit dieser Wahl zufrieden, so hebet Eure Rechte „„gen Himmel, zum Zeugnisse Eurer Zufriedenheit."" Hierauf hob „Jeder die rechte Hand in die Höhe und wünschte mit lauter Stimme „dem neuen Herrscher Glück und Heil. Der Bischof ging dann mit dem „Könige, welcher nach fränkischer Sitte ein enges Unterkleid trug, hinter „den Altar, auf welchem die königlichen Insignien lagen, nämlich: das „Schwerdt mit dem Gürtel, der Kriegsmantel mit dem Armschmucke, ferner „Stab, Scepter, Krone.... Jetzt nahm Hildebert das Schwerdt und „den Gürtel, wandte sich gegen den König und sprach: „„Empfahe dieses „Schwerdt und rotte damit alle Feinde Christi aus, die Unchristen so„wohl, als die unächten Christen; denn Gott übergiebt Dir die ganze „Macht des fränkischen Reiches, um allen Christen durch Dich den dauer„„haftesten Frieden zu gewähren."" Hierauf nahm er den Armschmuck „und den Kriegsmantel, legte ihm denselben an und sprach: „„Bei diesen „„bis auf die Erde herabhängenden Quasten erinnere Dich, daß Du im „„Eifer für Deinen Glauben und in der Sorge für die Erhaltung des „„Friedens bis an das Ende ausharren mußt."" Darauf ergriff er den „Scepter und Stab und sprach: „„Diese sollen Dich erinnern, Deine „„Unterthanen mit väterlicher Strafe zu bessern, besonders reiche den „„Dienern Gottes, den Wittwen und Waisen Deine barmherzige Hand, „„niemals müsse überhaupt das Oel der Barmherzigkeit auf Deinem „„Haupte vertrocknen, damit Du jetzt und künftig die Krone ewiger Be„„lohnung erhalten mögest."" Inzwischen war Otto von den Bischöfen „Hildebert und Wichfried (von Cöln) mit dem heiligen Oele gesalbt, die „goldene Krone ihm aufgesetzt und also die Weihe richtig vollendet wor„den." Jetzt ward er von den genannten Bischöfen zum Throne geführt, „auf welchen man mittelst einer Wendeltreppe gelangte und der zwischen „zwei schönen Marmorsäulen so erbauet war, daß der König die ganze

„Versammlung überschauen und er von derselben gleichfalls gesehen werden „konnte. Als man nun Gott gelobt und die feierliche Messe abgehalten „hatte, verfügte sich der König in den Palast und setzte sich daselbst mit „den Bischöfen an eine marmorne Tafel, auf welcher man die königlichen „Insignien erblickte. Die Herzöge hatten bei derselben die Aufwartung. „Der Herzog Giselbert von Lotharingen, zu dessen Gebiete Aachen ge„hörte (Otto's Schwager), schaffte (als Kämmerer) alles Nöthige herbei; „Eberhard (der Franke) besorgte die Tafel (Truchseß); Herrmann von „Schwaben versah das Erzschenken- und Arnulf (von Bayern) das Erz„marschall-Amt. Siegfrid aber, der vornehmste sächsische Herr, der zweite „nach dem Könige, des ehemaligen Königs Schwiegersohn, des jetzigen „Schwager, führte damals das Regiment in Sachsen, um die zu be„sorgenden feindlichen Einfälle zu verhindern und hatte den jungen Heinrich „zur Bevormundung und Erziehung bei sich. Nun beehrte der König „mit königlicher Freigebigkeit jeden Fürsten mit einem anständigen Ge„schenke und entließ sein Volk mit freundlicher Güte." Thietmar fügt seiner Meldung des Herganges noch hinzu. „Als darnach Otto, der „Scepterträger größter, in Gott zum Herrscher bestätigt war, da befahl „er, auch seine Gemahlin Editha ... zu krönen."

Also ward es damals zuerst bei Erwählung und Krönung eines deutschen Königs gehalten und oft dann in der Folge. Die Feierlichkeit schloß sich enge an den alten Frankenbrauch, den Heinrich zu befolgen, aus deutschem Patriotismus noch bedenklich erachtet hatte. Jetzt aber war die sächsische Hausmacht und das Ansehen Sachsens in Deutschland so gestärkt, daß Otto, um die alte Tradition fortsetzen und mit und auf ihr weiter fußend, die fränkischen Ansprüche und Vorzüge mit den sächsischen amalgamiren durfte. Er konnte ohne Besorgniß vor fränkischer Oberherrschaft bei der Krönung sein weites, sächsisches Gewand mit dem knappen vertauschen und gleichsam ein Franke auf fränkischem Boden die Krone von einem ursprünglich fränkischen Bischofe sich aufsetzen lassen, auch zur Anerkennung des Grundsatzes sich verstehen, der König habe fränkisches Recht, sobald er erkoren worden, welchem Stamme er selbst auch angehören möge und verliere dadurch sein angebornes Recht.

So ward die am 8. August 936 geschehene Krönung Otto's von großer Bedeutung. Diese Krönung nach Sitte der Franken drückte der ganzen Regierung Otto's von Anbeginn an einen sie von Heinrich's Königthum unterscheidenden Charakter auf. In dieser Krönung ist die Wiederbelebung, die Wiederherstellung des karolingischen Reiches ausgesprochen. Möglicher Weise hat Heinrichen, neben seiner Vorsicht und

Demuth, auch sein sächsisches Selbstgefühl oder sein sächsischer Particularismus verhindert, sich völlig zu der Idee der Erneuerung des Reiches Carl's des Großen zu erheben. Jedenfalls war Otto's Auffassung die höhere und (wenn, wie nicht zu bezweifeln, seine Vorfahren, der heilige Arnulf und die fromme Eda, von Gott selbst inspirirt, prophezeihet) die Gottes Willen entsprechende. „Welch' erhabeneres menschliches Vorbild konnte „einem Könige vor Augen stehen, als der große Carl, den Gott zum „Werkzeuge so vieler Segnungen, auch für das Volk der Sachsen aus„ersehen hatte!"

Der dem Hause Carl's verheißene Segen, ward demselben nicht genommen, sondern nur auf einen andern Zweig der Nachkommen Arnulf's und Eda's übergeleitet, der in seiner frisch aufblühenden Kraft gewürdigt war, das von Carl begonnene, durch unebenbürtige Nachfolger in Trümmer auseinander gegangene Werk von Neuem aufzurichten und fortzusetzen. Dieser Beruf war Otto von Gott tief in die Seele gepflanzt, welcher von dem Gedanken an die Würde königlicher Majestät, als eines Abbildes göttlicher Herrlichkeit tief erfüllt war. Die Lösung der ihm, wie er sich bewußt war, providentiell übertragenen Aufgabe konnte ihm durch nichts auf eine heilsamere Weise gesichert erscheinen, als wenn er wieder einlenkte in die Bahn, welche Carl der Große gebrochen hatte und gewandelt war.

„Nicht handelte es sich hier," sagt Phillips *), „um erborgten „Glanz, sondern darum, an die Stelle zu treten, auf welche die Sonne „der göttlichen Gnade so oft wärmend und segensreich ihre Strahlen „ausgesendet hatte. Darum zog der Sachse Otto hin gen Aachen, um „dort als wirklicher Nachfolger Carl's des Großen gekrönt zu werden „und eben dadurch sein Reich mit dem Carolingischen in innige Verbin„dung zu bringen. Bezeichnender konnte dieses nicht ausgedrückt werden, „als durch den Umstand, daß der Erzbischof von Mainz (der Metropolis „Germaniae) zu Aachen die Krönung vollzog. Als Franke im fränkischen „Gewande erschien der dem sächsischen Stamme Entsprossene, damit an„deutend, er wolle kein neues sächsisches Reich, welches der alten könig„lichen Würde den Rang streitig mache, sondern er wolle ein fränkisch„carolingisches Reich. So ward denn in diesem deutschen Reiche durch „Otto der Grundsatz festgestellt: „„Welcher Geburt der König „„auch sei, durch die Krönung wird er ein Franke.""

*) Vermischte Schriften. Erster Band. 1856. S. 308.

Was immer auch das eigentliche Ziel von Heinrich's I. politischen Streben gewesen sein mag, so ist doch unbezweifelt die feierliche Vereinigung sämmtlicher deutscher Stämme und die dadurch herbeigeführte Möglichkeit der Krönung Otto's das Ergebniß, sowie der Schlußstein der Thaten Heinrich's. Diese Krönung kann daher weder als eine Handlung jugendlicher Eitelkeit, noch als ein Beweis der Herrschsucht des Gekrönten angesehen werden. Eher würde sich nach der Art der Krönung annehmen lassen, daß die Fürsten die Anerkennung ihrer eigenen Wahl damit hätten aussprechen wollen. Jedenfalls war diese Krönungsfeier das Fest der Gründung des deutschen Reiches. Die Krone, deren Schimmer auf dem Haupte der westfränkischen Könige erblichen war, hatte nun im erneuerten Glanze auf Otto's Haupte den rechten Platz gefunden.

Die ältere Vita der heiligen Mathilde übergehet dessen Wahl und Krönung völlig und schweigt auch von der durch die Erhebung Otto's herbeigeführten Eifersucht seines Bruders Heinrich, welche den Partheikampf herbeiführte, der die Brüder schon bald entzweite und Otto nöthigte, seinen Bruder Heinrich unter Aufsicht des Sachsengrafen Siegfrid zu stellen. Der Verfasser der jüngeren Vita weiß offenbar mehr von dem Hergange und Zerwürfnisse der Brüder. Allein er läßt uns gerade da im Stiche, wo wir den meisten Aufschluß von ihm erwarten. Seine ganze Meldung beschränkt sich auf folgende kurze Worte:

„Nach dem Heimgange des erlauchten Königs Heinrich, kamen die „Herzöge zusammen und beriethen über den Zustand des Reiches. Mehrere „urtheilten, Heinrich müsse die Herrschaft übernehmen, weil er am Königs„hofe geboren worden. Andere aber wünschten für Otto den Ehren„vorzug, weil er älter an Jahren und einsichtsvoller von Rath. Doch „wozu mich verweitläuftigen? Durch die Fügung der Vorsehung Gottes „kam des Reiches Scepter an Otto. In Folge dessen wuchs die Zwie„tracht unter den Brüdern immer mehr, welche unter ihnen von Kindheit „an Statt gefunden hatte. In beständigem Hader, redeten sie kein fried„liches Wort mit einander. Nun hatte der königliche Jüngling Heinrich „vieles Widrige zu erdulden, was die erlauchte Mutter durch heilsame „Lehren zu mildern, unternahm. Sie ermahnte fleißig mit den Worten „der Schrift, die da spricht: Wen Gott lieb hat, den züchtigt er „und hat Wohlgefallen an ihm, wie ein Vater an seinem „Sohne (Sprüche Sal. III., 10).“

Allein Mathilde war doch nicht im Stande, den offenen Ausbruch der brüderlichen Zwietracht zu hintertreiben. Bevor Otto die Bitterkeit derselben schmeckte, hatte er aber noch andere harte Prüfungen zu bestehen.

König Heinrich's Tod hatte den äußern, wie innern Feinden des Reiches, die aus Furcht vor dem starken Könige sich ruhig verhalten, wieder Muth gemacht, ihrer Feindseligkeit von Neuem den Zügel schießen zu lassen. Der grimme Böhmenherzog, Boleslaw, der aus wildem Freiheitsdrang an seinem frommen, dem Reiche unterthänigen Bruder, Wenceslaw, zum Mörder geworden war und sich des Böhmenreichs bemächtigt hatte, lehnte sich wider die Sachsen auf und schlug dieselben mehrmals. Er machte sich unabhängig und bot Otto die Spitze. Erst nach zehn Jahren und mannichfachen Kämpfen brachte dieser den Boleslaw wieder zum Gehorsam. Schneller wurden die aufgestandenen Wenden durch den Grafen Hermann, aus dem Geschlechte der Billunger (dessen Bruder Wichmann Mathilden's Schwester zur Gemahlin hatte), schon im September 936 wieder niedergeworfen. Otto machte ihn dafür zum Markgrafen der Länder an der untern Elbe.

Den Ungarn bekam im folgenden Jahre die Prüfung der Tapferkeit des jungen Königs übel. Derselbe schlug sie und jagte sie schnell aus dem Reiche, wofür sie sich nun über Frankreich ergossen, das ihnen keinen Otto entgegenzustellen hatte. In Frankreich zerrissen Factionen das Land, bis Hugo der Große, der den Königstitel verschmähet, um sicherer den Scheinkönig Ludwig gängeln zu können, in der That die Angelegenheiten des Landes leitete. Da sich Ludwig zu fühlen und zum Selberherrschen zu regen begann, war das gute Einvernehmen zwischen ihm und Hugo zu Ende. Um der verderblichen Fehde ein Ende zu machen und zu Gunsten Ludwig's, des Neffen seiner Gemahlin Editha, zu wirken, gab Otto Hugo dem Großen seine eigene Schwester, Mathilden's jüngere Tochter, Hedwig, zur Gemahlin. Allein die Ausgleichung zwischen Hugo und Ludwig behielt keinen Bestand. Otto konnte dieser Angelegenheit seine Fürsorge nicht mehr widmen, weil zwischen fränkischen und sächsischen Lehensleuten im Lande der Hessen Streitigkeiten ausbrachen. Diese hatten Zerwürfnisse zwischen dem Frankenherzoge Eberhard (Conrad's I. Bruder) und Otto zur Folge, Eberhard ließ sich verleiten, um einen übermüthigen Sachsen *) zu züchtigen, den Landfrieden zu brechen Die Buße,

*) Nam Saxonis imperio regis gloriosi facti, „denn die Sachsen (sagt Widukind II., 6) waren stolz auf die an sie gelangte königliche Herrschaft geworden

worin Eberhard dafür mit seinen Freunden genommen wurde, bestand für ihn in Erlegung von hundert Pfund Silbers, deren Werth in edeln Rossen geliefert werden sollte, für die Freunde aber in dem Schimpfe, öffentlich Hunde bis zur königlichen Stadt Magdeburg zu tragen. Der König nahm die Friedensstörer zwar zu Gnaden an und entließ sie, zum Zeichen seiner Versöhnung, mit reichen Geschenken. Allein Eberhard konnte die von einem Jünglinge, dem und dessen Vater er zur Krone verholfen, empfangene Demüthigung nicht verschmerzen und sann mit seinen Freunden auf Rache. Dreißig Jahre bereits dem Throne nahe, hatte er durch seinen Einfluß viele Anhänger gewonnen und selbst viele Sachsen traten auf seine Seite, namentlich des Königs illegitimer Bruder, Thankmar. Dieser tapfere und bisher seinem Hause ergebene Krieger, konnte den heimlichen Groll darüber, daß ihm durch einen unverdienten Rechtsnachtheil, welcher die Ungiltigkeit der Ehe seiner Mutter herbeigeführt, der Anspruch auf die Krone verloren gegangen war, nicht verschmerzen. Offen brach dieser Groll hervor, als dem Thankmar nach seines Oheim Siegfrid's Tode die von demselben in Sachsen eingenommen gewesene Stellung von Otto versagt, vielmehr dem Markgrafen Gero verliehen ward. Den Weg zum Ruhme, den sich der thatendürstige Thankmar durch seinen jüngeren Bruder verlegt sah, wollte er nun wider dessen Willen sich anderwärts bahnen. Er ließ sich in eine geheime Verbindung mit Eberhard ein.

Noch ehe für Otto die Früchte dieser Verschwörung reiften, hatte er in Bayern einzuschreiten. Dessen Herzog Arnulf war am 14. Juli 937 gestorben. Sein Sohn Eberhard ergriff sofort das Regiment, weigerte sich aber, dem Könige Otto zu huldigen und aus dessen Hand die herzogliche Gewalt zu empfangen. Er fand bei den Seinigen in dieser Auflehnung kraftvolle Unterstützung. Die Behauptung seines königlichen Ansehens führte Otto nach Bayern. Da Eberhard nicht, wie sein Vater einst gegen Heinrich gethan, in gütlicher Weise sich mit Otto auseinander setzen mochte, machte er von seinem mitgebrachten Heere Gebrauch und unterwarf schnell das ganze Bayernland. Eberhard ward des Landes verwiesen und ist dann für die Geschichte verschollen. Otto ertheilte die bayerische Herzogswürde Eberhard's Bruder, Berchthold, aber das Arnulf zugestanden gewesene Recht, die Bisthümer des Landes zu besetzen, erhielt

---

und entrüstet, andern Stämmen dienen zu sollen. Hatten sie aber Bedienungen von einem Manne eines andern Stammes, so verachteten sie denselben und thaten, als ob sie Alles nur ihres Königs Gnade allein zu danken hätten."

Berchthold nicht wieder mit. Dieses beanspruchte vielmehr Otto als König von Deutschland. Berchthold's Bruder Arnulf dagegen ward Pfalzgraf in Bayern und erhielt neben dem höchsten Gerichte an des Königs Stelle, die Aufsicht über alle königlichen Burgen, Güter und Lehen, wie über die Einkünfte des Reiches im ganzen Bayernlande übertragen.

Hier kam zum ersten Male recht deutlich zum Vorschein, wie weit beschränkter Otto die Herzogsgewalt auffaßte, als sein Vater und wie viel mehr abhängig von des Königs Macht. Er machte aus dem Herzogthume geradezu ein Reichsamt und gab in dem bayerischen Vorgange zu erkennen, wie er des Vorhabens sei, den Herzögen nur die ihm gut scheinenden Gerechtsame, resp. Vorrechte zuzugestehen und zu dem Ende damit umgehe, die weiter reichenden Ansprüche der Herzöge zu brechen. In Bayern that er dieses mittelst Theilung der Interessen der herzoglichen Familie. Er verband dieses Herzogthum seinem eigenen Hause noch dadurch näher, daß er Arnulf's Tochter, die schöne Judith, seinem Bruder Heinrich vermählte. Dies sollte die belangreichsten Folgen herbeiführen. Die Energie, womit Otto die Aufgabe seiner königlichen Macht erweiternd auffasste, erfüllte die Großen des Reiches mit Besorgnissen.

Noch war Otto aus Bayern nicht zurückgekehrt, als Eberhard von Franken, in Verachtung des frühern Urtheilsspruches, über Otto's Vasallen in Hessen von Neuem herfiel. In Folge dessen entspann sich in Westphalen ein sich weit verbreitender Kampf, der besonders zwischen Eberhard's und Heinrich's Dienstmannen heftig geführt, zu einer Fehde zwischen beiden Herzogen selber gedieh. Auf die Kunde von diesen Unordnungen schrieb Otto einen Reichstag nach Steele bei Essen aus. Allein Eberhard und seine Freunde blieben aus und kennzeichneten sich durch diesen Ungehorsam erst recht als Empörer. Sie verschmäheten die ihnen von Otto angebotene Verzeihung und setzten die Gräuel ihrer Verwüstungen in Hessen und Westphalen fort. „Es wurden," sagt Widukind, „von den Aufrührern viele Ruchlosigkeiten, Mordthaten, Meineide, Ver„heerungen und Mordbrennereien verübt; Recht und Unrecht, Heiligkeit „und Meineidigkeit waren damals wenig von einander unterschiedene „Dinge."

Am schlimmsten war, daß die sächsischen Mißvergnügten, Thankmar und der mächtige Wichmann und Andere, sich jetzt mit dem Frankenherzoge Eberhard vereinigten. Thankmar überfiel seinen Stiefbruder Heinrich in Belecke, gab den Ort seinen Leuten Preis und führte Heinrichen, wie einen Knecht gebunden, mit allen Schätzen Eberharden zu, das sicherste Unterpfand ihres ruchlosen Bundes. Er eroberte die alte

Feste Eresburg und verwüstete von derselben aus das flache Land. Otto's Lage war schwierig und gefährlich. Da kam ihm zweierlei zu Statten; eine Spaltung in Eberhard's Familie und die Rückkehr Wichmann's, der beim Anblicke des Ausbruches der allgemeinen Empörung von Reue ergriffen, vor Otto einen Fußfall that und zu Gnaden wieder angenommen ward. Nun konnte Otto im Juli 938 gegen Thankmar ziehen. Die Bewohner von Eresburg leisteten keinen Widerstand. Von den Seinigen verlassen, mußte Thankmar in der St. Petrikirche eine Freistatt suchen.

„Allein Otto's Mannen," erzählt Widukind, „verfolgten ihn in die-„selbe, vornemlich aber Heinrich's Leute, welche sich über das ihrem „Herrn widerfahrene Unrecht beklagten und dafür Rache nehmen wollten. „Sie scheuten sich nicht, die Thüren mit den Schwerdtern aufzuhauen „und bewaffnet in den geweiheten Bau einzutreten. Thankmar stand „neben dem Altare, auf welchem er seine Waffen und sein goldenes Wehr-„gehänge niedergelegt hatte. Während man gegenüber mit Pfeilen auf „ihn schoß, brachte ihm ein gewisser Thiatbold, ein Bastard Cobbo's, „unter Schmähungen eine Wunde bei, erhielt es aber auf der Stelle „so von ihm wieder vergolten, daß er unter entsetzlichen Schmerzen „binnen Kurzem daran hat sterben müssen. Einer der Krieger aber, „Mancia mit Namen, schleuderte durch das dem Altare nahe Fenster, „Thankmar'n einen Speer in den Rücken. Von diesem durchbohrt, hauchte „Thankmar am Altare sein Leben aus.... Von allen diesen Vorgängen „wußte der König nichts, da es in seiner Abwesenheit geschah. Als er's „aber hörte, ward er über den Frevel seiner Krieger sehr ergrimmt, „mußte sich jedoch, da der bürgerliche Krieg noch in Flammen stand, hüten, „sie zu verletzen. Es jammerte ihn aber seines Bruders Geschick und er „zeigte die Güte seines Charakters dadurch, daß er lobend Thankmar's „rühmliche Eigenschaften anerkannte, ließ aber den Thiadricus, nebst drei „Söhnen seiner Base, die es mit Thankmar gehalten und nach dem Ge-„setze der Franken verurtheilt worden, mit dem Strange hinrichten." Thankmar hatte kaum das dreißigste Jahr erreicht. Sittliche Ungebundenheit war an seinem Unheile schuld.

„Als Eberhard Kunde erhielt von Thankmar's Ermordung und dem „Abfalle seiner Krieger (welche sich in Laar Otto ergeben hatten), ward „er so muthlos, daß er sich seinem Gefangenen (Heinrich) zu Füßen „warf und auf eine niederträchtige Weise um Verzeihung bat. Er erhielt „dieselbe. Heinrich war damals noch allzu jung, aufbrausenden Geistes und von „Herrschbegierde bestrickt. Er vergab Eberhard das an ihm verübte Ver-„brechen, unter dem Bedinge, daß er sich mit ihm gegen seinen Herrn

„und Bruder verschwören und ihm wo möglich die Krone aufsetzen möge. „Dieses Bündniß kam auch wirklich zu Stande. Mit erkünsteltem Frei- „muthe kehrte Heinrich zum Könige zurück, der ihn mit reinerer Treue „und Liebe aufnahm, als er zu ihm eingetreten war. Auf Beredung „des Erzbischofs Friedrich (von Mainz) eines höchst vortrefflichen und „in jeglicher Frömmigkeit bewährten Mannes, trat Eberhard den König „an und bat demüthig um dessen Verzeihung, indem er sich ihm mit „Allem, was er hatte, auf Gnade und Ungnade ergab. Ein so schweres „Vergehen konnte aber nicht ganz ungestraft bleiben. Deshalb sendete „ihn der König zum Schein in die Verbannung nach Hildesheim. Allein „nicht lange darnach nahm er ihn zu Gnaden wieder an und setzte ihn „in alle vorigen Ehren ein."

Einen so schändlichen Verrath würde Heinrich gegen seinen groß- müthigen Bruder nicht gesponnen haben, wäre er nicht in der Gefangen- schaft dem Einflusse seiner edeln Mutter entrückt gewesen. Diese hätte ohne Zweifel seine frevelhaften Gedanken ausgespürt und würde dem Hinaustritte derselben in die That gewehrt haben. Fern von ihr unterlag er der alten Versuchung und Herrschsucht und der Teufel übte über ihn eine Gewalt, welche ihm in Mathilden's reiner Nähe zu mangeln schien.

Für Otto schloß dieses an Sorgen so reich gewesene Jahr 938 an- scheinend unerwartet glücklich. Ohne sein eigenes Zuthun war ein Einfall der Ungarn, der sich bis in die Bodegegenden, in's Halberstädtische und bis zum Drömling erstreckte, von seinen Unterthanen, Dank der vom König Heinrich getroffen gewesenen Veranstaltungen, mit solchem Erfolge zurückgeschlagen, daß die Ungarn seitdem nie wieder im nördlichen Deutsch- land erschienen.

Dreizehntes Capitel.

Heinrich's Frevel und Buße.

Für seine verrätherischen Pläne fand Heinrich nächst Eberhard auch noch einen Gehilfen an seinem Schwager Giselbert, dem Herzoge von Lotharingen, welcher nicht vergessen konnte, daß sein Land früher ein Königreich gewesen war und dem deshalb die bloße Herzogswürde nicht genügte. Durch Unterstützung Heinrich's wider Otto hoffte er die gewünschte

Unabhängigkeit zu erlangen. So zuversichtlich war bei ihm diese Hoffnung, daß er zu seiner Gemahlin Gerburg sprach: „Heute scherzest Du noch auf dem Schooße des Herzogs. Bald wirst Du in den Armen des Königs ruhen“

„Um diese Zeit,“ meldet Widukind, „veranstaltete Heinrich, dessen „heißester Wunsch immer noch die Königskrone war, ein zahlreich besuchtes „Gastgebot an einem Orte, der Saalfeld heißt. Groß und mächtig „wie ein König, machte er sehr Vielen (seiner Gäste), wie in königlicher „Gewalt und Ansehen, reichliche Geschenke und gewann dieselben dadurch „seiner Partei. Viele unter denselben meinten jedoch, um nicht als An„stifter eines Bruderkrieges zu erscheinen, die ganze Sache müsse noch „ein Geheimniß bleiben. Um dem Kriege bald ein Ende zu machen, „gaben sie ihm den (zweifelhaften) Rath, er möge Sachsen unter kriegrischem „Schutze verlassen und nach Lotharingen gehen. Diese Nation ist zum „Kriege nicht tüchtig und so geschahe es, daß der König dieselbe im „ersten Anfalle überwand und durch eine Schlacht entkräftete. Nachdem „Heinrich auf den Rath seiner Parteigenossen, wie gedacht, Sachsen ver„lassen und in seine Städte in Sachsen und Thüringen Besatzungen ge„legt, ging er selber mit seinen Freunden nach Lotharingen. Die Nach„richt hiervon verursachte eine allgemeine Bestürzung, weil man gar keinen „Grund eines so plötzlichen Abfalles vom Könige und zu einem so schleu„nigen Kriege wußte. Als dem Könige dieses Gerücht zu Ohren ge„kommen, glaubte er dasselbe erst nicht. Nachdem er aber zuletzt von „der Gewißheit des Kriegsunternehmens überzeugt war, zauderte er nicht, „sondern verfolgte unverzüglich seinen Bruder mit einem Heere. Als er „sich der von seinem Bruder besetzten Stadt Dortmund näherte, erinnerte „sich die Besatzung derselben des Schicksales Thankmar's, wagte nicht, „den König abzuwarten, verließ die Stadt und überlieferte sich, freiwillig „dem Könige. Agina (Hagen) war für diese Stadt von Heinrich zum „Befehlshaber bestellt. Dieser ward vom Könige durch einen schweren „Eid verpflichtet, Alles, was in seinem Vermögen stehe, zu thun, um sei„nen Herrn zum Frieden und zur Eintracht zurückzuführen, wo nicht, „aber unausbleiblich zum Könige zurückzukehren. Also entlassen, ging er „zu seinem Gebieter. Das vom Könige geführte Heer rückte bis an die „Ufer des Rheinstromes vor.“

„In der Zeit der Kriegsunruhen mit Eberhard hatte der König sei„nen Kämmerer, Hadald, an Giselbert, der damals noch nicht öffentlich „für eine von beiden Parteien sich entschieden, wegen Friedens und „Eintracht gesendet. Derselbe ward nicht nach Würden empfangen und

„und die Antwort von Tage zu Tage verzögert. Als er die Winkelzüge „des Herzogs wahrnahm, sich auch mit den listigen Ausflüchten nicht „länger begnügen wollte, sprach er zu ihm: „„Im Namen des Königs „„gebiete ich Dir, Dich an dem (dazu) bestimmten Tage vor des Königs „„Gerichtshofe, in Gegenwart des Volkes zu gestellen, oder mit Gewiß- „„heit gewärtig zu sein, daß Du für einen Feind erklärt werden wirst.““ „Auf eine ähnliche Weise achtungslos und mit unbestimmter Antwort hatte „er auch den vom Könige an ihn abgesandten Bischof Bernhard (von „Halberstadt) entlassen. Auch will man wissen, er habe öfter die Siegel der „königlichen Schreiben gefälscht. Nach jenen Worten aber begann er, den „Gesandten etwas besser zu behandeln und ließ ihm unter Ehrenbezeugungen „das Geleite zurückgeben.“

„Heinrich und Giselbert rüsteten sich nun zum Kriege und beschlossen, „dem Könige bis an den Rhein entgegenzugehen. Auch Agina (Hagen), „seines Eides eingedenk, ging dem Herrn voraus, setzte über den Rhein und „stellte sich dem Könige vor. Nach einer Begrüßung in den demüthigsten „Worten sprach er: „„Dein Bruder, mein Gebieter, läßt Dir wünschen, „„Du mögest gesund und wohlbehalten Dein großes, weitläufiges Reich „„lange regieren; auch läßt er Dir melden, er werde so schnell als mög- „„lich, Dir aufzuwarten, herbeieilen.““ Als der König aber bei der „Frage, ob jener kriegerische oder friedliche Absichten hege, aufblickte, „gewahrte er eine ungemein große Menge mit aufgerichteten Feldzeichen „vorrücken und ihren Marsch wider denjenigen Theil seines eigenen Heeres „richten, der schon den Rhein überschritten hatte. Gegen Hagen gewendet, „fragte er: „„Was will diese Schaar, wessen ist sie?““ Jener antwortete „ganz gelassen: „„Mein Herr, Dein Bruder ist es; hätte er sich herbei- „„gelassen, meinem Zureden zu folgen, so würde er anders gekommen „„sein. Ich bin nur gekommen, um meinen Eid zu erfüllen.““ Nach- „dem der König dieses vernommen, verhehlte er seinen Seelenschmerz in „seinen leiblichen Bewegungen auch darüber nicht, daß keine Schiffe zur „Hand waren, um über den Rhein setzen zu können. Denn auf eine „andere Art war über den gewaltigen Fluß nicht zu gelangen. Die Zeit „erlaubte den bereits auf das jenseitige Ufer hinüber Gesetzten bei einem „plötzlichen Angriffe keinen andern Gedanken, als, entweder vor dem „Feinde zu fallen, oder mit den Waffen ihr Leben zu vertheidigen. Nun „hob der König flehend die Hände empor und sprach: „„Gott, Schöpfer „„und Regierer aller Dinge, blicke herab auf Dein Volk, über das ich „„nach Deinem Willen gesetzt bin, damit es, den Feinden entrissen, alle „„Völker lehre, wie kein Sterblicher sich Deinen Fügungen zu widersetzen

„„vermag, der Du Alles kannst und lebest und regierest von Ewigkeit zu „„Ewigkeit.““ Die auf dem jenseitigen Ufer Befindlichen sandten jetzt „ihr Gepäck und was sie sonst aufhielt, nach einem Orte, der Xanten „heißt. Sie selbst aber machten sich fertig, den Feind zu empfangen. „Da sich zwischen den Unsrigen und dem Feinde ein Fischteich befand, „theilten die Sachsen ihre Leute. Ein Theil ging von vorn dem Feinde „entgegen, der andere Theil fiel ihm in den Rücken. So drangen sie „auf den in der Mitte befindlichen Feind ein. Die Wenigen setzten den „sehr Vielen auf eine heftige Weise zu. Der eigentlich Bewaffneten auf „unserer Seite sollen über Hundert nicht gewesen sein; die Gegner aber „hatten ein großes Heer. Weil sie aber gleicher Weise von vorn, wie „im Rücken angegriffen wurden, konnten sie in der Geschwindigkeit nicht „bemerken, auf welcher Seite sie sich hauptsächlich zu vertheidigen hatten. „Unter den Unsrigen befanden sich auch einige, welche theilweis der fran- „zösischen Sprache kundig waren. Diese riefen in laut erhobenem Ge- „schrei den Gegnern Mahnungen zur Flucht zu. Jene meinten, der Ruf „rühre von ihren Verbündeten her und begaben sich auf die Flucht. An „diesem Tage wurden Viele der Unsrigen verwundet, einige auch getödtet. „Darunter befand sich Albertus, mit dem Beinamen: der Weiße. Er „ward durch einen Pfeil Herzog Heinrich's verwundet und starb nach „Verlaufe weniger Tage. Die Feinde dagegen wurden sämmtlich er- „schlagen, gefangen oder wenigstens in die Flucht gejagt. Das ganze „Gepäck und alles Geräthe der Feinde ward unter die Sieger getheilt. „Von Seiten der Lotharinger ward als ein vortrefflicher Kämpfer Gott- „fried, der S ch w a r z e beigenannt, gepriesen. Aber auch Mancia, dessen „wir oben gedachten, fiel an diesem Tage.“

Heinrich selbst ward schwer verwundet. Eine Zeit lang hielt man ihn für geblieben. Ein dreifaches Panzerhemd hatte die auf seinen Oberarm gefallene Wucht des Streiches gemindert. Er behielt jedoch zeitlebens einen schmerzhaften Schaden, dem man auch die Mitursache seines frühen Todes zuschreibt. Der modernen Geschichtschreibung, welche an einem starken Unglauben, auch an einer bedeutenden Wunderschen kränkelt, will es nicht einleuchten, daß Otto's, in gerechter Sache verrichtetem Gebete, ein solcher wunderbarer Sieg zuzuschreiben sei. Sie kann aber doch und das bleibt, die Hauptsache nicht läugnen, daß bei Birthen, wo jene Schlacht vorfiel, die kleine Schaar, welche für die gerechte Sache focht, einen glänzenden Sieg über eine gewaltige Uebermacht von Feinden davon trug.

„Dadi, ein Thüringer,“ so fährt Widukind fort, „ließ den Befehls- „habern der in Heinrich's östlichen Landestheilen belegenen Städte, die

„Kunde von des Königs Siege mit dem Zusatze zugehen, der Herzog „selber sei im Kampfe gefallen. Durch seine List brachte er es dahin, „daß Alle sich dem Könige ergaben. Heinrich ließ diese That nicht „ungerochen. Von allen seinen Städten waren ihm nur Merseburg „und Schiedungen übrig geblieben. Der König beschloß, nach seinen „Siegen, seinen Bruder und Schwager zu verfolgen. Als Heinrich aber „den Abfall seiner Städte vernahm und sich durch des Königs neuen „Sieg gebrochen sah, begab er sich mit nur neun Gewappneten auf die „Reise, ging später nach Sachsen und warf sich in Merseburg hinein. „Nachdem der König dieses erfahren, kehrte auch er selber nach Sachsen „zurück und schloß mit seinem Heere die Stadt ein, worin sein Bruder „sich befand. Da Heinrich dem Stärkern und Mächtigern nicht zu wider„stehen vermochte, übergab er nach ungefähr zwei Monaten die Stadt „und kam zum Könige heraus. Es wurden ihm dreißig Tage zugestanden, „binnen denen er mit den ihm anhängenden Kriegern Sachsen verlassen „sollte *). Jeder, der zum Könige überzugehen Belieben tragen würde, „solle Verzeihung finden. Nun ruhete Sachsen auf wenige Tage von „seinen innern Kämpfen.... Herzog Heinrich verließ Sachsen und begab „sich zu seinem Schwager Giselbert nach Lotharingen, wo er mit seinen „Rittern sich eine Zeit lang aufhielt. Vom Könige ward jetzt wiederum „ein Heer gegen Giselbert geführt. Er verheerte das ganze Lotharinger „Land, so weit es jenem unterworfen war, mit Feuer und Giselbert selbst „ward in der Stadt Chevremont belagert, entkam aber und suchte das „Weite. Da die Belagerung der Schwierigkeit des Terrains wegen, „wenig vorschritt, verwüstete der König überall das Land und kehrte nach „Sachsen zurück.“

Hier machten die Einfälle und drohende Stellung der Wenden und Dänen seine Anwesenheit nothwendig. Er mußte deshalb die Lotharingischen Angelegenheiten seinen Freunden überlassen. Mit seinem Schwager Hugo schloß er ein Bündniß, das gegen dessen König Ludwig gerichtet war, der Giselberten gegen Otto Hilfe geleistet hatte. Während Hugo den König Ludwig beschäftigte, sollte der von seinem lotharingischen Herrn abgefallene und auf Otto's Seite getretene Graf Immo, einer der verschlagensten Anführer, seinen alten Herrn Giselbert im Zaume halten. Er war demselben bei aller List doch nicht gewachsen. Giselbert erholte sich wieder. Ludwig zog ihm zu Hilfe, fiel in den Elsaß ein und vertrieb Otto's dortige Anhänger.

---

*) Dieser Waffenstillstand scheint im Juni 939 abgeschlossen zu sein.

Des geleisteten Eides uneingedenk, erhob sich Eberhard von Neuem und besetzte verschiedene Festungen am Rhein. Er vereinigte sich mit Giselbert, zu dem auch Heinrich sich mit seinen Mannen gesellt hatte. Otto eilte an den Rhein und belagerte die vom Rheine umflossene Feste Breisach, die den größten Theil des Elsasses beherrschte und welche Eberhard's Leute besetzt hielten. Otto suchte durch Erzbischof Friedrich von Mainz Eberhard wieder zu gewinnen. Dieser schloß mit Eberhard einen Vertrag ab, den Otto, als ihm zu nachtheilig, nicht anerkannte, obwohl Friedrich denselben bereits für ihn beschworen hatte. Dies nahm der Kirchenfürst gar übel und sann auf Abfall, während Otto sich seiner Treue noch versichert hielt und ihn im Lager vor Breisach bei sich hatte. Mehrere Bischöfe verleitete Friedrich, Otto's Sache mit ihm aufzugeben. Auf die Nachricht, Eberhard und Giselbert seien über den Rhein gegangen, um den König Otto anzugreifen, machte der Erzbischof mit den übrigen Abfälligen aus des Königs Lager sich auf und davon. Ein mächtiger Graf drohete ebenfalls mit Desertion, wenn ihm nicht die reiche Abtei Lauresheim überantwortet würde. Otto entgegnete: „Es stehe geschrieben, man solle das Heiligthum nicht den Hunden geben; wenn er ein Verräther sei, möge er ihn, wie die Uebrigen, je eher je lieber verlassen.“ Der Graf schämte sich und warf sich dem heldenmüthigen, jungen Könige reuig zu Füßen. Zu diesem Abfalle in Massen kam noch der Kleinmuth der treu Gebliebenen, welche zum schleunigen Rückzuge nach Sachsen, so lange die Wege noch offen seien, riethen. „Nie war,“ sagt Widukind, „die Hoffnung der Sachsen auf die Herrschaft schlimmer gefährdet.“

Nie schien der Untergang Otto's gewisser. „Aber in diesem Sturm,“ fährt Widukind fort, „zeigte der König, obwohl ihn nur noch wenige „Krieger umgaben, eine Standhaftigkeit und Hoheit, als wenn er auch „nicht mit der geringsten Schwierigkeit zu kämpfen hätte.“ Nirgends hat er sich so als wahrer König gezeigt, als hier. Dieser Moment allein reicht aus, den Namen: des Großen, zu rechtfertigen. Hier zeigte er, daß Majestät und hoher Sinn ihm natürliche, oder was wahrscheinlicher, durch die Salbung eingegossene Eigenschaften waren, welche widriges Geschick nicht zu vernichten, ja nicht einmal zu verschatten vermochte. In der Heiligkeit seiner Würde und auf gutem Rechte fußend, war Otto überzeugt, Gottes Allmacht werde binnem Kurzem die Pläne seiner Feinde, die ja auch die Feinde Gottes waren, vernichten.

Schnell ward dieses Vertrauen in die Gerechtigkeit Gottes belohnt. Giselbert und Eberhard waren bei Andernach über den Rhein gegangen. Otto hatte ihnen den Herzog Hermann von Schwaben entgegengesendet.

Zu ihm hielten sich die Grafen Konrad, Kurzpold und Udo, Eberhard's Vettern, deren Gaue Giselbert und Eberhard verwüsteten. Von einem Priester, dessen Zugvieh die Herzöge geraubt, erfuhren die Grafen Konrad und Udo, die Herzöge hätten ihr Heer mit der Beute über den Rhein zurückgesandt, nähmen aber selbst mit auserwählten Vasallen diesseits in der Nähe ein Mahl ein. Udo und Conrad eilten dem bezeichneten Orte zu und trafen unterhalb Andernach auf ihre Gegner, die sich beim Brettspiel vergnügten. Nach hartnäckigem Kampfe fiel Eberhard, mit Wunden bedeckt. Giselbert warf sich mit dem Reste der Seinen in einen Nachen. Derselbe sank unter seiner Last, da er zu klein war, die Fliehenden alle zu bergen. Diese ertranken. So endeten die Herzoge Eberhard von Franken und Giselbert von Lotharingen ihren Verrath und ihr Leben. Giselbert erhielt nicht einmal die Ehre eines christlichen Begräbnisses, da er, wie Widukind meldet, „nie wieder zum Vorschein gekommen ist."

Otto stand nahe bei Breisach und war eben im Begriffe, nach einer entfernten Kirche zu reiten, um dort, was er nie versäumte, sein Morgengebet zu verrichten, als er die Kunde vom Untergange seiner Feinde vernahm. Er saß sogleich vom Pferde ab, gebot dem die Kunde meldenden Boten, zu schweigen, warf sich auf die Kniee und wie er bei Birthen um den Sieg gebetet. so dankte er jetzt im Gebete dem Allmächtigen für seine Rettung. Denn übel dürfte es ihm ohne diese unerwartete Wendung der Dinge ergangen sein. Dann setzte er gelassen seinen Weg zur Kirche fort. Nun hatte der Widerstand der Gegner ein Ende. Den treulosen Bischöfen verzieh Otto nach einer kurzen Verbannung und gestattete ihnen die Rückkehr auf ihre Sitze.

So war denn Heinrich mit seinen Ansprüchen auf die Krone allein geblieben. Er wollte sich nach Chevremont retten. Allein seine eigene Schwester, Gerberge, Giselberts Wittwe, wies ihn aus Furcht vor Otto's Zorne ab. Nur Ludwig von Frankreich nahm sich seiner an und fiel zu seinen Gunsten in Lotharingen ein, mußte aber schnell vor dem mit seinem Heere herbeieilenden Otto sich zurückziehen. Giselberts Wittwe, Gerberge, folgte dem Frankenkönige freiwillig. Er nahm sie noch im nämlichen Jahr 939 zur Gemahlin. Um ihn im Zaume zu erhalten, erneuerte Otto das Bündniß mit seinem andern Schwager Hugo (dem Großen).

Heinrich's Unterwerfung ward noch im Jahr 939 durch mehrere Bischöfe vermittelt. Otto begnügte sich damit, ihn in leichter Haft unter Augen zu behalten. Später jammerte ihn des Bruders Geschick. Er überließ ihm die Einkünfte aus einigen Städten und erlaubte ihm, sich in Lotharingen aufzuhalten.

So schloß das Jahr 939, eines der thatenreichsten und bedeutungsvollsten in der Geschichte des sächsischen Herrscherhauses. Ein strenger Winter und eine schwere Hungersnoth folgten demselben. „Und doch war es,“ sagt Giesebrecht sehr mit Recht, „so reich an Segen für unser „deutsches Vaterland, wie wenige andere. Denn in den Stürmen des„selben erprobte sich nicht nur die Kraft des jungen Königs, auch in Un„wettern sich und sein Volk zu schützen, sondern es zeigte sich zugleich, „daß der Baum deutscher Einheit, den König Heinrich's Hand gepflanzt, „schon feste Wurzeln geschlagen hatte. Denn wahrlich nicht darum griffen „die Herzöge Eberhard und Giselbert und der König Ludwig von Frank„reich so oft zu den Waffen, um dem einen Bruder die Krone zu nehmen „und sie dem andern auf das Haupt zu setzen, d. h. nur den Namen „des Königs zu wechseln. Was sie auch dem unerfahrenen Heinrich zu„flüstern mochten, Eberhard würde niemals, ohne seine und Frankens „Selbstständigkeit zu wahren, wieder einen sächsischen König anerkannt „haben. Giselbert strebte selbst nach einer Königskrone und nimmer hätte, „ohne einen Siegespreis von deutschem Boden, Ludwig seine Waffen, „wenn er sie glücklich geführt hätte, niedergelegt. Es war in der That „ein Kampf nicht allein zwischen dem König und den großen Vasallen „des Reiches, es war ein Kampf zugleich um die Einheit der deutschen „Länder und Otto verfocht nicht bloß seine Stellung, er verfocht nicht „minder die Ehre und Zukunft des deutschen Volkes. Jetzt erst mußte „die Einheit des Reiches fest und haltbar erscheinen, da sie in diesem „Feuer nicht allein geprüft, sondern so gestählt war, daß sie allen „fernern Angriffen zu trotzen vermochte. Konnte das deutsche Reich unter „Heinrich I. als ein Staatenbund unter einem Oberhaupte mit sehr be„schränkten Rechten erscheinen, so mußte nach den Ereignissen der letzten „Zeit es Jedermann klar werden, daß Otto eine Gewalt in Anspruch „nahm, wie sie keinem Könige Europa's damals in seinem Reiche zustand „und daß diese Gewalt wesentlich zur Verschmelzung der deutschen Stämme „diente. Ueberdies war das alte Uebergewicht des fränkischen Volks„stammes über die andern deutschen Stämme erst in diesem letzten Kampfe „völlig gebrochen; fortan standen die Franken nicht mehr über, sondern „neben den Sachsen, Schwaben und Bayern. Das Herzogthum endlich „hatte an seiner ursprünglichen nationalen Bedeutung verloren. Nicht „neben dem Königthum, sondern nur unter demselben konnte es sich „noch erhalten. Von den vier Herzogen, die zu Aachen Otto gehuldigt „hatten, waren zwei als Empörer überwunden und der dritte zwar im „Frieden abgeschieden, seine Macht aber vernichtet worden.“

Bayern und Schwaben hatten in dem Kampfe wider Eberhard und Giselbert treu zu Otto gehalten. Deshalb sorgte Otto auch, daß Eberhard's reiches Erbe zunächst ihnen zu Gute kam. Bayern erhielt die fränkischen Gauen bis zum Main und Spessart. Otto bot dem Bayernherzoge Berchthold auch seine verwittwete Schwester Gerberge, oder deren heranwachsende Tochter, Willetrud, zur Ehe an. Berchthold wählte die Tochter und verehlichte sich später mit derselben. Hermann v. Schwaben und die Grafen Udo und Conrad erhielten als Seitenverwandte, da er ohne directe Nachkommen gestorben war, Eberhard's große Allodien. Dadurch gewann Otto an ihnen Hauptstützen seiner Gewalt. Eberhard's Lehngüter wurden theils eingezogen, theils der Kirche zugetheilt, theils neu verliehen. Einen eigenen Herzog verlor Franken. Otto selbst galt fortan als der Franken geborener Herzog. Um Lotharingen dem Reiche unterwürfig zu haben, mußte erst der Friede mit Ludwig von Frankreich erzwungen werden, der inzwischen Otto's Schwester geehlicht und später dessen aus Lotharingen wieder entwichenen Bruder, Heinrich, bei sich aufgenommen hatte. Im Jahre 940 drang Otto mit einem Heere in Frankreich ein und bis zur Seine vor, wo Herzog Hugo, sein Schwager, ihm die Huldigung leistete. Der Feldzug ward durch einen Waffenstillstand unterbrochen, der erst gegen Ende des Jahres 942 in einen Frieden umgewandelt ward. Dabei gelang es Otto, seine feindlichen Schwäger, Hugo dem Großen (Hedwig's Gemahl), und Ludwig (Gerberge's Gemahl) zu versöhnen. Auch Heinrich unterwarf sich nun wieder dem Bruder. Otto suchte ihn durch Verleihung der herzoglichen Gewalt in Lotharingen wieder an sich zu fesseln. Allein Heinrich fühlte sich in diesem fremden Lande nicht wohl. Er überwarf sich mit vielen Personen und ging endlich von dannen. Otto bekleidete nun einen andern mit der herzoglichen Gewalt.

Das empfand Heinrich gar übel. Sein Haß gegen den älteren Bruder loderte von Neuem empor. Wiederum wurden verbrecherische Pläne sein Sinnen und Trachten, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Selber unzufrieden, suchte er mit anderen Unzufriedenen in Verbindung zu treten. Diese fand er im Osten des Sachsenlandes, wo die Dienstleute und Vasallen unausgesetzt zum Krieg wider die unermüdlich aufständischen Wenden durch Markgraf Gero aufgeboten wurden, welcher häufig nicht die Mittel besaß, so zu lohnen, wie die Lohnsüchtigen begehrten. Sie wandten sich beschwerend an den König. Dieser nahm sich aber des bewährten Gero an und wies die ihm maaßlos scheinenden Ansprüche zurück. Das stimmte die Unzufriedenen zum Hasse wider Otto.

So waren sie Heinrich willkommene Gesinnungsgenossen. Er schürte durch Geschenke und Verheißungen noch die Unzufriedenheit der Begehrlichen. Es gesellten sich viele angesehene und streitbare Männer, unter Anderen der Großvater des Bischofs Thietmar von Merseburg, zu ihm, er sahe sich bald als das Haupt einer durch ganz Sachsen verzweigten Verschwörung. Auch der erst 940 seiner Haft zu Hamburg entlassene Erzbischof, Friedrich von Mainz, gesellte sich zu ihnen.

„Endlich," sagt Widukind, „gedieh der schändliche Anschlag so weit, „daß man sich auf's Kräftigste zu dem Vorhaben verschwor, an dem ganz „nahen Osterfeste (941), zu welchem Heinrich selbst nach Hofe kommen „wollte, den König zu ermorden und Heinrichen die Krone aufzusetzen. „Ungeachtet Niemand diese Anschläge öffentlich verrieth, wurden doch dem „Könige, durch die ihn stets beschützende höchste Gottheit, die ihm bereiteten „Nachstellungen kurz vor Ostern bekannt*). Nun umgab er sich Tag „und Nacht mit einer Schaar seiner Getreuen, was, ohne daß er in den „Augen des Volkes bei dieser Feier**) an seiner Würde und Majestät „etwas verminderte, den Feinden eine gar große Furcht einflößte. Nach „dem Festtage aber ließ er, vorzüglich auf Anrathen der Franken, „die er gerade zu dieser Zeit um sich hatte, namentlich Hermann's, Udo's „und Conrad's, welcher der Rothe zubenannt ist, die ihm insgeheim Ver„rathenen theils gefangen nehmen, theils hinrichten. Der Angesehenste „unter ihnen, ein übrigens, diesen einzigen Fehltritt ausgenommen, ganz „tugendhaft handelnder, gar tapferer und ausgezeichneter Mann, war „Erich. Als er bemerkte, daß Bewaffnete auf ihn zueilten, bestieg er, „im Bewußtsein seiner Schuld, sein Roß, ergriff seine Waffen und zog, „von feindlichen Schaaren umgeben, seiner ehemaligen Tapferkeit und „seines Adels eingedenk, den Tod der Unterwerfung unter die Macht der „Feinde vor. Von einer Lanze durchbohrt, starb der Mann, welcher „durch seine Vortrefflichkeit und Thätigkeit sich Ruhm und Liebe bei seinen „Mitbürgern erworben hatte. Die übrigen der Nachstellung Schuldigen „wurden bis zur nächsten Woche verschoben, wo sie, den Gesetzen gemäß,

*) „Allein das österliche Lamm, das sich, um uns zu erlösen, sterbend dem „Vater zum auserwählten Opfer hingab, duldete nicht das Begehen einer solchen „Missethat, sondern ließ bald ihren Plan bekannt werden," sagt Roswitha in ihrem gesta Oddonis v. 327 folg.

**) Dieselbe erfolgte am 18. April 941 zu Quedlinburg.

„zur verdienten Strafe ihrer Verbrechen enthauptet wurden *). Heinrich „floh aus dem Reiche.“

Längere Zeit wußte Niemand, wohin er sich gewandt hatte. Otto verweilte hiernach noch geraume Zeit in den östlichen Marken, namentlich zu Magdeburg, wo im April, Juni und August 941, Urkunden von ihm ausgestellt sind. Bei diesem Aufenthalte erwies er dem treuen Gero neue Gnaden, indem er dessen Sohne Siegfrid, welcher sein Pathe war, ansehnliche Lehen verlieh. Inzwischen kam, von Reue ergriffen, Heinrich aus seinem Verstecke hervor und stellte sich persönlich dem tief gekränkten Bruder, dessen Gemüth bereits durch die Fürbitten der heiligen Mutter und die Verwendung der Bischöfe erweicht war. Er verzieh dem Reuigen abermals. „Meine Gnade,“ sprach er, „hast Du nicht verdient, da Du Dich aber demüthigst, will ich Dir kein Leid zufügen.“ Er hielt es aber dieses Mal doch für nöthig, seinen Bruder in der königlichen Pfalz Ingelheim, dem Rheingau gegenüber, streng bewachen zu lassen. Er selbst begab sich an den Rhein, wo er mit Ludwig von Frankreich eine Zusammenkunft hatte und sich dann nach Frankfurt begab, wo er das Weihnachtsfest 941 begehen wollte. Was sich weiter begab, mag uns Roswitha (Gesta Oddonis v. 336 folg.) mit eigenen Worten melden:

„Hierauf ward Heinrich, des Königs edler Bruder, heimlich im „Herzen von Christi Gnade berührt und übersann und wiederholte unter

---

*) Auf dem Quedlinburger Rathhause werden noch ein (angeblich gebackener) Menschenkopf und zwei rechte Hände ohne Daumen gezeigt, die man für Glieder dieser Verschworenen hält. Diese Verschworenen nennt Thietmar von Merseburg bei Gelegenheit der Erzählung der Verhandlungen Otto's mit Hilliward, wegen Abtretung einiger Theile vom Halberstädter Sprengel für die neuen Diöcesen Magdeburg und Merseburg. Hoch erfreut, daß Hilliward, der nur erst designirt war für das Bisthum Halberstadt, in die Abtretung willigen wollte, „ergriff „ihn der Kaiser bei der Hand und indem er ihm mit dem Hirtenstabe die Bischofs„würde übertrug, sagte er: Empfange hiermit das Wehrgeld (Sühngeld „für Erschlagene) Deines Vaters! Denn diesen, Namens Erich, hatte Otto „nebst dem Bacco, Hermann, Reinward, Wirin, Eserich und den Uebrigen, die „ihn zu Quedlinburg am Osterfeste zu ermorden versucht hatten, enthaupten lassen. „Auch meinen Großvater Liuthar, der an demselben Plane Theil genommen „hatte, war der Kaiser damals sehr geneigt, hinrichten zu lassen. Allein auf „den Rath vertrauter Fürsten schickte er ihn nach Bayern, zum Grafen Berch„thold, sein ganzes Vermögen aber ließ er einziehen und weit und breit ver„theilen. Das dauerte ein ganzes Jahr. Nach Verlauf desselben erlangte Liuthar „die Gnade des Königs und alles Seinige wieder und bekam dazu noch eine „große Geldsumme und ein Gut zwischen Santersleben und Gutenswegen“

„höchstem Schmerze bei sich Alles, was er jemals wider die Gerechtigkeit „gefrevelt. Mit überreichen Thränen beweinte er gar häufig, daß er der „böse schmeichelnden Ueberredung solcher nachgegeben, die ihn mit er„heuchelter Rede verführt hatten. Allein wie sehr der Schmerz darüber „auch sein Herz drückte, wagte er doch lange Zeit hindurch nicht, sich „dem Antlitze des Königs vorzustellen. Er wünschte in seiner Abwesen„heit durch seines schmerzbewegten Herzens blühenden Eifer, der ihm so „süßen Gnade der Verzeihung theilhaftig zu werden. Endlich ward er „von wahrhaft mächtiger Liebe besiegt und warf jene sträfliche Furcht „zum Herzen hinaus. Heimlich machte er sich bei nächtlicher Finsterniß „auf und begab sich *) in die königliche Stadt (Frankfurt), wo er ankam, „als der fromme König im fügsamen Gehorsam des ewigen Königs Ge„burtsfest eben feierlich zu begehen anfing. Heinrich hatte seinen köst„lichen Schmuck abgelegt und sich nur in ein dünnes, einfaches Gewand „gehüllt. Mit entblößten Füßen trat er unter den heiligen Liedern der „ehrwürdigen Nacht über die geweihete Schwelle in die Kirche ein. Er „scheuete sich vor des wüthenden Winters grimmiger Kälte nicht, sondern „warf sich mit vorwärts gewandtem Antlitze vor dem heiligen Altare „nieder und brachte seinen edeln Leib mit dem vor Froste starrenden „Boden in enge Berührung. So wünschte, mit der vollen Anstrengung „seines trauernden Herzens, der Herzog, ihm möge der Verzeihung Gnade „zu Theil werden. Als er Solches erfahren, ward der König von liebe„voller Güte überwunden. Er gedachte des bevorstehenden, Allen ver„ehrungswürdigen Festes, an welchem die Himmelsbewohner, erfreuet „über den von einer zarten Jungfrau, zur liebevollen Rettung der fast „mit Recht dem Untergange verfallenen Welt, geborenen König, der Welt „den Frieden zusangen. Um der Ehre eines so großen, Frieden bringen„den Tages willen, ergriff ihn Leid und er erbarmte sich des, seine Ver„gehungen bekennenden Bruders. Er sicherte ihm liebevoll seine Gnade „wieder zu und gewährete ihm völlige Verzeihung.“

Daß an dieser Sinnesänderung Heinrich's heilige Mutter mitgewirkt, läßt sich nicht bezweifeln. Eine andere Monica, hatte sie sich unausgesetzt über den Abfall ihres geliebten Kindes gegrämt. Sie hatte nicht abgelassen, bei Gott für ihn zu flehen, bei Tage und bei Nacht. Konnte sie seiner habhaft werden, so hätte sie ihn mit heißen Thränen beschworen, aus seinem Verderben zurückzukehren. Allein schlimme Rathgeber und böse Freunde hatten den guten, von ihr hineingelegten Samen alsbald

*) In Begleitung des Diaconus Rudbert.

wieder beseitigt aus dem Herzen des schwankenden, kaum zwanzigjährigen Jünglings. Unverdrossen setzte sie aber ihr Gebet fort, indem sie wie Mònica überzeugt war, Gott werde ihm schon in die Gottlosigkeit seiner Gedanken und Thaten die Einsicht geben. Wie Augustin, so hinterging auch Heinrich seine Mutter durch ruchlose Lügen und entzog sich durch erkünstelte Entschuldigungen ihren Vorwürfen und ihrem, ihn noch unangenehmerm, rührendem Flehen um Rückkehr auf die rechte Bahn.

Allein Gottes Barmherzigkeit vermochte den stürmenden Gebeten seiner frommen Dienerin nicht zu widerstehen. Er ließ zu Ingelheim in Heinrich's verdüsterte Seele den leuchtenden Strahl seiner beseligenden Gnade fallen und die frühern, nur oberflächlich gewesenen Reueanwandlungen zu einer wahren und steten Reue sich befestigen. In dieser fand Heinrich den Muth und die Kraft zu wahrer Selbstverdemüthigung. Daß es sich so verhalten, läßt auch die jüngere Vita Mathilden's nicht unschwer erkennen, welche dem Enkel Heinrich's gegenüber, dem sie gewidmet ist, sich natürlich über den Großvater nur sehr vorsichtig auslassen durfte. Sie sagt, unmittelbar nach der oben beigebrachten Stelle, über die Zwietracht der Brüder:

„Vieles über Mathilden's Aengsten (in dieser Beziehung) muß über„gangen werden, weil, wenn es im Einzelnen vorgetragen würde, es dem „Erzähler, wie Leser zu weitläufig sein würde. Endlich führte der „Mittler Christus, welcher den Zwiespalt der Brüder untereinander nicht „länger dulden wollte, dieselben, um des Verdienstes ihrer heiligen Mutter „willen, zur Eintracht."

Weihnachten 941 war das Fest der aufrichtigen Versöhnung der zwistenden Brüder. Ihre Eintracht war sprichwörtlich. Heinrich erschien ein gänzlich Anderer. Nimmer wieder kam ihm der Gedanke seines eingebildeten Vorzugs vor dem königlichen Bruder. Er diente demselben fortan in eifriger Treue. Er suchte ihm seinen Willen abzulauschen, um Alles demselben gemäß zu thun. Den Unsegen, der sich an seine Schritte geheftet hatte, suchte er durch dem Reiche nützliche Thätigkeit in Vergessenheit zu bringen. Auch im Herzen des Bruders suchte er durch sein ganzes Verhalten die Erinnerung an seine böse Vergangenheit auszuwischen. Es gelang ihm. Von dieser Zeit an waren die Brüder stets einmüthig. Kein Schatten von Spaltung fiel fortan auf ihr inniges Verhältniß.

Die größte Freude darüber empfand natürlich die fromme Mutter. Aber auch die Poesie bemächtigte sich der Eintracht der Brüder, als eines würdigen Stoffes. Es ist noch ein aus der höfischen Dichtkunst des X. Jahrhunderts und vor 962 gefaßter Leich vorhanden, welcher nur

der Sache, zu Gunsten seines Helden, eine bessere Wendung giebt. Nicht unerwartet und bei Nacht, nicht im Büßergewande und mit nackten Füßen warf Heinrich sich hier nieder; sondern ein Bote kündigt ihn feierlich an. Der Kaiser zieht ihm mit seinem Gefolge entgegen, führt ihn mit vielen Ehren in die Kirche und von da wiederum mit vielen Ehren in die Versammlung. Dieses alte Gedicht lautet also:

Therô êwigerô thiernûn
thaz ig iz, côsân muozi
themo heron Heinriche
thero Beiaro riche bewarôde.
Then kaisar manôda her thus,
ther unsar kaisar guodoſ?
bruother hera kuniglich,
thir selve moze sine'.
ther unsar kaisar guodo,
inde vilo manig man,
mid mihilôn êrôn.
'willicumo Heinrich,
bethiu goda endi mî',
willicumo sîd gî mî,
fane Heinriche sô scôno,
her leida ina in thaz godes hûz:
thero godes genâthôno.
intfieng ena aver Otdo,
mit michelon êrôn
sô waz sô her ther thâr hafôde,
thes thir Heinrich ni gerâde.
sub firmo Heinrîche.
al geried iz Heinrih:
ouch geried iz Heinrihc
(thes hafôn ig guoda fulleist
thaz thid allaz wâr is)
allero rehto gilîch.

Der Sinn ist etwa folgender: Gieb Sohn des Ewigen, daß ich reden möge von Herrn Heinrich, der Bayern reichlich bewahrte. Den Kaiser mahnte ein Bote: Was sitzest du unser guter Kaiser? Hier ist dein königlicher Bruder. Dir selber muß er's sagen. Da hießen unser guter Kaiser und mit ihm viel mancher Mann mit vielen Ehren Heinrichen willkommen. Beide seid Gott und mir willkommen. Heinrich antwortete schön. Er geleitete ihn in das Gotteshaus. Da baten sie um Gottes Gnade. Dann empfing ihn Otto wieder mit vielen Ehren, überließ ihm, was er hatte, nur nicht das Königsrecht, das Heinrich auch nicht begehrte. Das ganze Volk war Heinrich unterthan. Otto that, was Heinrich ihm rieth. Dessen, daß dieses Alles wahr ist, habe ich gute Bürgschaft. Aller Recht war gleich.

Vierzehntes Capitel.

Mathilde in ihrem Wittwenstande und von ihren Söhnen getrübsalt.

Nachdem wir Otto's Leben bis zu einem bestimmten Abschnitte geführt, müssen wir auf dasjenige seiner Mutter zurückschauen. Die Heiligkeit ihres Wittwenstandes konnte, als eine historische Erscheinung, sich nur im Laufe der Zeit entwickeln und tritt nicht als ein auf einmal fertiges Ganzes hervor. Nun, da wir in der Geschichte ihres Wittwenstandes schon bis zum sechsten Jahre gekommen, läßt sich schon eher ein Bild ihres Wittwenlebens, als Ergebniß des an ihr Beobachteten, hinstellen. Wie bisher, halten wir uns dabei am liebsten an die Worte ihres alten Biographen, der bezüglich ihrer, uns überhaupt der sicherste Polarstern auf den im zehnten Jahrhundert so unsteten Wassern der Geschichte bleibt.

„Wer," ruft derselbe aus, „vermag in der Schrift zusammenzufassen, „oder wessen Feder kann auseinandersetzen, wie herrlich die Liebe zu „Christo im Gemüthe der erlauchten Königin Mathilde nach des Königs „Heinrich Tode aufzulodern begann! Standhaft verharrte sie im Glauben, „demüthig in der Furcht Gottes. Sie lebte eingedenk seiner Zucht und „pflegte neben der Gerechtigkeit auch ihre Gottesfurcht weiter. Stark „war sie, Alles zu erdulden; sanft ertrug sie ihr angethanes Unrecht, „leicht bereit erwies sie sich, Erbarmen zu bezeigen und übte geschwister„lichen Frieden. Bei allen ihren Handlungen und Unterhaltungen zeigte „sie sich voll löblichen Ernstes und bewunderungswerther Würde. So „ehrbar und voll züchtiger Schaam war ihre Erscheinung, daß sehr Viele „gemeint haben würden, sie sei noch eine Jungfrau, hätten sie nicht ihre „ausnehmende Fruchtbarkeit an Kindern gesehen. O, welche Ehrwürdigkeit „der Furcht Gottes! Immer lag sie eifrigem Gebete ob und mit wie „starkem Gemüthe rüstete sie sich, dem Teufel Widerstand zu leisten! „Voll Vertrauen trug sie den Schild des Starkmuthes, um das Meer „der weltlichen Versuchung zu überwinden. Mit vergänglichen Dingen „unbefaßt, folgte sie nur Christo. Zur Nachtzeit, wenn Alles zu ruhen „pflegt, legte auch sie sich, um die Absicht ihres guten Werkes zu ver„bergen, wie zum Schlafe in ihr Bett nieder. Allein nur kurze Zeit „überließ sie sich dem Schlafe, um sich zu des Herrn Dienste zu stärken. „Sobald sie aber wahrgenommen, daß alle mit ihr im nämlichen Zimmer

„Nächtigenden eingeschlafen, dann stand sie heimlich auf vom verachteten „glänzenden Lager und weckte schweigend ihr Kammermädchen. Sie „ging dann leisen Schrittes aus dem Schlafgemache und schritt, heilige „Hymnen feiernd, zur Kirche, nicht von folgsamen Schaaren umgeben. „Keine menschliche Huld begleitete sie, Christus allein war um sie, so „hörte sie die ganze Nacht nicht auf, Gott im Gebete zu dienen. „So oft sie die Kirche betrat, nahete sie niemals dem Altare mit leerer „Hand, weder so lange der König lebte, noch in ihrem Wittwenstande. „O wie glücklich verbrachte sie die lange Nacht mit allem Eifer der Gut„thätigkeit und mit wie freundlichem Rufe wandte sie sich an Gott und „begehrte Vergebung ihrer Sünden! Wie sehr verdiente sie die Freund„schaft der heiligen Seelen, für welche sie Christum um die ewige Ruhe „anflehete. Vor dem Hahnenschrei hatte sie den ganzen Psalter beendet, „wenn sie nicht durch die Kürze der Nacht gehindert wurde. Merkte sie, „daß die Zeit nahe, in welcher der nächtliche Lobgesang angestimmt werden „mußte, so begab sie sich leise wieder in ihr Schlafgemach und legte sich, „ohne daß Jemand etwas gewahr worden war, auf ihr Bette, als ob „sie dort die ganze Nacht schlafend hingebracht und den Fuß nicht „aus dem Bette hinweg bewegt hätte. Nachdem aber das Zeichen zur „Nocturn gegeben worden, erhob sie sich nicht träge, eilte von Neuem „zur Kirche, das Lob Gottes anzuhören und mit aufmerksamem Herzen „eifrigem Gebete obzuliegen. Wenn aber nach der Nocturn Alle hinaus„geschritten waren, blieb sie bei verschlossenen Thüren drinnen. Auge „und Hand gen Himmel erhoben, gönnte sie dem vom Gebete nicht über„wundenen Geiste keine Abspannung, bis das Licht der Morgenröthe den „Schatten der Nacht verscheuchte. Hernach ging sie in ihr Zimmer und „legte sich noch ein wenig zur Ruhe nieder, um die müden Glieder zu „erquicken, damit dieselben im Dienste Christi nicht nachlassen möchten. „Inzwischen strömte eine Menge von Armen herbei, welche aus ihrer „Hand Nahrung und Kleidung empfingen. Sie hatte nicht sobald deren „Rufen vernommen, als sie unverdrossen vom Schlafe sich erhob. Und „wenn sie nun voll Barmherzigkeit die Hungernden speiste und den Nackten „Kleider anlegte, zweifelte sie nicht, daß sie mit der Armen Gewande „Christi Glieder bedecke. Nachdem sie jene erquickt und ihnen, was sie „bedurften, reichlich hatte zukommen lassen, legte sie selbst ihrem Wittwen„stande entsprechende Kleider an und begab sich voll Ehrfurcht zur Kirche. „Niemand vermag es zu sagen, mit wie frommer Andacht sie die Messe „anzuhören pflegte. Während derselben sprach sie kein Wort, sondern „war, wie nach der äußern Haltung, so auch der That nach Gott zuge-

„wendet. Kurz! Von der Morgenfrühe bis zum Abend erblickte Niemand „sie von guten Werken feiernd. Auch die Mäßigkeit der seligsten Königin „wollen wir nicht verschweigen, die sie in Allem auf löbliche Weise be„wahrte; denn weder dem Genusse der Speisen, noch dem Schlafe räumte „sie mehr ein, als was das Bedürfniß der Natur erforderte. O Selige, „welche ganz ohne bösen Willen war und an welcher die Frömmigkeit „hervorleuchtete! Sanft und friedfertig, war sie allezeit bereit, sich Jedes „zu erbarmen, richtete Niemand, verurtheilte Keinen, vergalt Niemand „Uebeles mit Uebelm, that nichts nach eigener Willkür, sondern richtete „sich in Allem nach der Weisung und dem Willen Gottes. Alle Uebeles „Thuenden haßten, alle recht Lebenden liebten sie. Jeglichem, ihr wider„fahrenen Unrecht setzte sie Geduld entgegen. Eine wie ausgezeichnete „Königin sie war, bestand sie doch um Gottes Willen vieles Wider„wärtige. Selten zeigte sie sich aufgebracht oder nur erregt. Niemand „sahe sie über die Maaßen trauern oder heiter sein. In wunderbarem „Glanze leuchtete ihre Nächstenliebe; eine wunderbare Liebe hatte sie zur „Bescheidenheit und lag mit sanfter Beharrlichkeit der Demuth ob. Gegen „sich selber war sie meistens zu strenge, gegen Andere aber zu milde. „Für Alle war sie ein Vorbild voller Güte im reichlich Spenden, im „Erbarmen und Bekehrung der Irrenden. Sobald ihr ihre Zolleinkünfte „gezahlt wurden, gab sie davon den Armen und den Dienern Christi den „zehnten Theil und wohin sie zu Fuße selbst nicht gehen konnte, dahin „schickte sie ihre Gabe durch einen Boten. Dessen, was sie that, war so „Vieles und Großes, daß es sich schriftlich nicht darstellen läßt. Denn, „wenn Jemand das Alles aufzählen wollte, würde man ein dickes Buch „daran zu lesen haben."

Ueberall zeigte sich die Kraft ihrer Liebe und ihrer guten Werke. Es wird daher auch nicht unbegreiflich sein, daß sie mehr als eine wunderbare That verrichtete, wie wir später dergleichen noch hören werden. Hatte doch Christus bei seinem Scheiden denjenigen, welche aufrichtig an ihn glauben würden, das Vermögen, Wunder zu verrichten, ausdrücklich verheißen!

Ihr Eigenwille war es nie, dem sie folgte. In allen Dingen war, wie gedacht, ihr Geist und Herz auf Gottes Wink und Willen gerichtet. So hatte Christus in ihr eine Gestalt gewonnen. Daher sollte sie ihm auch nach einer andern Seite hin ähnlich werden: in den Leiden und Trübsalen. Hatte es ihr daran auch bisher keineswegs gemangelt und war namentlich das bisherige Verhalten ihres Lieblingssohnes Heinrich, ein mehrjähriger Kummer für sie gewesen, so schien der Güte Gottes

dieses Leiden doch noch nicht genügend und er wollte sie sich darin noch ähnlicher haben. Sie hatte doch immer, ungeachtet der Fehltritte Heinrich's, noch einen großen Trost an ihren Kindern und namentlich an Otto. Allein auch was die Söhne ihr Tröstliches gewähren konnten, sollte ihr genommen werden. Zwar läßt sich die Entbehrung menschlichen Trostes verschmerzen, wenn der göttliche sich dafür aufthut. Denn um so hohen himmlischen Gutes willen, entbehren wir mit Freuden der menschlichen Erleichterung. Es ist nichts Sonderliches, bei Anwesenheit der Gnade Gottes froh und heiter zu sein und fahren zu lassen, was uns von Menschen Tröstliches bei schlimmer Zeit widerfährt. Wen die Gnade Gottes trägt, der fühlt sich leicht hinweggehoben über alles Erdenleid. Wenn Gott die Bürde für uns trägt, wie kann sie uns da zu schwer sein? Allein wir haben eben die Gegenwart dieser Gnade nicht in unserer Gewalt. Auch kömmt sie uns, wenn wir uns ihrer erfreuen, unversehens wieder abhanden. Daher haben wir doch immer für alle Fälle gern einen menschlichen Trost zur Hand.

Es ist nun einmal so in der Welt, daß der Böse nicht unterlassen kann, wider das Gute zu kämpfen. Je besser Einer ist und je mehr Eifer für Frömmigkeit er hat, um desto kräftiger sind die listigen Angriffe der Bösen. So erging es Christo. So gehet es Allen denen, die ihm nachfolgen. Wie Christus von denen schwer gekränkt ward, die er am meisten liebte, wie ihn selbst einer seiner Jünger, den er mit Wohlthaten überhäuft, verrieth und neben unaussprechlicher Schmach sogar den Verlust seines Lebens verschuldete, so sollte auch Mathilde, die liebende Mutter, den schweren Undank ihrer zärtlich geliebten Söhne mit schwerer Entbehrung menschlichen Trostes empfinden. Auch diesen innern Streit erließ der Herr ihr nicht, um sie zur Meisterin in der Selbstüberwindung zu bilden, die nur von ihm Trost und höhern Lebensodem zog. Wer Christum wahrhaft liebt und eifrig die Bahn der von ihm gelehrten Tugenden verfolgt, sucht nicht mehr nach jenem menschlichen Troste und irdischer Erleichterung, sondern gewärtigt in frommer Geduld die himmlischen Tröstungen, welche ihm reichlichen Ersatz bieten für die aufgegebenen menschlichen. Sie verzweifelte nicht, als sie sich nicht mehr auf die Söhne stützen konnte, welche sie, seit sie ihr Dasein unter ihrem Herzen empfand, nur mit der reichsten Fülle frommer Mutterliebe umfaßt hatte. An den alten Propheten und Heiligen nahm sie sich ein Beispiel, die einen gleichen Wechsel erfahren und für den leidigen Menschentrost den unvergänglichen ewigen eingetauscht und gewonnen hatten.

Die von Mathilde so sehr ersehnte und geförderte Eintracht Otto's und Heinrich's sollte zunächst gegen sie die böseste Wendung nehmen. Mit dieser höchsten aller Trübsale, welche der heiligen Mathilde beschieden worden, hatte es der jüngeren Vita zufolge, folgende Bewandtniß*).

„Nun suchte die Arglist des teuflischen Truges, die stete Neiderin „dessen, der Gutes wirkt, auch die von Gott geliebte Königin durch ihre „verschlagenste Versuchung am Dienste Christi zu verhindern und hetzte „wider die ehrwürdige Dienerin Christi einige Ruchlose, Feinde ihres „Lebens und ihrer Tugenden auf, welche zu den Ohren ihrer Söhne „brachten, sie häufe unermeßliches Geld zusammen und habe die Fülle der „königlichen Zinseinnahmen durchaus erschöpft. Als dieses und anderes „derartiges an den König Otto gebracht worden, ward er heftig bewegt „und forderte herrisch Alles zurück, was die Heilige Gottes an die Armen „spendete. Nach allen Richtungen hinaus sendete er Späher, welche „ihre mit Geschenken für die Armen beladenen Boten ausplündern, mit „Schmach überhäufen und heimsenden sollten. Während Christi Dienerin „dieses und Aehnliches, das noch beschwerlicher war, mit Unrecht zu er„dulden hatte, that ihr Heinrich, den sie mit einer wunderbaren Liebes„neigung allen Kindern vorgezogen, ein nicht geringeres Unrecht. Zuletzt „nöthigten ihre Söhne sie, ihr königliches Witthum zu verlassen und den „heiligen Schleier zu nehmen**). O selige Frau, welche vielfach versucht,

*) cf. auch Mabillon annales ordinis S Benedicti lib XLIV. cap. 96.

**) Die ältere Vita schildert Mathilden's Bedrängnisse also: „Allein der „Schöpfer alles Uebels, der böse Feind, verlockte einige Fürsten, dem Könige, „wie ihren übrigen Kindern zu hinterbringen, daß sie gar ansehnliche Geldsummen „verborgen halte, die sie hätte ausliefern müssen. Jene, gereizt von unersätt„licher Habgier, die nicht der eigenen Anverwandten Schonung duldet, nöthigten „sie, die heimlich aufgehäuften Schätze, die sie an Kirchen und Dürftige im Na„men Christi vertheilte, herauszugeben. Denn eifrig forschten sie aller Orten, „ließen Späher streifen an der Berge Abhängen, durch der Thäler Gründe und „der Wälder Dickichte, jene Gegenden zu durchsuchen, durch welche, nach Ver„muthen, die Königin den Klöstern Gelder zuschickte. Und ertappten sie die „Träger einer werthvollen Sendung — denn die von Gott geliebte Königin „ließ in der That es sich angelegen sein, was zurückgeblieben, der Hand Christi „darzubringen — so wurden die Diener mit Unehren behandelt, gewaltsam der „Bürde beraubt und leer entlassen. Durch diese und gar viele andere schmerz„liche Beleidigungen drängte man (compellebant) die Königin, selbst denjenigen „Theil des Reichsgutes, der ihr als Ausstattung zugefallen war, zu verlassen, „in das Kloster zu gehen, den heiligen Schleier zu nehmen. Denn, als sie so „herbes Leid erfuhr, war sie eingedenk der heiligen Schrift, in der es heißt:

„keiner Versuchung besiegt, unterlag! Welche Trauer mußte sie ergreifen, „da sie von allen Seiten durch solche Gewalt der Trübsal geängstigt „ward? Minder beschwerlich zu tragen, wäre ihr's gewesen, wenn nicht „Heinrich, den sie so sehr liebte, mit seinem Bruder so sehr einverstanden „gewesen wäre. Die gottlose Zwietracht, welche unter ihnen von Kindheit „auf bestanden, hatte einer Einigung zur Ruchlosigkeit unter denen Platz „gemacht, welche sie bis dahin, brüderlichen Frieden zu halten, verhindert „hatte. Allem dem gegenüber zeigte die ehrwürdige Königin, trotz ihrer „Widerwärtigkeiten eine starke Geduld und Standhaftigkeit. Eine Hüterin „ihres Mundes, daß derselbe nicht Ungeeignetes sprechen möge, lag sie „der Uebung beständigen Gebetes ob, um die Nachstellungen der Wider„sacher zu überwinden; sie war standhafter, als das ihr widerfahrene „Unrecht und gedachte des Verses beim Psalmisten: Der Herr ist mit „mir; darum fürchte ich mich nicht, was können mir Men„schen thun? Alles, was sie trug, erachtete sie leicht, wofern sie nur „nicht vor Christo für gering erachtet würde. Niemandem machte sie „Vorwürfe oder üble Nachrede, sondern ihrer eigenen Schuld maaß sie „bei, was sie Drückendes von ihren widersetzlichen Söhnen zu ertragen „hatte, wobei sie stets im Gedächtnisse behielt, was sie aus der heiligen „Schrift gelernt hatte: daß wir durch viele Trübsal und Angst „in's Reich Gottes eingehen müssen. Wenn aber Jemand über „die Verläumdung, die sie zu erdulden hatte, in ihrem Beisein von dem „Wunsche beseelt, klagte, damit ihre Trauer zu beschwichtigen, soll sie dem„selben mit folgenden Worten geantwortet haben:

„Der König Otto denkt Uebeles von mir, weil ich es nicht „besser verdient habe. Gott aber mag den wissen, der mei„nen liebwerthen Sohn Heinrich wider mich aufgebracht hat, „durch dessen Trost ich über Alles, das mir Trauriges be„gegnen konnte, hinaus zu kommen gedachte. Nun ist der „mein Widersacher, der mein Tröster sein sollte. Gleich„wohl kann ich nicht ertragen, über ihn unfreundlich sprechen „zu hören, denn ich liebe ihn auch jetzt noch aus Herzens „Grunde, obwohl er für meinen Feind gehalten wird. Das „aber schmerzt mich schwer, wenn ich daran denke, daß er,

---

»Daß wir durch viel Trübsal müssen in das Reich Gottes eingehen, »verzichtete auf die zu ihrem Heirathsgute gehörenden Ortschaften, zog heim zum »väterlichen Erbe und begab sich in das westwärts gelegene Enger'sche Kloster, »wo sie jedoch nichts desto minder beharrlich die gewohnte Mildthätigkeit übte.«

„mein Süßester, gegen mich so bitter ist. Er würde jedoch „Nichts ausrichten können, wenn des Königs Hilfe ihm fehlte. „Gott aber schone seiner, daß er nicht von diesem selber die „Rache empfangen müsse. Wenn es doch unter Gottes Bei„stande ohne Beider Gefahr geschehen könnte, daß um meiner „(Verfolgung) willen eine so friedliche Einigkeit unter ihnen „befestigt würde, daß sie nie wieder in ihre Feindschaft zu„rückfallen möchten!“

„Nachdem die Heilige Gottes jedoch wahrgenommen hatte, daß die „von ihren Söhnen erfahrenen Belästigungen sich nicht minderten, viel„mehr von Tage zu Tage ärger wurden, gab sie Alles auf, was Heinrich „ihr zum Witthum eingeräumt hatte und begab sich in die westliche Gegend „nach Enger, aus Schonung gegen die feindlichen Söhne, damit diese „nicht die göttliche Strafe auf sich herabziehen möchten. Auch dort wirkte „sie, unter Gottes Beihilfe, nicht minder wie sie es gewohnt war, alles „Gute.“

Bei ihren geschmälerten Einkünften mußte sie sich darauf beschränken, dieses ihre Familie so nahe angehende Kloster zu erweitern. Dieses that sie dann aber auch in einem Maaße, daß sie als die neue Begründerin desselben angesehen wurde. Keine Klage entschlüpfte den Lippen der schwergeprüften Königin. Muthvoll und in heiligem Vertrauen wandelte sie den königlichen Weg des Kreuzes, verläugnete sich selber und ertrug in sanfter Demuth, was der Herr ihr auferlegt. Sie getröstete sich der Ueberzeugung, daß, wer hienieden das Wort vom Kreuze gern hört und seiner Bahn folgt, dereinst des Richters Wort: Weichet von mir, ihr Vermaledeiten, in's ewige Feuer! nicht auf sich zu beziehen haben werde. Als treue Dienerin des Kreuzes hoffte sie, wenn dessen Zeichen am jüngsten Tage am Himmel erscheinen wird, mit freiem Blicke vor den Weltenrichter hintreten zu können. Sie wußte ja, wie das Heil, das Leben, Schutz vor dem Feinde, Eingießung der göttlichen Lieblichkeit, Kraft des Geistes, Freude des Gemüthes, höchste Tugend, vollkommene Heiligkeit im Kreuze, ja im Kreuze allein bestehe, wie das Kreuz alles Segens Inbegriff gewähre. Sie vernahm daher und befolgte mit Freuden ihres göttlichen Werbers Ruf: Nimm dein Kreuz und folge mir nach und du wirst eingehen zum ewigen Leben. Sie erkannte, wie er auch für sie vorangeschritten war unter seines Kreuzes Last, um ihr zu zeigen, wie sie ihr Kreuz zu tragen habe und an demselben zu sterben bereit sein solle. Sie wußte aber auch, daß, wenn sie mit ihm gestorben sein würde, auch sie mit ihm auferstehen und seine Ehre und Herrlichkeit

theilen solle. Keine Erkenntniß war in Mathilden sicherer und lebendiger, als daß Alles auf dem Kreuze beruhet, wie im sich selber Absterben Alles begriffen ist und wie zum wahren, innern Frieden und zum Leben eben kein anderer Weg als eben derjenige des heiligen Kreuzes und der täglichen Abtödtung führt.

Es war diesem Wege, den unsere Heldin muthig betrat und wandelte, im Grunde auch gar nicht zu entgehen. Denn, wie ängstlich und vorsichtig man sein Thun und Treiben auch ordnen möge, es findet sich überall und immer etwas zu leiden, entweder freiwillig oder nothgedrungener Weise. So stoßen wir überall und stets auf Kreuz. Entweder drückt uns ein leibliches Leiden oder eine geistliche Trübsal. Bald fühlen wir uns von Gott verlassen, bald quälen uns unsere Nächsten, noch häufiger aber wir uns selber. Wir sind jedoch nicht vermögend, uns durch irgend ein Mittel, oder irgend einen Trost, Befreiung und Linderung zu verschaffen. Bis Gott solches gewährt, müssen wir aushalten. Gott will, daß wir auch ohne Trost Trübsale erdulden lernen und wir uns demselben unterwerfen, um durch die Trübsal zu größerer Demuth angeleitet zu werden. Christi Leiden vermag nur der von ganzem Herzen mit zu empfinden, wer auf diese Weise im Leiden sein Genosse wird. Das Kreuz ist also überall fertig für uns und unserer gewärtig. Auch Mathilde erkannte, wie dasselbe überall auf uns wartet. Auch sie sahe ein, wie demselben nun einmal nicht zu entrinnen ist und wie nun wir, wohin auch wir uns wenden mögen, selber mitnehmen und uns überall wiederfinden. Zur lebendigen Erfahrung war es ihr geworden, daß, wenn wir das Kreuz gern tragen, dasselbe auch uns trägt und uns an das ersehnte Ende führt, wo alles Leiden ein Ende haben wird. Tragen wir es widerwillig, so erschweren wir uns nur die Last, die wir doch einmal nicht los werden.

Wie hätte eine so demüthige Frau, als Mathilde, sich der Hoffnung hingeben können, es werde ihr hierin besser ergehen, als der übrigen Sterblichen irgend Einem? Denn welcher Heilige war je auf Erden, der sich frei gefunden hätte von Kreuz und Trübsal? Ist denn unser Herr auch nur einen einzigen Augenblick seines heiligen Lebens ohne Leiden gewesen? Wie konnte daher Mathilde den Weg des Kreuzes verschmähen, der in der Versündigung ihrer Söhne gegen das vierte Gebot sich ihr aufthat? Wie hätte eine so genaue Befolgerin des Lebens ihres göttlichen Heilandes am Kreuze Anderes, als Freude finden können, wie sehr auch ihr mütterliches Herz dabei zerissen werden mochte? Hatte sie nicht auch wahrgenommen, daß, je höher Auserwählte in der geistlichen Voll-

kommenheit stiegen, ihnen um so schwerere Kreuze auferlegt wurden, zugleich aber auch göttliche Stärke sich mittheilte, um die gestiegene Last zu tragen? Durfte der göttlichen Verheißung gegenüber, daß Niemandem mehr zu ertragen angesonnen werden solle, als er auszuhalten vermöge, Mathilde zweifeln, ihr werde auch das namenlose Weh' zu tragen, möglich sein, das pflichtvergessene Söhne der liebenden Mutter in unverzeihlicher Verblendung bereiteten? Sie wußte ja durch den Glauben, wie aus Erfahrung, daß es der menschlichen Natur, wie sie eben im gefallenen Zustande ist, nicht entspricht, das Kreuz zu lieben, den Leib zu züchtigen und der Knechtschaft um Gottes willen zu unterwerfen, Ehren zu fliehen, Schmach gern auf sich zu nehmen, Widerwärtigkeiten und Schädigungen unverdrossen zu ertragen und wie zu alledem eine göttliche Kraft gehöre, welche denen nicht versagt wird, die derselben bedürfen und darum bitten, alsdann dieselbe aber auch anwenden müssen, um Fleisch und Welt unter sich zu bringen. Sie erkannte, wie sie des Teufels Feindschaft nicht zu fürchten haben werde, wenn sie mit Glauben bewaffnet und mit dem Kreuze richtig bezeichnet, demselben entgegentreten würde. Deshalb setzte sie mit einem gründlichen Eifer in ihrer Selbstverbannung zu Enger, als glaubenstreue Dienerin Christi, die Uebung fort, aus Liebe zum Gekreuzigten, dessen Kreuz starkmüthig zu tragen. Sie machte sich gefaßt, noch Schlimmeres in diesem elenden Leben über sich kommen zu sehen.

In Gott hatte sie erkannt, daß wider die Trübsale kein Mittel besser schütze, als der durchgeführte Entschluß, dieselben geduldig zu ertragen und daß sie, um des Herrn Freundin zu sein, sie auch aus dem Kelche seiner Leiden herzhafte Züge thun müsse. Sie zu trösten, stellte sie daher ganz Gott anheim und ergab sich in Alles, was ihm gefallen würde. Einstweilen ließ sie selbst die ihr gesendeten Trübsale ihren Trost sein, eingedenk des apostolischen Wortes, daß die Leiden dieser Zeit in keinem Vergleiche stehen zu der Herrlichkeit, die wir mittelst derselben uns verdienen. In ihrer tiefen Weisheit war ihr die Gewißheit aufgegangen, daß, wenn sie es erst dahin gebracht haben würde, daß ihr die Trübsal angenehm erscheine und ihr um Christi willen wohl gefalle, sie schon auf Erden das Paradies nicht vermissen, ihr auch das Leiden nur so lange eine Beschwerniß sein werde, als sie demselben zu entgehen, trachten möchte und daß diese Flucht vor der Trübsal sie erfolglos von Ort zu Ort treiben werde, so lange sie darin das ihr beschiedene Kreuz zu umarmen, nicht verstehe.

„Leiden doch Viele Vieles um der Welt willen, sprach sie, was sollte ich nicht ein Weniges um meines Erlösers Christi willen leiden?

Führe ich doch überhaupt nur ein ersterbendes Leben, das erst lebendig werden kann, wenn ich mir selber abzusterben und Gotte zu leben anfange. Gern will ich daher leiden, was Christus mir sendet und mich froh darein ergeben, daß meine geliebten Söhne mir das tiefste Herzeleid anthun. Sicherlich werde ich dadurch Gotte wohlgefälliger handeln, als wenn ich nach menschlichem Troste in diesem Wehe ringen wollte, da ich mittelst jener Ergebung meinem Herrn und Heiland ähnlicher werde und mich mit seinen Heiligen in Uebereinstimmung setze. Ihr Heil, ihr Verdienst, ihr Fortschritt bestand nicht in vielen süßen Stimmungen und Tröstungen, sondern in dem geduldigen Ertragen von Widerwärtigkeiten und Trübsalen. Wäre, so rief sie aus, dem Heile der Menschen etwas diensamer und nützlicher, als das Leiden, so hätte es Christus uns sicherlich in Wort und That gezeigt und vorgebildet. Solches finde ich aber von ihm nirgends angedeutet. Er ermahnt vielmehr seine Jünger und Alle, die ihn folgen wollen, offenbar nur zu Folgendem: „„Wer mir folgen will, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.““

So dachte und that die königliche Wittwe Mathilde, unterließ aber nicht, heiße Gebete zu Gott emporzusenden, daß er ihre theueren Söhne ihre Verblendung inne werden und abthun lassen möge, nicht, um ihre eigene Lage zu bessern, sondern um jenen dadurch die Gelegenheit zu ermöglichen, die zur Hölle führende Bahn des Bösen zu verlassen.

Funfzehntes Capitel.

Königin Editha versöhnt ihren Gemahl mit seiner Mutter Mathilde und stirbt, nachdem sie dieselbe auch mit ihrem Sohne Heinrich ausgesöhnt.

Gott, der Hort der Wittwen und Waisen, nahm die Gebete seiner Dienerin Mathilde wohlgefällig auf. Er fand sie so gelehrt und geläutert in der Schule des Kreuzes, daß er ihr zu Liebe den schwer irrenden Söhnen zur Einsicht ihres Unrechtes durch Trübsale, die er ihnen sendete, behilflich ward. Die Zeit des Zerwürfnisses der Mutter mit ihren Söhnen muß zwischen die Jahre 940—44 gefallen sein. Im Jahre 940 waren Otto (der sich zunächst wider die Mutter gewendet zu haben scheint) und Mathilde noch einig. Dieses beweist ein heute noch vorhandenes Evan-

gelienbuch, das sie in diesem Jahre gemeinschaftlich an Editha's Bruder, den König Athelstan, nach England als Geschenk übersandten und auf dessen erstem Blatte ihre Namenszeichen noch freundlich neben einander stehen. Im Jahre 945 dagegen verwandte sich Mathilde, nach Berchthold's v. Bayern Tode, bei Otto, daß er das erledigte Herzogthum seinem Bruder, Heinrich, übertragen möge. Hier muß also die Spaltung bereits geheilt gewesen sein. Der jüngere Biograph Mathilden's meldet darüber Folgendes:

„Hiernächst trafen den König durch göttliche Fügung zahllose Wider„wärtigkeiten, Triumph und Sieg verließen seine Waffen und auch seine „übrigen Angelegenheiten standen nichts weniger, als günstig. Heinrichen „ergriff eine schwere Krankheit, welche ihn von seinen Vergehungen rein „machte. Die höchste Barmherzigkeit verschonte ihn mit dem äußersten „Schlage, als ob Christus der Mutter Wunsch erfüllen wollte, welche im „eifrigen Gebete für ihre Vergebung und Genesung erflehete. Da Otto „sahe, daß es mit seinen Angelegenheiten nicht mehr so glücken wollte, „als früher, fürchtete er sich, bis zum Tode betrübt.“

Daß Otto in den Jahren 942—44 besonderes Waffenunglück gehabt hätte, meldet die Geschichte nicht. Dieselbe läßt vielmehr gerade diese Jahre als Zeiten ungestörter Ruhe und dauernden Friedens im Innern erscheinen, welche nach dem fast sechsjährigen Zwiespalt mit Heinrich, dem Lande sehr erwünscht kommen mußten. Namentlich gelang es Otto in dieser Zeit, die aus verschiedenem Anlasse getrübten Verhältnisse Lotharingens wieder zu ordnen und mit Frankreich einen dauernden Frieden zu machen. Dagegen ward Otto sehr erschüttert durch eine schwere, lange Krankheit seiner geliebten Tochter Luitgardis, in den Gesichtszügen, wie in ihrer Herzensgüte ihrer Mutter Editha ähnlich, die er nachmals an den von ihm eingesetzten Herzog von Lotharingen, Conrad dem Rothen, vermählte. Otto machte am 30. Oktober 944 zu Dornburg dem Kloster Quedlinburg reiche Schenkungen, darunter das Dorf Kinlingen, damit seine Tochter Liutgarde von ihrer schweren Krankheit genesen möge. Die Besorgniß des Verlustes dieser Tochter scheint allerdings den König sehr traurig gestimmt zu haben. Diese Noth mag wohl der Verfasser der jüngern Vita vor Augen gehabt haben. Doch giebt auch die viel ältere frühere Vita ein ähnliches Bild von Otto's Verstimmung, indem sie meldet:

„Ueber den König Otto aber kamen, wie um die Mutter zu rächen, „der Plagen viele und das Glück seiner sonst sieggewohnten Kriegsthaten, „wie der andern Unternehmungen, wandte sich ab von ihm. Denn die „Gnade des heiligen Geistes ruhete auf seiner Mutter Mathilde und gar

„viele Liebe hatte sie bei Christo. Wie nun der König inne ward, daß „ihm nichts mehr, wie ehedem, gelingen mochte, ward er zum Tode be„trübt und fürchtete sich.“

Es müssen also doch wohl politische Ereignisse, namentlich Niederlagen im Felde eingetreten sein, welche, wenn auch in der deutschen Geschichte minder wichtig und unerwähnt, oder vergessen, zeitweis Otto's Gemüth verdüstert oder bekümmert haben mögen. Die jüngere Vita fährt fort:

„Da begaben sich Priester und andere Fürsten, deren Herzen Gott „erleuchtet hatte, zur ehrwürdigen Königin Editha und forderten sie auf, „den König zu ermahnen, daß er seine Mutter mit Ehren wieder in sein „Reich zurückberufen möge. Jene ging sogleich zum Könige hinein und „redete denselben also an: „„Unser Herr wolle sich nicht betrüben, daß er „„durch göttliche Geißel gezüchtigt wird. Euere so sehr heilige Mutter „„muß zurückgerufen werden. Sie muß, wie es sich gebührt, im Reiche „„den Platz obenan nehmen und wir hoffen, alle Euere Angelegenheiten „„werden gedeihen und auf die frühere Stufe des Glückes zurückkehren.““ „Von Reue ergriffen und des begangenen Unrechtes sich wohl bewußt, „erkannte der König durch Gottes Eingebung, wie sehr er sich an seiner „heiligen Mutter vergangen. Unverzüglich sandte er Bischöfe, Herzöge „und Grafen und alle weisesten seiner Ritter, um seine Mutter mit „Ehren zurückzuberufen und ließ folgenden Brief an die Dienerin Christi „abgehen: „„O verehrungswürdige und gebietende Frau! schon genugsam „„und nur zu sehr haben wir den göttlichen Zorn wider uns durch Eure „„Verfolgung aufgebracht. Wir bekennen, daß wir wider Euch gesündigt „„und ungerecht gehandelt haben; um Gottes willen verzeihet uns und „„erflehet bei Christo für uns die Vergebung. Jede Strafe wollen wir „„gern erdulden, wenn wir nur Eurer Huld uns wieder erfreuen. Ueber„„dieses bitten wir Euch, Ihr wollet Euch auf die Reise zu uns begeben. „„Wir unterwerfen uns und alles Unsrige Euerm Gebote. Ueberdies „„werden wir auch Alles erstatten, was wir Euch widerrechtlich entzogen „„haben. Nichts wird uns erfreuen können, bevor wir nicht das Glück „„haben werden, Euch zu sehen.““ Diese Bitte ihres Sohnes nahm „die hochselige Königin mit frohem Sinne auf und übergab Alles, was „sie Widerwärtiges geduldet, völlig der Vergessenheit. Sie säumte nicht „länger, sondern trat schleunig die Reise an und kam nach Grona. So„bald die Annäherung der ehrwürdigen Königin Mathilde dem Könige „Otto zu Ohren kam, eilte er ihr mit einem großen Gefolge, von der „Königin Editha begleitet, entgegen. Als er aber zuerst die Geliebte

„Gottes herankommen sahe, sprang er vom Pferde, trat zu ihr heran, „knieete auf den Boden nieder und bat um Verzeihung, indem er sprach: „„O ihr, voller Inbegriff meiner Ehre, meines Stolzes und Trost in „„jedem Ungemache, deren Verdienste wir die Herrschaft zuschreiben wollen, „„die wir besitzen. Leget uns jede Euch beliebige Strafe auf, wenn Ihr „„uns nur wieder aufnehmen wollet in Eure Versöhnung und Huld. „„Schon genug haben wir Alles, was wir wider Euch gefehlt, gebüßet. „„Denn seit der Zeit, wo Ihr die zu Euerm Witthum gewidmete Gegend „„verlassen, ist alles Kriegsglück von uns gewichen, sind ferner unsere „„Kräfte gebrochen und haben die Feinde häufig wider uns die Obmacht „„erlangt.““ Dieses erwiderte die ehrwürdige Königin, deren schöne „Augen von Thränen überflossen, dem Sohne sofort mit dem Friedens„kusse, als ob sie von ihm nie Widerwärtiges zu ertragen gehabt und „tröstete das Herz des Bittenden mit folgenden Worten: „„Mein Sohn, „„betrübet Euch nicht. Wir hoffen, Ihr werdet von Gott Vergebung „„finden; denn, wenn ich es nicht durch meine Sünden verdient hätte, „„wäre mir von Eurer Seite her nichts Widerwärtiges begegnet. Gott „„aber wolle Euch, vermöge seiner unaussprechlichen Barmherzigkeit, ver„„geben, da er bereit ist, sich eines jeden Bußfertigen zu erbarmen, wenn „„er seine Vergehen herzlich bereuet und dieselben sich ferner nicht wieder „„zu Schulden kommen läßt.““

„Nachdem aber Heinrich, der schöne junge Mann, den seine vor„treffliche Mutter ausgezeichnet liebte, erfahren hatte, sein königlicher „Bruder Otto habe sich so vollständig mit seiner erlauchten Mutter wieder „ausgesöhnt, ward er von nicht geringerer Reue ergriffen, machte sich auf „den Weg und redete die Heilige Gottes, nachdem er diese angetroffen, „mit folgenden Worten an: „„O verehrungswürdige Gebieterin und — „„wenn ich noch so sagen darf — geliebteste Mutter; wir bekennen, daß „„wir schwer wider Deine mütterliche Zärtlichkeit uns vergangen. Jetzt „„aber bitten wir um Verzeihung, die wir nicht verdient haben. Gleich„„wohl aber beschwören wir Euch bei der Seele und dem Namen unseres „„Vaters, Ihr wollet uns gestatten, auf die frühere Stufe Eurer Huld „„zurückzukehren. Wir zweifeln nicht, daß wir in Christo Verzeihung „„unserer Schuld erlangen werden, wenn Ihr uns aus Herzensgrunde „„vergeben wollet, weil, seitdem wir Eure mütterliche Liebe zum Zorne „„gereizt haben, wir durch schwere Krankheit in gar große Gefahr ge„„rathen sind.““ Als die verehrungswürdige Frau jenen weinen und um „Vergebung so demüthig bitten sahe, vermochte sie sich nicht länger zu „halten, sondern brach alsbald in diese Worte aus: „„Mein Sohn Heinrich,

„„weine nicht, höre auf mein Sohn, höre auf, denn Deine Mutter „„vermag nicht länger solche flehenden Worte von Dir anzuhören. Tritt „„näher und reiche Deiner Mutter einen Kuß! Der treue Gott wolle „„Dir gnädig sein. Wir lieben Dich, wie zuvor, denn wir wissen wohl, „„wie Dich Ueberredung durch Feinde, wider uns aufgehetzt hat."" Ohne „Verzug führten, nachdem sie solche Genugthuung empfangen, König Otto „und Herzog Heinrich die Heilige Gottes in die ihr zur Mitgift be„stimmten Gebiete und setzten sie, wie sich's gebührte, zur Ersten ein. „Hiernach fand zwischen Mutter und Söhnen wunderbarer Frieden und „Ruhe Statt, sowie ein in allem Guten einiger Wille. In der Tröstung „der Armen waren sie einmüthig. In Eintracht führten sie Kirchen und „Klöster auf. Die Mutter zeigte eine wunderbare Liebe gegen ihre „Söhne. In den Söhnen erzeugte die heilige Demuth Gehorsam und „um kurz zu schließen, sie verharrten bis an des Lebens Ende in be„ständigem Frieden und bezeigten nun durch Liebe dem Teufel ihre Ver„achtung, der erst noch neuerlich den Zunder der Zwietracht unter ihnen „ausgesäet hatte."

Nachdem sie dieses schöne Werk des Friedens und der Versöhnung vollbracht, das, wie es scheint, noch gegen Ende des Jahres 944 geschlossen wurde, lebte Königin Editha nicht mehr lange. Eine tödtliche Krankheit rief sie am 26. Januar 946 von der Erde ab, wo man sie bereits als eine Heilige betrachtet hatte. Ihre Kinder Liudolf und Lintgarde waren noch sehr jung und ihr Gemahl selbst war erst 34 Jahr, da sie ihn zum Wittwer machte. Obwohl eine, wenn auch stammverwandte Ausländerin, hatte sie doch die vollständige Liebe ihrer Unterthanen erworben. Ihre Stellung denselben gegenüber war mehr diejenige einer Mutter, als die einer Königin gewesen. Das Volk hat ein feines Gefühl für Heiligkeit und erkannte diese Eigenschaft bald aus ihren reichen Werken und Spenden christlicher Liebe. Roswitha sagt, das Volk habe tiefe Trauer und schweren Herzensschmerz über Editha's Heimgang empfunden; denn mit großer und verdienter Betrübniß habe die ganze Nation geweint, welche von ihr mehr mit der milden Liebe einer Mutter umfaßt worden, als die Befehle einer Gebieterin von ihr erfahren habe. Niemand, welcher das löbliche Verdienst ihres keuschen Lebens und ihre milde Gesinnung gekannt, habe daran gezweifelt, daß sie gar bald der von Christo ihr zubereiteten, endlosen Ruhe und der den Gerechten bereit gehaltenen Freude theilhaftig geworden.

Wie gut sie bei Christo angeschrieben stand, beweisen die Erhörungen so vieler ihrer Gebete bei ihm. Der König wenigstens war überzeugt,

daß nur ihre Gebete ihn aus mancherlei Bedrängniß gerettet. Unzweifelhaft aber ist, daß ihr demüthiges und selbstloses Bitten oft den aufbrausenden Sinn Otto's besänftigt und seinen Zorn entwaffnet hat. Das schönste Werk dieser Art war ihr letztes: Sie führte die reumüthige Versöhnung des Königs mit seiner heiligen Mutter herbei. Vielleicht gelang ihr dieses vorzugsweis so trefflich, weil sie selbst aus gleichem Grunde, wie seine Mutter, Otto's Unwillen erregt hatte. Auch ihre Mildthätigkeit führte häufig seine Entrüstung herbei, die sich in unverdienter Härte gegen die sanfte Editha Luft machte. Er ging dann in seinem Zorne öfter so weit, daß er ihr verbot, ihre Hand ferner den Armen aufzuthun. Er belauschte selbst ihre ihm ungelegene Mildthätigkeit. Die Sage meldet davon einen merkwürdigen Zug. Als Bettler verkleidet, trat Otto an dem üblichen Spendetage, dem Freitage, an welchem zur Erinnerung an des Herrn Tod vorzugsweis die Armen bedacht wurden, an die Kirchenthür, als die Königin nahete, um ihre Andacht in der Kirche zu verrichten. Sanft verweigerte sie die geforderte Gabe, indem sie, wie sie versicherte, nichts bei und an sich habe, als ihre Kleider. Der vermeintliche Bettler ließ sich aber nicht abweisen. Er hielt sie zudringlich am Mantel zurück. Ein Fetzen desselben, meinte er, werde schon seine Noth lindern. Editha vermochte dem Dringen nicht zu widerstehen. Sie war vor Mitleid fast schon zerrissen und gestattete dem Bettler, sich einen Aermel ihres kostbaren Gewandes zuzueignen. An der Mittagstafel ihres Gemahles aber erschien sie in einem andern Mantel, als dem am Morgen getragenen. Mit erheuchelter Verwunderung frägt Otto nach dem Grunde des Mantelwechsels. Eine Ausflucht zu finden, gelingt ihrer Verlegenheit übel. Da läßt Otto den Mantel herbeibringen, um sie vor den Tischgenossen zu beschämen, indem er den heimlich mitgebrachten Aermel als ein Triumphzeichen benutzen will. Gott hatte an diesem Vorhaben kein Wohlgefallen; denn als der Mantel gebracht und vorgezeigt ward, fehlte kein Aermel mehr. Die Beschämung fiel auf den König zurück. Er mußte gestehen, daß diejenige bereits vom Himmel bewährt gefunden, die er noch hatte auf die Probe stellen wollen.

Selbst die Thiere faßten zu der milden Königin Vertrauen und nahmen ihre Liebe in Anspruch. Eine andere liebliche Sage veranschaulicht dieses *). Editha lag einmal in der Pfalz ihres geliebten, sie an die Heimath erinnernden Magdeburg, in tiefem Schlummer. Da trat

---

*) Beide Sagen sind in den Annales Palidenses beim Jahr 935 ausführlich erzählt.

eine Hirschkuh (Niemand hatte sie kommen sehen oder ihr geöffnet) vor ihr Schlafgemach. Das Thier scharrte leise an der Pforte desselben. Nachdem dieselbe geöffnet worden, trat es an die Lagerstätte Editha's. Einen tiefen Schmerz ausdrückend, winselte und stöhnte die Hirschkuh, welche sich vor dem Bette Editha's niedergelassen, zu derselben empor und schien in die Ferne zu deuten, erhob sich und schritt zögernd, sich ab und zu umschauend, ob Niemand ihr folge, von dannen. Die Königin gebot einem Jäger, dem Thiere zu folgen, seine Noth zu ermitteln und abzustellen. Er folgte dem Thiere, dessen Spur über die Elbe in einen Wald führte. In diesem fand er die Hirschkuh mit einem ihrer Jungen beschäftigt, das in einer Schlinge sich gefangen hatte. Der Jäger löste das Hirschkalb los, das sich mit seiner Mutter bald im Dickicht verlor. Editha freute sich bei des Jägers Erzählung, daß dem armen Thiere die Freiheit wiedergegeben worden.

In dem Kloster des heiligen Moritz, das Otto seiner Editha zu Liebe, im Jahre 937, auf deren Witthum zu Magdeburg nach ihrem Wunsche gegründet, wurde die Königin bestattet. Das Grabmal steht jetzt auf einer andern Stelle, hinter dem Hochaltare des Magdeburger Domes *), wo auch Otto's Ruhestätte gezeigt wird.

Der Tod der Königin ging dem Könige tiefer zu Herzen, als irgend etwas anderes Trauriges, bis jetzt Erlebtes. „Er empfing," wie Thietmar „meldet, „auf der Jagd, auf welcher er sich etwas zu erholen gedachte, „die tödtliche Schmerzenswunde. Doch ertrug er das unerhörte Leid mann„haft, bis des geliebten Sohnes Ankunft dasselbe milderte."

---

*) Ein Sepulcrum Edithae vor dem Altare S. Kiliani wird im vierzehnten Jahrhundert öfter erwähnt. Das gegenwärtige Denkmal, ein steinerner Sarkophag mit Sculptur-Arbeiten und Figuren, auf welchem die Königin selber, oben aufliegend, abgebildet worden, trägt die Inschrift: Divae Reginae Romanorum Edithae, Angliae Regis Edmundi filiae, hic ossa conduntur, cujus religiosi amoris impulsu hoc templum ab Ottone Magno divo Caesare conjuge fundatum est. Obiit anno Christi DCCCCXLVII. Diese Jahreszahl ist unrichtig. Das Monument kann nach Styl, Darstellung und Inschriften, nicht früher, als unter Erzbischof Ernst (1476 – 1513) errichtet sein. Das Bild der Königin ist aus einer Sandsteinplatte herausgehauen und bildet den auf die Seitenwände der Tumba nur aufgekitteten Deckel derselben, den man bei der 1826—1834 ausgeführten Dombau-Reparatur nicht abgehoben und deshalb auch den Inhalt nicht, wie bei Otto's Grabe geschehen ist, untersucht hat.

Sechszehntes Capitel.

Otto's kirchliche Richtung. — Stiftung des Klosters zu Pölde. — Hebung des Schulwesens und der Wissenschaften, besonders durch Otto's Bruder Bruno. — Ausbreitung der Kirche.

Otto hatte zwar bereits elf Jahre in der Ehe gelebt, war aber doch, wie schon gedacht, noch nicht volle 34 Jahre alt, als ihm seine Editha starb. Dennoch beabsichtigte er nicht, wieder in die Ehe zu treten. Der Tod hatte seiner Seele eine mehr dem Himmel, als der Erde zugewandte Richtung gegeben. Er gedachte bei dem unerwarteten Trauerfalle des eigenen Endes, das eben so plötzlich seinem Leben gesetzt werden konnte. Darum richtete er auf Ueberirdisches seinen Sinn und füllte nicht nur seinen Geist mit heiligen Wahrheiten, sondern suchte seiner religiösen Gesinnung auch durch heilige und zu Ehren Gottes verrichtete Werke den entsprechenden Ausdruck zu geben. So sehr er als Ritter, Regent und Staatsmann bereits sich ausgezeichnet, vermochte er doch eben so wenig, als es in gleichem Alter Carl der Große gekonnt, bis jetzt zu lesen. In dem ernsten Eifer, zu dem ihm Editha's Tod aufgerufen, begab er sich an das Erlernen einer Fertigkeit, welche jetzt schon sechsjährigen Kindern geläufig ist, als gereifter Mann und brachte es beim Ernste und der Gründlichkeit seiner Beschäftigung damit bald im Lesen so weit, daß er die heiligen Schriften verstehen und aus ihrem unergründlichen Borne die Heilswahrheiten selber schöpfen konnte.

Noch eine weit größere Freude hatte seine Mutter Mathilde aber daran, daß er den kirchlichen Dingen mit einem unermüdlichen Eifer sich zuwandte. Zwar hatte es ihm an Religiösität niemals gefehlt. Er handelte namentlich in dem unveränderlichen und tiefen Bewußtsein des göttlichen Ursprunges seines königlichen Amtes, lebte in dem Glauben, daß Gott ihn unmittelbar schütze und war ein fleißiger Beter, was ihm, wie wir bereits sahen, schon mehrfach wirksam gelohnt ward. Das Gebet war ihm stets das bereite Mittel, aus welchem er in seinen Bedrängnissen und Mühen neuen Muth und neue Kraft zu schöpfen wußte. Allein diese Religiösität zeigte sich bei Otto, wie sehr vieles specifisch Christliche er auch in ihr Bereich zog, indem er namentlich, gleich seinem Vater, ein großer Verehrer von Reliquien war, bisher mehr als eine allgemeine. Den durchweg christlichen Ausdruck und die ganz kirchliche

Natur nahm sie erst nach Editha's Tode an. Von da an besserte sich auch seine Stellung zur Geistlichkeit, mit welcher er, freilich theilweis durch ihre Schuld, in vielfachen Mißverhältnissen gelebt hatte. Mit Ausnahme des Priesters Adaldog, der seinem Vater das erste Seelenamt gehalten und den er auf den nordischen Bischofsstuhl erhoben, war Otto mit allen höhern Kirchenfürsten in Zerwürfnisse gerathen. Doch muß man ihm nachrühmen, daß er für das, was sie wider ihn verbrochen, stets nur mit großem Glimpfe Rache nahm.

Otto ließ es auch vor Editha's Tode nicht an Schenkungen zu kirchlichen und geistlichen Zwecken und sonstiger Förderung derselben fehlen, wie denn namentlich die Stiftungen seiner Mutter und seiner Gemahlin sich seiner besonderen königlichen Gunst und Freigebigkeit erfreuten. Allein es kam doch auch öfter vor, daß ihm die Freigebigkeit beider hohen Frauen für Kirchen und Klosterzwecke übertrieben erschien. Es gingen seine Zerwürfnisse mit Beiden gerade aus dieser seiner Meinung hervor. Nachdem er aber seine Gemahlin Editha verloren, ward er hierin doch noch bessern Sinnes und trat ganz in die Fußtapfen seiner edeln Mutter, so daß ihm kirchliches Wirken ein Bedürfniß und trostreiche Befriedigung zugleich ward *). Er hatte fortan nie mehr Einwendungen zu machen, wenn Mathilde die reichen Einnahmen ihres Witthums für Stiftung neuer Kirchen und Klöster in freigebigster Weise verwendete, ja er leistete ihr darin großmüthig Vorschub, indem er als künftiger Anwärter der Witthums-Revenüen, den Stiftungsbriefen beitrat und eine über Mathilden's Lebenszeit hinausgehende Verwendung ihrer Revenüen gestattete, deren Verlust nach ihrem Tode zunächst ihn treffen mußte. Dieses geschahe namentlich

*) Zum nicht geringen Verdrusse des fleißigen, weiland Pastor Primarius Johann Georg Leuckfeld, welcher in seinen Antiquitt. Pöldens. S. 17, darüber also spricht: »Wie nun dieser Kaiser ohnedem aus guter Intention von Stift- »und Klosterbauen ganz eingenommen und dabei durch die Ueberredung der »Clerisei so verschwenderisch war, daß er fast allen Stiftern in Deutschland, »Wälschland und Frankreich viele Städte, Schlösser, Flecken, Dörfer und andere »weltliche Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten geschenkt und ihnen eigene Wappen »auf ewig zugegeben, auch die Erz- und Bischöfe durch Herzogthümer, Graf- »und Herrschaften mächtig gemacht und denselben edle und gewaltige Lehenleute »unterworfen hat. Wie er denn auch eine große Menge angegebener (angeb- »licher) Heiligthümer für große Summen Geldes erhandelt und an seine Stifter »geschenket. So erlangte diese Stifterin (Mathilde) um so viel mehr für ihr »Begehren, sintemalen der Kaiser sobald auf das Verlangen seiner Frau Mutter »nicht allein seinen Consens zur Stiftung ertheilte, sondern auch dem neu ange- »legten Kloster hernach unterschiedene Güter und Privilegien schenkte.«

bei dem Benedictinerkloster, das Mathilde auf ihrem Witthumsgute Pölde, stiftete. Pölde (Palithi, Paletha, Poledi, Polde, Pöla, Poilde), hieß ein altes, königliches Landgut, das mit andern Besitzungen besage der oben erwähnten Urkunde von 929 der Königin Mathilde zum Leibgedinge für ihren Wittwenstand verschrieben ward. Der Ort ist noch heute ein Dorf im hannoverschen Fürstenthum Grubenhagen am Rothenberg, der die Ruhme entläßt, im Angesichte von Scharzfeld, Herzberg und Lauterberg. Das Kloster ist noch theilweis in einem landesherrlich gewordenen Vorwerke vorhanden. Der Name rührt vielleicht von der sumpfigen Gegend de Palude her. Diese ist übrigens ganz lustig, anmuthig und fruchtbar. Ein klarer Forellenbach, die Oder, der aus dem nahen Harze herabrinnt, durchfließt das Gelände. Gegen Mitternacht erheben sich die hier ansehnlichen Höhen des Südharzes, während nach der andern Seite hin ebener Boden, von nur einzelnen Hügeln unterbrochen, sich hinziehet. Gen Mittag dehnt sich das Eichsfeld hin und gegen Morgen die Grafschaft Clettenberg. Weil dieses Gut ein Lieblingsaufenthalt König Heinrich's gewesen, der dort zu übernachten pflegte, wenn er von Quedlinburg nach Mühlhausen ging, so lag Mathilden der Gedanke nahe, daselbst ein Kloster zu gründen, wobei sie natürlich die Ruhe der Seele ihres Gemahles vor Augen hatte.

Leuckfeld ist mit der Angabe der Motive für die Stiftung von Pölde hurtig bei der Hand. „Und wie sie," sagt er, „zu einer Zeit gelebt, „darinnen Alles vom Aberglauben in der Religion gleichsam überschwemmt, „so war ihr sonst von Natur dazu geneigtes Gemüth, von solchen um so „viel mehr eingenommen, daß sie sich nach dem Willen der sogenannten „Geistlichen in Allen accomodiren und ihr Interesse merklich vermehren „helfen mußten, wie man denn von ihr an verschiedenen Orten lieset, „daß die Mönche sie recht zu ihrer Sklavin gebraucht, die dem guten „Kaiser continuirlich, jedoch aus guter Absicht, so weit sie es damals „erkennen konnte, in den Ohren gelegen und nach jenem Begehren immer „eine schöne Landesgegend nach der andern, zu denen Stiftern und Klöstern „ausgebettelt, dafür dieselbe von der Clerisei mit ihren guten Werken „wieder erfreuet und gleichsam als eine Heilige bis in den Himmel er„hoben worden. Damit sie denn gemeinet, als wenn das wahre Christen„thum in bloßen solchen äußerlichen Werken beruhete und damit die „Seligkeit zu erlangen stünde.... Nächst dem Quedlinburgischen, Nord„hausischen und Ringelheimischen *) Nonnenklöstern, sie ihren Ursprung

*) Lag im Bisthum Hildesheim, Amte Liebenburg, an der Innerste, und war ein Gut von Mathilden's Vater Thietrich, der auch Graf v. Ringelheim genannt wird.

„meist dieser Mathilde zu danken, hat auch besagte Kaiserin dieses Kloster „und zwar in die Ehre des heiligen Johannes des Täufers und Ser„vatii, auf ihr obgedachtes und von ihrem Eheherrn ihr angewiesenes „Leibgedinge, Pölde, gestiftet und mit einigen (Benedictiner) Mönchen „besetzt."

Die Stiftung dieses Klosters dürfte bald nach Editha's Tode erfolgt sein. Denn als Otto im April 952 der Stiftung die königliche Confirmation ertheilte, hatte dieselbe bereits mehrere Jahre bestanden. In diesem Diplome nennt er das Kloster „eine in unserer Ortschaft, Namens „Palithi, zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers und des heiligen „Bekenners Servatius aufgeführte (constructam) Mönchs-Abtei," die „mit Zustimmung Erzbischofs Hatto von Mainz *) und Otto's eigener Genehmigung zu Stande gekommen." Er hat beschlossen, „dieselbe durch seine königliche oder kaiserliche Freigebigkeit festen Beistand zu geben" und bestimmt und gesteht der Abtei zu, „den dritten Theil seines Gutes Palithi mit allem Zubehör," der fast mit denselben Worten bezeichnet worden, wie in Mathilden's Leibgedinge-Diplom vom Jahr 929. Otto legte aber der Abtei noch Einkünfte und Güter aus folgenden Orten zu: Schartfelde, Alvingenpurod, Nunigerod, Monickerod, Abboterod, Rudesrod **), Tuserod, Ammeckerod, Wetterod, Elwingen, mit allen dazu gehörigen Wäldern, Weiden, Ländereien, Fischereien, dem dritten Theile der Dörfer Palithi, Berckewald, Hattorf, Bilshusen, in Herste die Kirche und sieben Mansus, in Lengede sechs Mansus (Hufen), in Popfum sechs Mansus, in Göttingen die Kirche und den Zoll und einen Mansus in Seborch, einen Mansus in Westphalen, in Brakel und Tuende, zehn Mansus in Drutmande, zwei Curiä in Culisin, einen Mansus und vier Weinberge zum Altaropfer, in Frisia, in Wiefort, in Unnwerde, in Colmerhorn" u. s. w. Am Schlusse drohet Otto demjenigen mit dem Fluche, der, wer es auch sei, sich an diesen Stiftsgütern vergreifen möchte.

Obwohl Otto sie so reichlich ausgestattet, blieb den Mönchen doch Mathilde die eigentliche Stifterin, was sie dadurch anerkannten und ausdrückten, daß sie nach Mathilden's Tode ihr Bild nebst dem Ringel-

*) Schon Mabillon hat mit Recht bemerkt (Annales Ordinis S. Benedicti lib. XLV. cap. LXI), daß 952 nicht Hatto, sondern Friedrich auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz saß. Er glaubt also, in die Urkunde (mendum irrepsit) habe sich ein Fehler eingeschlichen.

**) In Hatto's Urkunde vom Jahre 953 Rudolferod genannt, soll am Eichsfelde gelegen haben.

heimischen Geschlechtswappen *), in Stein hauen und zum Andenken der Stiftung im Kloster anbringen ließen, wo es noch im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts gesehen wurde. Otto's Bestätigungsbriefe schloß sich im April des Jahres 953 ein anderer des Erzbischofes Hatto **) von Mainz an, in welchem er nicht nur die Verleihung des Pölde'schen Zehnten vornimmt, sondern auch gleichfalls denen mit dem Bannfluche drohet, welche sich am Pölde'schen Klostergute vergreifen würden. Die Benedictiner hatten die Abtei 200 Jahre lang im Besitze. Sie ward aber bereits vom Kaiser Otto II. im Jahre 981 ***) dem Erzstifte Magdeburg einverleibt, dessen Erzbischof Norbert, statt der von ihm entlassenen Benedictiner, den durch ihn gestifteten Prämonstratenser-Orden, um 1131 in Pölde einführte, was Innocenz II. im Jahre 1138 bestätigte. Der letzte Propst derselben war Werner Schmedichen, welcher 1530 starb. Nach seinem Tode mußten die Prämonstratenser das Kloster Pölde verlassen, weil das Land der Reformation beigetreten und das Stift säcularisirt und vom Landesherrn in Besitz genommen war. Die Prämonstratenser zogen sich auf ihren Klosterhof nach Duderstadt zurück, wo sie den Simon Geilhard zu ihrem Propste erwählten. Unter den ältern Mönchen und zwar den ersten Prämonstratensern, hat einer, Namens Theodor, unter den Regierungen Lothar's, Conrad's und Friedrich's I., ein unter dem Namen Annales Palidenses in den Pertzischen Monument. German. abgedrucktes

---

*) Ein in drei Theile gesonderter Schild, in dessen oberstem ein weißer Adler im blauen, im untern auf der einen Seite ein aufgerichteter, rother Löwe im goldenen, auf der andern Seite ein goldener, fliegender Drache im rothen Felde sich zeigte.

**) Diesen Namen enthielt auch die Urkunde von 952. Aber Hatto I. war bereits gestorben, da Otto noch ein ganz kleines Kind war und Hatto II. wurde erst nach Wilhelm's (Otto's Sohnes) Tode, 968, Erzbischof. Es muß also, wie in Otto's Urkunde, ein Versehen oder eine Fälschung obwalten. Wolf in seiner Duderstädter Geschichte, S. 38, nimmt an, daß es mit Hatto seine Richtigkeit habe, aber das Jahr falsch angegeben sei und 968 oder 969 heißen müsse. Hatto saß nur zwei Jahre auf dem Mainzer Stuhle und starb, ehe Otto aus Italien zurückkam. Nur Hatto, aber nicht Otto konnte daher in Pölde selbst die Urkunde vollziehen. Otto war Imperator Augustus genannt, was er erst 962 ward. Auch konnte 952 der Göttinger Zoll von Otto gar nicht verliehen werden, da er solchen 953 erst selber erwarb. Mathilde war bereits gestorben. Deshalb müssen die Worte: pro remedio animarum parentum nostrorum auch von ihr verstanden werden.

***) Ein Irrthum ist es, wenn Mabillon im XLV. libr. 61 Cap. seiner Annalen des Benedictiner-Ordens des Jahres 971 (post annos novemdecim nach der Stiftung) als das Jahr der Uebertragung an Magdeburg angiebt.

weitläufiges Geschichtswerk verfaßt, das, wenn auch aus vielen bekannten Geschichts-Quellen zusammengetragen, doch auch eine Menge anderweit nicht bekannter Notizen enthält, welche freilich theilweis von zweifelhaftem Werthe und im Widerspruch mit andern verbürgten Nachrichten stehen.

Pölde war einer von den Lieblingsaufenthalten der Königin Mathilde. Sie empfing daselbst mehrfach den Besuch ihrer Söhne. Dies war auch der Ort, wo sie ihren Liebling, Heinrich, zum letzten Male sehen sollte, wie wir weiterhin erfahren werden.

Indem Otto so die religiösen Werke seiner frommen Mutter förderte, ging ihm täglich die Einsicht klarer auf, wie wichtig für den Bestand seiner politischen Schöpfungen der Frieden mit der Kirche war und wie sehr dem Wohle des Ganzen die Eintracht des weltlichen und geistlichen Armes sei. Hierbei war ihm Niemand förderlicher, als sein jüngster Bruder Bruno. „Derselbe besaß," wie Widukind bezeugt, „viele Geistes-„fähigkeiten, Wissenschaft, Thätigkeit und überhaupt viele vortreffliche Eigenschaften." Wenn ihn auch Naturanlage, Neigung und Erziehung der vorzugsweise politischen Thätigkeit entfremdet hatten, so war er doch, wie seine nachmalige Verwaltung Lotharingens bewies, auch in dieser Beziehung ein tüchtiger Mann. Bereits sein Vater hatte ihn, da er noch Kind war, dem geistlichen Stande gewidmet. Er war daher schon als Knabe aus der Heimath hinweg nach Lotharingen geschickt, wo in den Klosterschulen, was an Bildung und Wissenschaft aus Carl's des Großen Zeit gerettet war, am meisten erhalten blieb, noch in Blüthe stand und durch die Stifts- und Klosterschulen weiter verbreitet ward. Der Aufenthalt Bruno's in Lotharingen hatte auch die Absicht, diese neu erworbenen Landsleute dem sächsischen Hause zu politischen Zwecken näher zu verknüpfen. Die Erziehung des jungen Prinzen ward daher dem gleichfalls noch jugendlichen Bischof von Utrecht, Balderich, übertragen, der ein Verwandter Herzog Giselberts war. Es geschahe dieses fast um die nämliche Zeit, wo Gerberge, Bruno's Schwester, dem Lotharinger, Giselbert, anvermählt war und ein naher Anverwandter Giselbert's das Bisthum Trier übertragen erhalten hatte.

So wuchs Bruno heran, enge in die Beziehungen der lotharingischen Großen verflochten und nahm viel von ihrer Art an, daß er gleichsam ein Lotharinger ward. Die ausgezeichneten Geistesgaben des Knaben förderte ein ungewöhnlicher Fleiß, der ihn unausgesetzt am Lernen erhielt. Bald hatte er mit seinen Fortschritten alle seine Altersgenossen überholt. Von seinen Büchern ließ er sich durch kein Vergnügen hinweglocken. Der auf dem Throne geborene Knabe schien für keine höfischen Unterhaltungen

und Zeitvertreibe Sinn zu haben. Dabei zeichnete er sich von Kindheit auf durch lautere Gesinnung, Reinheit des Herzens und durchgängige Redlichkeit aus. Diese Unsträflichkeit des Lebens begleitete ihn bis zu seinem Tode. Seine Bücher waren ihm der höchste Schatz, dieselben sauber zu halten, war seine Freude. Ein Fleck daran und ein Knitter im Papier vermochten ihn ganz betrübt zu stimmen. Ein in seinem Herzen entdeckter Fleck konnte ihn kaum schmerzlicher berühren, als einer an einem seiner geliebten Bücher. Diese Sauberkeit heftete auch an seinem ganzen Thun und Handeln. Alles hatte bei ihm eine correcte Form. Gründlichkeit war ihm Bedürfniß und Lebens-Element. Im Wissensdrange und Lerneifer flatterte er nicht etwa von einem Buche zum andern und naschte Kenntnisse zusammen, oder füllte mit bunter Mannichfaltigkeit des Wissens seinen Sinn. Besonnen prüfte er jeden einzelnen Satz, ja jegliches Wort nach Inhalt und Form, bis er sich genaue Rechenschaft über das, was der Schriftsteller hatte sagen wollen, geben konnte. In heutigen Zeiten würde er sicher ein bedeutender Philosoph geworden sein. Damals fehlten ihm, wenn auch nicht das Zeug, doch die Mittel dazu. Der christliche Dichter Prudentius gerieth dem Königssohne zuerst in die Hand, nachdem er in den Vorkenntnissen es so weit gebracht hatte, daß er etwa ein Buch lesen konnte. Bruno fand seine Freude gleichmäßig am christlichen Inhalte, an der dem Dichter eignenden Gabe flüssiger Rede, am gewählten Ausdrucke und dem Reichthume und der Abwechslung des Versbaues. Ganz anders wirkte der Komödiendichter Terenz auf ihn, der sich von schlüpfrigen Unsauberkeiten wenig frei gehalten, aber stets eine vollendete Form bewahrt hat. Während er über jene mit richtendem Schweigen hinwegging, wußte er die Schönheit der Form gründlich zu würdigen und sein Vergnügen, indem er über den muthwilligen, ja unsittlichen Inhalt hinwegsah, lediglich aus ihr zu schöpfen. Durch seine fleißige Beschäftigung mit der lateinischen Sprache brachte er es zu einer in seiner Zeit gar seltenen Virtuosität im Lesen und Schreiben derselben und hat viele seiner Zeitgenossen in Beiden trefflich und erfolgreich unterweisen können.

Als Otto's und Giselbert's gutes Einvernehmen sich trübte, kehrte Bruno, damals wenig mehr als vierzehn Jahre alt, an seines Bruders Hof zurück. Hier ward er als ein Wunder von Gelehrsamkeit und Verstandesreife schier angestaunt. Otto's Weisheit erkannte in ihm sofort das geeignete Werkzeug der Reformation mancher in Verfall gerathenen Einrichtungen unter dem Clerus, welche Carl der Große angeordnet hatte.

Dieselben waren verkommen, ja theils gänzlich eingegangen, weil die rechten Leute auf dem Throne und den Bischofssitzen gefehlt hatten, um den Carolingischen Institutionen wieder den rechten Lebensodem einzuflößen. Da der Clerus allein die zur Verwaltung erforderliche wissenschaftliche Kenntniß hatte, so waren unter den höchsten Hofbeamten immer mehrere Geistliche schon unter den Merovingischen Königen angestellt gewesen. Besonders hervorragend darunter waren der Apocrisarius, der auch Archicapellanus oder Palatii custos genannt ward und dem die ganze Hofgeistlichkeit untergeordnet war. Er stellte, soweit damals von einem solchen Amte die Rede sein konnte, auch eine Art Cultus-Minister vor. Ihm neben oder vielmehr untergeordnet, öfter aber auch in einer Person damit vereinigt, erscheint Summus cancellarius oder Archicancellarius, welcher Vorsteher der Königl. Canzelei war. Der Apocrisarius hatte beim Könige den Vortrag in allen geistlichen Angelegenheiten, welche an den Hof gelangt waren und der Cancellarius die Recognition und Ausfertigung der königlichen Urkunden. Zu Schreibern und Bureaubeamten wurden die niedern Geistlichen gebraucht. Diese Einrichtung war mit dem Verfalle des carolingischen Reiches ebenmäßig zerfallen. Allein den von beiden Hofämtern geleitet gewesenen Geschäften fehlte der Einheitspunkt und es herrschte darin eine Art babylonischer Verwirrung. Otto's Einsicht erkannte bald, daß auch hier auf Carl's des Großen Einrichtungen zurückgegangen werden müsse Die Einheit des Geschäftsganges (der in die Hände mehrerer Bischöfe gekommen und seines Zusammenhanges beraubt war) herzustellen, war ein Hauptbedürfniß. Als Otto seinen jüngern Bruder recht hatte kennen lernen, erschien er ihm der rechte Mann, welcher die gestörte Ordnung und Einheit in den Reichsgeschäften wieder herzustellen, im Stande sein werde. Er übertrug ihm die Geschäfte beider Aemter und hatte bald die Freude, durch Bruno's gewissenhafte Pünktlichkeit, beharrliche Ordnungsliebe, enormen Fleiß und unermüdliche Treue im Geschäft, diese beiden Departements seiner Reichsverwaltung in einem musterhaften Zustande zu sehen.

Bruno begleitete so länger als zwölf Jahre den Hof und nahm seinem Bruder die Verwaltungssorgen ab. Alle Supplicanten, welche Otto, der fast immer im Reiche umherzog, unterwegs antraf, hatte Bruno anzuhören und ihre Sache zu untersuchen. Wenn der König längst sich von des Tages Mühen ausruhete, arbeitete sein wackerer Bruno unermüdlich für ihn weiter. Allein alle Geschäftsbedrängniß verleidete ihm sein geliebtes Studiren nicht. Die wissenschaftliche Beschäftigung im Gegentheil gab ihm frische Kräftigung und seine Studien waren das

Mittel zu neuer Anspannung. Nie gebrach es ihm, wie sehr er von äußern Geschäften umlagert war, an Muße zur Fortbildung seines Geistes. Wohin er dem Könige auch folgte, auf seine Pfalzen oder in das Kriegslager, stets führte Bruno seine Bücher mit sich, „wie die Israeliten ihre Bundeslade," sagt sein Biograph Ruotger *).

Bruno besaß ein bewunderungswürdiges Abstractionsvermögen. Weder der Wirrwarr der damals noch sehr umständlichen Reisevorkehrungen und Ausführungen, noch das lärmende Hofgewühl, brachten Bruno aus seiner Studienandacht. Er war im größten Getümmel im Stande, ohne Störung zu meditiren. Eifersüchtig aber wachte er darüber, daß ihm die Vortheile des alten Spruches: „Morgenstunde hat Gold im Munde," nicht verloren gingen. Die Frühstunden ließ er sich nicht nehmen und beutete dieselben gewissenhaft zu seiner persönlichen Förderung aus. Von den rauschenden Freuden der Hofgelage zog er sich zu der stillen Behaglichkeit seiner Studien oder Betrachtungen zurück. Er ward der Mittelpunkt des geistigen und wissenschaftlichen Regens und Bewegens am Hofe, wie in Deutschland. Sympathetisch zog er alle homogenen Elemente sich nach an den Hof, wo der Kern der neuern Cultur sich um seine Person concentrirte. Alle besten geistigen Kräfte sahe man allmählich an Otto's Hofe vereinigt. Allein es fand sich bald, wie Bruno im geistigen Streben und in der wissenschaftlichen Errungenschaft Allen weit vorauf war. Viele verließen den Hof wieder mit dem sie freilich ehrenden, aber doch demüthigenden Bekenntnisse, sie seien noch nicht würdig, neben Bruno sich zu zeigen und noch nicht reif, in seine Bestrebungen einzutreten und müßten erst besser vorbereitet werden, bevor sie daran denken könnten, neben und mit ihm eine entsprechende geistige Wirksamkeit zu entfalten. Er ward ihnen sodann Leuchte, wie Vorbild. Bruno war einer der ersten Deutschen, der in Deutschland griechische Studien trieb. Anregung dazu gaben ihm theils die von Zeit zu Zeit an seines Bruders Hofe erscheinenden Gesandtschaften, theils die in mehreren deutschen Klöstern sich aufhaltenden griechischen Mönche. Griechische Gelehrsamkeit und Scharfsinn waren, wie sehr auch bereits herabgekommen im zehnten Jahrhundert, doch noch dem abend-

---

*) Dieser war Bruno's vertrauter Freund gewesen und hatte Einsicht genug, den Mann, dessen Biographie er auf Anlaß seines Nachfolgers auf dem Cölner Erzbischofsstuhle geschrieben, gründlich kennen zu lernen. Seine Bildung war ausreichend, diese Arbeit würdig auszuführen. Abgesehen von ihrer Wichtigkeit für die politische und Sittengeschichte Deutschlands, ist diese Biographie durch Form und Inhalt eine Perle in der historischen Literatur des zehnten Jahrhunderts.

ländischen Denken und Wissen weit vorauf. Bruno studirte fleißig das Griechische und erzwang sich durch seinen Geist und Feinsinn bald selbst die Anerkennung der sonst nur zu eingebildeten Griechen.

Weit höher noch als geistig und wissenschaftlich, zeigte Bruno sich bald in der Glaubensinnigkeit, Gottesfurcht und einem Gott zu Liebe sich in Entäußerungen gefallenden Wandel. Fasten, Wallfahrten, Gelübde und andere ascetische Uebungen waren ihm bald ein unentbehrliches Bedürfniß. Ueberall suchte er heiligmäßig lebende Menschen auf und trachtete, sich durch religiösen Verkehr mit ihnen zu fördern. So suchte er seiner frommen Mutter auch in der religiösen Bildung des Herzens nachzufolgen. Wahre Frömmigkeit, aufrichtige Demuth, aufopfernde Liebe, und jene tiefe Glaubensinnigkeit zeichneten den trefflichen Bruno alsbald vor allen andern vollkommenen Persönlichkeiten in seiner Umgebung und bei Hofe aus. Seine Mutter Mathilde wird ihre innige Freude daran gehabt haben! Bei diesem Gange seiner religiösen Entwickelung mußte er bald gewahr werden, wie wenig der Welt-Clerus, zum Theil auch der im Orden lebende, der hohen Aufgabe entsprach, die demselben gestellt war. Es konnte nicht ausbleiben, daß er sich zu einer reformatorischen Thätigkeit angeregt fühlte. Einen sehr nahen Anlaß hierzu fand er wohl in dem Umstande, daß ihm um ihrer Einkünfte willen mehrere reiche Abteien, z. B. das berühmte Lorsch, übertragen worden. Dafür, daß er sich ihre Einkünfte gefallen ließ, glaubte er mindestens die Verpflichtung zu haben, diese Institute in einen Zustand zu setzen, der den Absichten der frommen Stifter entsprach und an welchem Gott ein Wohlgefallen finden könne. Er stellte daher überall in den ihm untergebenen Abteien die richtige Klosterzucht wieder her und that dieses überall, wo sich ihm sonst eine Gelegenheit und Möglichkeit dazu darbot. Dürftigen Klöstern, wie sie namentlich in seiner sächsischen Heimath vorkamen, wendete er Aufbesserungen zu und half, wo er konnte, dem Bedürfnisse neuer Kirchen ab. Dieses geschahe namentlich da, wo der durch den zurückgeführten Frieden wieder erwachte Verkehr größere Bevölkerungen nach sich zog.

Wie sein Vater und sein Bruder Otto, war er eifrig darauf bedacht, Reliquien zu erwerben, um dieselben in den neuen Kirchen zur Verehrung zu bringen. Das bereits unter den Merowingern aufgekommene und von Pipin und Carl dem Großen zur Blüthe gebrachte Institut der Hofschulen, in denen die Söhne der Vornehmen eine wissenschaftliche Ausbildung erlangen konnten, war schon unter Carl's des Großen Söhnen in Verfall gerathen und nachher ganz verschollen. Bruno stellte diese Schulen wieder her, wobei er namentlich für tüchtige Lehrer sorgte. Er selbst lehrte in der

Hofschule, war der ausgezeichneteste Lehrer derselben und bildete seines Gleichen. Die freien Wissenschaften waren in der verworrenen, düstern Zeit der Carolinger auf drei heruntergekommen und zwar die drei niedern: Grammatik, Rhetorik und Dialektik. Zu den vier höhern wagte Niemand sich zu erheben und so waren Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie aus den Lehrcursen gänzlich verschwunden. Bruno führte die Ausreißerinnen in die Schule zurück und lehrte sie selber.

Otto, den seine eigenen Fortschritte mit innigster Freude erfüllten, unterstützte seinen Bruder in seinem Bildungsstreben mit der ganzen Energie seines Willens und schon 950 war die Hofschule das, was sie überhaupt in dieser Zeit werden konnte. Es gelang ihm sogar, den berühmten Rhaterius, den größten Theologen seiner Zeit, für die Schule zu gewinnen und Bruno hielt es nicht unter seiner Würde, in der Theologie sein Schüler zu werden. Mit und nach Ratherius, der Bischof in Verona gewesen, aber dort vertrieben war, fanden auch Handschriften der classischen Literatur den Weg über die Alpen nach Deutschland. Auch der gelehrte Bischof Liutprand von Cremona stellte sich an Otto's Hofe ein. Wie an Carl's Hofe, waren Horaz, Cicero, Virgil, Ovid, Terenz, Salust in Otto's Palaste, eben so häufig genannte Namen, als die Ritter von der Tafelrunde oder Carl's Paladine. Aber die Wissenschaft ward bei Hofe nicht in Haft gehalten, Otto sorgte mit Bruno, daß sie von da aus auch in die übrigen deutschen Gaue den Weg fand. Durch Bruno's Einfluß führten vorzugsweise die Klosterschulen diese in Deutschland fremd gewordene Exulantin wieder bei sich ein. Namentlich gaben die Benedictiner-Abteien ihr gern Einlaß und Herberge. Selbst in die Frauenklöster ward sie geladen und dort festgehalten. Roswitha war nicht die einzige Klosterfrau, welche classische Studien trieb. Namentlich lasen in Gandersheim und Quedlinburg auch die diesen Klöstern zur Erziehung anvertrauten Töchter vornehmer Familien neben den Legenden der Heiligen auch ihren Virgil, ja nach Roswitha's Vorgange selbst ihren Terenz."

„Es war," sagt sehr treffend Giesebrecht, „eine Literatur eigenthüm„lichster Art, die sich aus diesen Bestrebungen entwickelte. Sie ruhet „auf nationaler Grundlage und kleidet sich in das Gewand classisch„römischer Sprache. Sie ist klösterlich und ascetisch und dabei sinnlich „naturalistisch nach der Anschauungsweise der Alten. Sie ist geistlich, „aber unbekümmert um dogmatische Streitigkeiten und canonistische Gelehr„samkeit. Sie ist endlich höfisch, aber dabei doch schlicht, treuherzig und „aufrichtig. Die altdeutsche Heldensage klingt in Hexametern wieder, die

„dem Virgil nachgebildet oder entlehnt sind. Die naive Thiersage muß „sich dem strengen Tacte antiken Versmaaßes fügen. Die wunderbaren „Geschichten von den Anfängen der Sachsen werden in der Sprache des „Salust und Tacitus vorgetragen. Eine Nonne behandelt die Legenden „der Heiligen in der Form terenzianischer Comödien. Bruno hat dieser „ganzen Literatur den Stempel seines Geistes aufgedrückt. Seine Lieb„haberei für philologische Gelehrsamkeit, sein ascetischer Eifer, seine ihm „von der Natur angewiesene höfische Stellung wirken ein Jahrhundert „lang in der Literatur bedeutsam fort. Aber es waltet noch ein anderer „Geist in und über derselben, den er weder bewältigen konnte, noch „wollte; es lebt in diesen Büchern auch der kräftige, derbe und wahre „Sinn des deutschen Volkes. Man hat das zehnte Jahrhundert vor „andern ein Zeitalter der Barbarei genannt und allerdings bezeichnet die „Anfänge desselben ein tiefer Verfall alles dessen, was die carolingische „Zeit für Kunst und Wissenschaft geleistet hatte. Aber um die Mitte „des Jahrhunderts nahm in den deutschen Ländern die Bildung von „Neuem den kräftigsten Aufschwung und drang eigentlich damals zuerst „tiefer in unsere nordischen Gegenden ein. Es war freilich eine Bildung, „welche nur die höchsten Spitzen des Volkes berührte, den Hof, die Geist„lichkeit und den in die Nähe des Hofes gezogenen Adel; aber sie hat „doch wesentlich dazu beigetragen, alle Verhältnisse der Deutschen neu zu „gestalten. Niemand verspürt mehr, als der deutsche Geschichtsschreiber, „welche Umwandlung in den Culturzuständen damals vorging. Nachdem „er aus dem Dunkel der Sagen sich plötzlich in der Carolingischen Zeit „in das helle Licht der Geschichte versetzt sieht, umfängt ihn im Anfange „des zehnten Jahrhunderts abermals ein Dämmerlicht, indem es unmöglich „wird, Thatsache und Dichtung zu scheiden. Die Ueberlieferung ist ver„worren, widersprechend, unvollständig und ohne Zusammenhang. Mit „der Mitte des Jahrhunderts aber erschließen sich ihm sofort gleichzeitige „zuverlässige Quellen, die den Gang der Dinge im Großen und Ganzen „deutlich erkennen lassen. Der Boden wird fest unter den Füßen und „nur selten hat er noch den unsichern Grund der Vermuthungen zu be„treten.“

Wenn man ein Leben, wie das Bruno's liest, muß man sich für Zeiten begeistert fühlen, in denen Leben, Staat und Kunst aus dem kirchlichen Boden einer sittlichen Religiösität hervorgewachsen und so weit gediehen sind. Kein Wunder ist es, wenn Leute mit gesundem Empfinden eine besondere Befriedigung in den Zeiten der alten, gewaltigen Kaiser finden, welche dem Auslande mächtig entgegen getreten waren, die trotzigen

Fürsten gezügelt und die tiefern Bedürfnisse ihres Volkes mit gebildetem, frommem Geiste zu befriedigen, verstanden haben.

Durch Bruno's, von Otto so wirksam unterstütztes Bemühen, gingen aus der Hofgeistlichkeit, welche ohnehin die Auslese des deutschen Clerus bildete, eine Menge von trefflichen Bischöfen hervor, welche auch zu jeder andern Zeit eine Zierde der Kirche gewesen sein würden und unter denen dieselbe Kirche mehrern sogar die Auszeichnung der öffentlichen Verehrung zuerkannt hat. Verbreitung der Wissenschaft und der Cultur in allen Richtungen, selbst die des Bodens mit eingeschlossen, ward nun eine gemeinsame Aufgabe des Clerus, namentlich des klösterlichen. Ein einiger, nach einerlei Ziele gerichteter Wille durchdrang alle Bestrebungen der Geistlichkeit und es nahm die deutsche Kirche einen ihr sehr förderlichen nationalen Charakter an, welcher eine recht zuträgliche Vermittelung des lateinischen und germanischen Elementes, die mit gleicher Berechtigung wider einander aufzutreten, so leicht geneigt sind, zur Folge hatten. Die Bischöfe waren damals nach Umständen auch Krieger und Regenten und griffen, vom Könige veranlaßt, vielfach in die öffentlichen Angelegenheiten ein, deren Entwickelung und Ausbildung zum Theil unter ihrem Einflusse geschahe. Die Werke der christlichen Liebe nahmen wieder den ihnen eigenthümlichen, missionirenden Charakter an und bildeten den festen Kitt zwischen Volk und Kirche. Auch die äußere Mission erwachte wieder. Unni's, eines der Nachfolger des heiligen Ansgarius, ist bereits gedacht, eben so des von Mathilden begünstigten Adaldogs, den Otto auf den erzbischöflichen Stuhl von Hamburg zu fördern, für Pflicht der Dankbarkeit hielt und von dem der Bremische Domscholaster und Historiker, Magister Adam, in seiner Hamburgischen Kirchengeschichte sagt: „Denn „unseres geistlichen Vaters Adaldog ganzes Streben ging auf Bekehrung „der Heiden, auf Einrichtung von Kirchen, auf Errettung von Seelen „und für die Meisterschaft in diesen Dingen erwarb der Gott und Menschen „gefällige Mann Ehre und Achtung bei Allen und selbst bei seinen Feinden*)."

---

*) Adam sagt von ihm ferner: »Erzbischof Adaldog saß 53 Jahre auf dem »Hamburger erzbischöflichen Stuhle. Er ist es, der unserer Kirche wieder zu »ihrem alten Rechte verhalf. Von erlauchtem (sächsischen) Geschlechte, jung an »Jahren, von einnehmenden Aeußern und noch besser einnehmend durch die »Biederkeit seines Charakters, ward er aus dem Hildesheimer Domcapitel ge»wählt, ein Verwandter und Schüler des heiligen Adalward, Bischofs v. Verden, »dessen bewährtes Leben, dessen unverletzter Ruf und Treue am Hofe auf das »Beste bekannt waren. Durch seine Bemühung und sein Zeugniß bei Hofe em»pfohlen, empfing Adaldog den Hirtenstab von Otto. Das bischöfliche Pallium

Die glücklichen Kriege, welche Otto wider die Dänen führte, setzten ihn in den Stand, von Adaldag unterstützt, in Schleswig, Ripen und Aarhuus drei neue Bischofssitze zu gründen, welche Adaldog's Suffragane wurden, der unter päpstlicher Zustimmung seinen Missionssprengel auch über Norwegen und Schweden erstreckte, wo ihm neue Suffragane zuwuchsen. Ebenso wurde das Bisthum Oldenburg, dem die bekehrten Wenden und Abodriten zugewiesen waren, Adaldog's erzbischöflicher Oberaufsicht zugewiesen. Seinen Lieblingsplan, die slavischen Stämme durch ein an Editha's Grabe in Magdeburg zu errichtendes Erzbisthum christianisiren zu lassen, vermochte Otto lange nicht auszuführen, errichtete aber, bessere Zeiten für diesen Zweck erwartend, einstweilen die Bisthümer Havelberg und Brandenburg mitten im slavischen Lande, um für die Bekehrung seiner Einwohner und zu allmählicher Zerstörung ihres finstern Götzendienstes, dem selbst Menschen zum Opfer fielen, feste Stützpunkte zu gewinnen. Er stattete dieselben königlich mit Einkünften aus.

Otto's vermehrter kirchlicher Eifer und seine Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke zeigen sich erst nach seiner Aussöhnung mit seiner heiligen Mutter. Mag auch die durch Editha's Tod herbeigeführte wehmüthige und weichere Stimmung den König zu größerer Freigebigkeit für kirchliche Zwecke bereitwilliger gemacht haben, so würde es doch aller psychologischer Wahrscheinlichkeit zuwider laufen, wenn man nicht annehmen wollte, Mathilde habe das gute Einvernehmen, worin sie mit Otto stand, benutzt, um ihn in die Richtung des religiösen Strebens, das sie selber in Aufführung neuer Kirchen und Klöster bethätigte, hineinzuziehen, zumal sie dabei oft nicht einmal seiner Zustimmung und seines Beistandes entbehren konnte, wie die öffentlichen Urkunden über Einrichtung mehrerer Klöster ausdrücklich bezeugen.

Zur Förderung der kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands, trug es auch nicht wenig bei, daß Otto mit dem Stuhle Petri durch Sendung eines Gesandten nach Rom und Annahme eines päpstlichen Nuntius für Deutschland, von Reichswegen in ein bleibendes, diplomatisches Verhältniß trat.

»erhielt er vom Papst Leo VII., die Handauflegung aber vom Erzbischof von »Mainz. Noch aber hatte der Hamburger Stuhl keine Suffragane. Diese er»langte er erst durch Adaldog's Eifer.«

Siebzehntes Capitel.

Ordnung der Angelegenheiten des deutschen Reiches im Innern und nach Außen. — Die beiden Brüder Otto und Heinrich gezeichnet von Widukind. — Zweifelloser Einfluß ihrer Mutter Mathilde auch beim weltlichen Regimente.

Nicht minder, als die kirchlichen Angelegenheiten, war Otto auch diejenigen seines weltlichen Reiches zu ordnen und zu befestigen, beflissen gewesen. Er hatte sich dabei, wie schon gedacht, stets von der Idee der Wiederherstellung der Monarchie Carl's des Großen leiten lassen. Die Einheit des Reiches schwebte ihm hierbei als leuchtendes Ziel vor. Dieser zu Liebe beschränkte er, wie schon gezeigt, die herzogliche Gewalt, um in den Herzögen gefügigere Organe für die Verwirklichung seiner Reichspläne zu haben. Er nahm, wie bereits angedeutet, die volle Regierungsgewalt der alten fränkischen Könige in Anspruch, weshalb er sich unter das fränkische Recht stellte, um auch als Rechtsnachfolger der fränkischen Monarchie zu erscheinen. Gleichwohl drängte sich die deutsche Neigung, lieber vom Gewohnheits-, als vom geschriebenen Rechte beherrscht zu werden, vor und ließ die fränkischen und carolingischen Capitularien eben so wenig recht zur Geltung gelangen, als eine Fortsetzung dieser Art, Recht zu machen, aufkommen. Noch weniger konnte ein gelehrter, ein studirter Richterstand, eine Bureaukratisirung des Rechtssprechens in Aufnahme kommen. Das Volksrecht gewann die Oberhand und damit wurde alles Gericht öffentlich gehalten. Da eine politisch organisirte Rechtspflege bei den Deutschen keinen Anklang fand, so blieb die Einwirkung des Königs auf das Gerichtswesen und die Rechtsentwickelung eine schwache. Nur im Noth und Aushilfsfalle ward er hinzugezogen, wo er dann gewöhnlich die Entscheidung durch Schiedsrichter treffen zu lassen suchte. Otto, welcher hierbei Willkürlichkeiten aus dem Wege gehen wollte, ließ die Entscheidung gern durch einen Zweikampf herbeiführen, den zwei Vertreter der entgegengesetzten Ansichten mit einander zu führen hatten und dessen Ausgang dann als Gottes Gericht betrachtet ward. Otto knüpfte hierbei nur an die deutsche Sitte an, im Zweikampfe ein Gottesurtheil zu sehen.

Es ist ein tief religiöser Zug jener Zeit, daß man lieber sein gutes Recht der Weisheit des allmächtigen Gottes, als menschlicher Willkür

anheim stellen mochte und selbst der König sich nicht als Herr des Gesetzes ansehen wollte. Gleichwohl sahe er es, bei aller Enthaltung von Eingriffen in die Gerichtsbarkeit und in die Rechtsentwickelung, als sein Amt, zu sorgen, an, daß die Richter jedem zu seinem guten Rechte verhülfen. Er saß daher nicht selten selber zu Gericht, um über die Befolgung und Sicherung des alten Rechtes zu wachen. Er that dieses in allen Theilen des Reiches, weil er gleichsam eine wandernde Regierung führte und, wenn auch zumeist auf seinen Burgen nördlich und südlich vom Harze weilend, doch auf den königlichen Pfalzen in allen Theilen Deutschlands abwechselnd sich aufhielt und dann der localen Gerichtsbarkeit seine Aufmerksamkeit widmete.

Dieses wandernde Hofleben hatte freilich weniger politische, als finanzielle Gründe. Zu den Krongütern gehörten bedeutende Natural-Einnahmen, besonders die Erträgnisse der Jagden, der Viehzucht und des Ackerbaues, welche an Ort und Stelle consumirt werden mußten, weil sie nicht leicht in Geld verwerthet, noch weniger aber bei der Schwierigkeit des Transports nach einer vielleicht sehr fern liegenden festen Residenz geschafft werden konnten. Immerhin ward aber durch diese zeitweise Gegenwart in allen Gegenden seines Reiches die Einheit desselben nicht wenig gefördert, indem Otto dadurch die Gemeinsamkeit pflegen half, mit welcher er allen Stämmen angehörte. Sein Hoflager hielt er an den hohen Festen in bedeutenderen Orten auf längere Zeit. Die Feste gaben dann Gelegenheit zur Versammlung der Großen der Gegend um den Herrscher und Abhaltung von Hoftagen, die theilweis die Reichstage ersetzen helfen mußten. Diese Festfeiern waren gleichfalls der Reichsverbindung zur Einheit sehr förderlich. Denn da fanden sich nicht allein geistliche und weltliche Würdenträger aus der Umgebung, sondern oft auch aus weiten Entfernungen ein, um dem Könige ihre Huldigung zu bezeigen. Auch die Fürsten des benachbarten Auslandes erschienen, um Bund und Freundschaft mit dem deutschen Könige zu erneuern und sich seines Wohlwollens und Schutzes durch Tribut oder freiwillige Gaben zu versichern. Diese Hoflager waren durch ihren Glanz auch wohl geeignet, den Unterthanen, wie Nachbarn zu imponiren und der deutschen Königswürde einen gewissen Nimbus zu verleihen und zur Achtung vor derselben aufzufordern.

Bei diesen Gelegenheiten fand Otto mittelst persönlichen Verhandelns mit den Betheiligten die beste Gelegenheit, das mit dem Reichsinteresse oft weit auseinander gehende Stammesinteresse auszusöhnen und beide in ihren divergenten Richtungen auszugleichen. Er sorgte dann dafür, daß das Streben der weltlichen Fürsten nach Unabhängigkeit und Erweiterung

sich in bescheidenern Schranken hielt, auch der Clerus nicht an politisch zu hoch fahrende Pläne sich wagte. So vereinbarten sich die einander widerstreitenden Ansprüche in friedlicher, gegenseitiger Machtregulirung, wobei freilich der König darauf verzichten mußte, Adel und Geistlichkeit in die ursprüngliche Abhängigkeit von der Krone zurückzubringen, weil Beide unter der Schwäche der Carolinger dem alten Dienstverhältnisse schon zu sehr entwachsen waren. Doch begriffen die Fürsten wie Völker gar wohl die Nothwendigkeit eines starken, deutschen Königsthums, das ihnen ein Schirm und Schutz gegen ihre Feinde bot, da sie an der Schwäche des fränkischen lernen konnten, wie schutzlos dort der Schwache wider den Mächtigen war. Die Schwächung des deutschen Herzogthumes, welche Otto unternahm, beruhete daher für das Königthum auf den Principien der Selbsterhaltung. Das fränkische Herzogthum löste er, wie gezeigt worden, nach Eberhard's Tode völlig auf, versöhnte aber Eberhard's Anverwandten, die er an sein Haus und durch Heirathen an seine Familie fesselte. Andere nach dem Herzogthume lüsterne Persönlichkeiten suchte er durch angemessene Beschäftigung von Verfolgung ihre Ansprüche abzuhalten. Die andern Herzogthümer blieben allerdings bestehen.

Allein Otto hatte doch die unter seinem Vater Heinrich geübten Rechte bedeutend beschränkt, indem er persönlich einen stärkern Einfluß zur Geltung brachte, den herzoglichen Befugnissen, z. B. dem Rechte über Krieg und Frieden, engere Grenzen setzte, neue Beamten, z. B. Pfalzgrafen, d. h. Statthalter des Königs in den Provinzen, schuf, welche das Herzogthum überwachen mußten und endlich mit den vacant gewordenen Herzogthümern ihm ergebene Persönlichkeiten belieh. So hatte er, wie schon gedacht, mit dem ihm zugefallenen Lotharingen Conrad den Rothen beliehen. Als im December 945 Berchthold von Bayern, nachdem er einige Monate zuvor die Ungarn bei Wels tüchtig zurückgeschlagen, gestorben war, verwendete sich, wie schon angeführt worden, die Königin Mathilde bei ihrem ältest Geborenen dahin, daß er dem zweit Geborenen, ihrem geliebten Heinrich, das erledigte bayerische Herzogthum verleihen möchte. Otto's Großmuth, uneingedenk aller ihm von dem Bruder zugefügten Unbilden, verlieh ihm das Herzogthum, dem er, als des frühern Herzogs Arnulf Schwiegersohn, ohnehin schon nahe stand. Heinrich wurde von diesem Edelmuthe gerührt. Sein fester Vorsatz ward es, durch Treue und Gehorsam die frühern Frevel gegen den Bruder vergessen zu machen. Fast noch ein Jüngling, brannte er, durch Heldenthaten, die er im Interesse des großmüthigen Bruders zu vollbringen gedachte, den dunkeln Hintergrund seiner Vergangenheit mit freundlicherm Lichte zu überkleiden. Ver-

nehmen wir, wie Widukind von Corvey sich über diese Angelegenheit äußert, der darin zugleich die Portraits beider Brüder liefert:

„Jetzt gedachte Otto auch auf Mahnen und Fürbitten seiner heiligen „Mutter seines von vielen Trübsalen gebeugten Bruders und belieh ihn, „nachdem Berthold gestorben war, mit dem Herzogthum Bayern und stellte „Friede und Eintracht mit ihm wieder her, worin auch Heinrich bis an „sein Ende getreulich aushielt. Dieser Friede und diese Eintracht zwischen „den Brüdern, die Gott angenehm und den Menschen ein Wohlgefallen sind, „werden nun auch bereits durch die ganze Welt gepriesen, da sie einmüthig „das Reich erweitern, die Feinde bekämpfen und mit väterlichem Ansehen „über ihre Unterthanen herrschen. Nachdem er das Herzogthum Bayern „übernommen, erschlaffte Heinrich keineswegs in Unthätigkeit, sondern zog „aus und eroberte Aquileja, überwand die Ungarn zwei Male, setzte über „den Tessin, bereicherte sich im Lande des Feindes mit kostbarer Beute und „führte sein Heer ohne Verlust in's Vaterland heim. Den Charakter, „die Haltung und Bildung solcher und so großer Männer, welche die „Güte des Höchsten der Welt zur Zierde und Freude bestimmt hat, darzu„stellen, reicht allerdings unsere Kraft nicht aus. Allein die Ehrfurcht, „welche wir gegen sie hegen, vermögen wir durchaus nicht zu bergen. „Der Beherrscher des Reichs, der älteste unter den Brüdern, war der „vortrefflichste, besonders durch Frömmigkeit ausgezeichnete, in Unter„nehmungen beharrlichste unter allen Sterblichen *).“

„Heinrich dagegen zeichnete sich durch ein ernstes Wesen aus, wes„halb er auch von denen, welche ihn nicht kannten, als weniger herab„lassend und freundlich geschildert ward. Er war standhaften Sinnes „und ebenfalls treu gegen seine Freunde, weshalb er denn auch einen „Ritter von mittelmäßigem Vermögen durch eine Vermählung mit seiner „Frauen Schwester ehrte und zum Bundesgenossen und Freunde annahm. „Er war von ausgezeichnetem Körperbau, so daß er als Jüngling durch „seine schöne Gestalt Jedermann für sich einnahm.“

Obgleich die deutschen Herzöge durch Otto an Bedeutung verloren hatten, blieben sie doch immerhin respectable Machthaber und vielfach uneingeschränkte Herrscher in ihren Gebieten. Sie standen dem Kriegswesen ihres Herzogthumes vor, wachten über den Landfrieden, hielten Hof-, Gerichts- und Landtage, auf denen Bischöfe, Prälaten, Grafen, hohe und niedrige Vasallen sich einzufinden hatten. Alle besaßen bedeutende

*) Widukind's nun folgende Charakteristik des Kaisers Otto ist unten bei Erzählung seines Todes mit aufgenommen.

Lehen und Einkünfte, welche ihnen einen glänzenden Aufwand möglich machten. Otto hielt seine landesherrlichen Rechte mit aller Entschiedenheit aufrecht und litt nicht, daß irgend ein Vasall das verliehene Recht oder Besitzthum in ein erbliches verwandelte, wie der westfränkische Adel zum Nachtheile der königlichen Macht vielfach gethan. Geistliche, wie weltliche Würdenträger mußten ihm eidlich huldigen und versprechen, ihm allezeit hold und gehorsam zu sein, ihm überall hin, wohin er sie entbieten möge, zu folgen und ihm in jeglicher Noth beizustehen. Er dagegen machte sich nur anheischig, sie bei ihren Lehen zu belassen, wenn sie dieselben nicht durch Untreue verwirkten. Das Gefühl, König zu sein von Gottes Gnaden und die Krone und höchste Gewalt über das deutsche Volk von Gott selbst verliehen erhalten zu haben, waren bei ihm so mächtig, daß er sich überzeugt hielt, die Krone sei ihm Gewähr und Unterpfand der ausgedehntesten Rechte über Land und Leute, denen nur hergebrachte, oder durch die Noth hervorgerufene Verhältnisse eine Schranke zögen.

Einen sehr imponirenden Ausdruck gab Otto diesem Majestätsgefühle durch eine glänzende Hofhaltung, wozu sein sparsamer Vater ihm durch gute Verwaltung der Kroneinnahmen und Wiederherbeiziehung der durch Vergeudung abhanden gekommenen, der Krone zuständigen Mittel vorgearbeitet hatte. Den Lebensunterhalt lieferten die verschiedenen königlichen Güter, deren Naturalien, wie oben gedacht, bei dem abwechselnden Aufenthalte des Hofes an Ort und Stelle verzehrt wurden. Die übrigen Bedürfnisse wurden aus den sich immer stärker vermehrenden Regalien und andern der Krone vorbehaltenen Einnahmen bestritten. Wenn es auch noch keine Steuern, namentlich keine allgemeinen gab, so wurden dieselben doch reichlich durch die ansehnlichen Geschenke und Ehrengaben ersetzt, welche dem Könige an den Orten, wo er längere Zeit sich aufhielt, während der Zeit seiner Residenz von nah und fern dargebracht wurden. Bei der Pflicht der Unterthanen zum Vorspann und zum freien Quartier und Beköstigung, war das Umherziehen des Hofes nicht mit großen Ausgaben verbunden. Das Kriegführen kostete dem Könige auch wenig, weil Ausrüstung und Verpflegung des Heeres eine Last der Vasallen war. So hatte Otto Mittel genug, seine Majestät auch in äußerm Glanze erscheinen zu lassen.

Wie klar und besonnen er aber auch sein Ziel: die Gründung und Befestigung der Königsgewalt im Auge haben mochte, so fehlte viel daran, daß er es überall und in dem gewünschten Maaße erreichte. Auch das Volk und die untergeordneten Herren fühlten das Bedürfniß, ihre Rechte zu erweitern und die Beschränkungen, in denen sie sich bewegten, zu

lockern und so war ein allgemeines Ringen, Gähren und regelloses Wogen der verschiedenen entgegengesetzten Interessen wider einander die unausbleibliche Folge. Dabei war das allgemeine Gefühl, nur bei einem engen Zusammenhalt gegen äußere Feinde, die innern Interessen pflegen und zur Geltung bringen zu können, der Kräftigung des Königthums, das diese Einheit und Zusammengehörigkeit nach Außen hin repräsentirte, sehr förderlich. Eben so zog es seinen Vortheil aus dem Kampfe, in welchen die Interessen der Ritterschaft (des Adels) und der Geistlichkeit mit denen des Volkes geriethen, indem es dem Volke gegen die Uebergriffe dieser Stände zum Schirme diente, so daß, was das Volk an Interessen für seinen Fort- und Wohlbestand opfern mußte, nicht jenen Prätendenten, sondern der Krone zu Statten kam.

Wie er so die Kräftigung und das Steigen des Ansehens seiner Macht im Innern unverrückt im Auge behielt und verfolgte, war Otto auch beflissen, nach Außen hin dem deutschen Reiche den verdienten Einfluß und Glanz zu sichern und die alten Grenzen desselben nicht nur überall herzustellen und zu befestigen, sondern auch dessen Grenzmarken zu erweitern. Dieses that er weniger in Person, — obwohl er sich nie dem Kampfe entzog und rühmliche Feldzüge unternahm und ausführte — sondern durch ausgezeichnete und tapfere Heerführer. Besonders hervor that sich unter diesen der bereits erwähnte Markgraf Gero, dessen Mark sich von der Saale und mittlern Elbe bis zur Oder erstreckte. Obwohl er nicht von vornehmer Geburt war, erhob ihn Otto über viele Reichsbeamten höherer Abkunft. Neben Kriegserfahrenheit besaß er eine große Geschicklichkeit in Staatsgeschäften, einen hellen Verstand, eine unwandelbare Treue und Ergebenheit, die durch Frömmigkeit und Gottesfurcht die ächte Farbe erhielt und war unermüdlich in der Thätigkeit für seinen Herrn. Die zähe Beharrlichkeit in der Feindschaft gegen die längs der Grenzen seiner Mark noch ununterworfen hausenden Slavenstämme erwies sich als das einzige Mittel, diese alten Reichsfeinde allmählich mürbe zu machen und ihnen die Neigung zu den in Gewohnheit ausgearteten Einfällen in's Reich zu verleiden. Gero erweiterte in harter Unverdrossenheit die Grenzen seiner Mark. Was Gero gegen die südlichen Slavenstämme leistete, suchte Hermann Billing, der im nördlichen Sachsen befehligte, gegen die von der Oder bis nach Holstein wohnenden Stämme zur Ausführung zu bringen. In dem über die alte Reichsgrenze hinaus eroberten Gebiete der Marken, ward die Bevölkerung zu einem hauptsächlich in Naturalien und Diensten bestehenden Tribut an den König, resp. dessen Vasallen verpflichtet, sonst blieb sie in altem Verhältnisse, hatte also keinen Grund,

über Verschlimmerung ihrer Lage sich zu beklagen. Land nahm der König nur, so weit es durch Tod oder Vertreibung der Häuptlinge herrenlos geworden war und theilte es an seine Vasallen und Dienstleute aus, welche dafür zu Kriegsdiensten verpflichtet wurden und das Heer bildeten, das zunächst gegen die unterworfene Mark aufgeboten ward, wenn sich dieselbe etwa empörte.

Nach Gorm des Alten Demüthigung hatten die Dänen sich eine Zeit lang ruhig verhalten. Allein sein Sohn Harald Blaatand (Blauzahn), ein unternehmender Krieger, welcher England und Preußen beunruhigte, band auch mit den Sachsen an und bemächtigte sich raubend und verwüstend der dänischen Mark, schlug den Hermann Billing und nahm ihn gefangen. Otto unternahm einen sagenhaften Feldzug gegen Harald, welcher die Herstellung der alten Mark zur Folge hatte, die nun die Schleswiger hieß und Hermann Billing zum Markgrafen erhielt.

Auch den Böhmenherzog, der sich mehrmals unabhängig und tributfrei zu machen versucht hatte, brachte Otto wieder unter die alte Botmäßigkeit.

Dem mit Bayern beliehenen Heinrich war damit die Aufgabe zu Theil geworden, die in die Hände der Ungarn gefallenen Donauländer dem Reiche wieder zu gewinnen. Er vertrieb die Ungarn aus Kärnthen, nahm Aquileja und drang dann bis zur Theiß vor. In diesen Feldzügen, welche in das Jahr 950 fallen, zeigte Heinrich sich seines Vaters und Bruders würdig. So verdankte Otto den Feldzügen Gero's, Hermann's und Heinrich's eine bedeutende Erweiterung der Reichsmarken. Deutschland begann immer mehr eine in Europa hervorragende Rolle zu spielen, wie denn seine Priester und Kaufleute sich in immer entferntere Gegenden begaben, um Seelen- und leiblichem Gewinne nachzugehen. Es wurden überhaupt fortan Handel und Wissenschaft nun auch immermehr mit Hebel des politischen Lebens und Wirkens der Deutschen. Sehr zu Statten kam dem Aufschwunge des deutschen Reiches der Verfall, die Schwäche und Zersplitteruag der übrigen Theile der weiten Monarchie Carl's des Großen. Die Macht des Königs des westfränkischen Reiches sank von Tage zu Tage, daß selbst Ungarn und Araber zu Einfällen sich veranlaßt fanden und Otto ihm gegen seinen eigenen Herzog Beistand leisten mußte. Sprachliche und nationale Unterschiede und Sonderinteressen zerklüfteten das Reich und spielten die Gewalt einer Menge von kleineren Territorialherrn in die Hände. Die kleinen Herren wurden mächtig und übten auf Kosten ihres Oberherrn eine immer absoluter sich gestaltende Gewalt. Solche Vielherrschaft der Großen vernichtete alle Macht-Vortheile, welche der König aus dem Reichthum seiner Hilfsquellen hätte

ziehen können. Diese Quellen flossen übrigens dem westfränkischen Könige weit ergiebiger, als dem deutschen. So hatte denn Ludwig keine andere Stütze, als seinen Schwager Otto. Der Feldzug, welchen dieser zu Ludwig's Gunsten unternahm, war letzterem zwar vortheilhaft, denn Otto zwang Hugo, seinen Lehnsherrn Ludwig als König anzuerkennen. Dieser aber mußte auf das französische Burgund zu Hugo's Gunsten verzichten.

Nachdem Otto sich überzeugt, daß Hugo (gleichfalls sein Schwager) bei seinem Ehrgeize eine dauernde Freundschaft und Frieden mit Ludwig nicht halten werde und nachdem Hugo aus Anlaß eines unglücklich wider die Normannen geführten Krieges den König Ludwig in seine Gewalt bekommen hatte und in Haft hielt, zog Otto 946 mit einem großen Heere wider Hugo und verheerte drei Monate lang dessen und der Normannen Land, konnte auch, als er nach Deutschland im Spätjahre zurückkehren mußte, Ludwigen mehrere ihm zurückeroberte Plätze übergeben. Im Jahre 947 vermittelte Otto einen Waffenstillstand zwischen seinen Schwägern und 948 brachte er das Concil zu Ingelheim zu Stande, wo die durch die fränkische Doppelherrschaft herbeigeführten kirchlichen Wirren *) gelöst und das gegenseitige Verhältniß Ludwig's und Hugo's geregelt werden sollte. Ludwig erbot sich, durch Eid oder Zweikampf seine Unschuld an den Zerwürfnissen nachzuweisen, unterwarf sich übrigens der Entscheidung des Conciles. Dieses forderte Hugo zum Gehorsam gegen seinen rechtmäßigen König auf und drohete für den Fall der Unfolgsamkeit mit dem Banne. Da sich Hugo nicht fügte, ließ Otto, in Ausführung des Bannes gegen Hugo, durch den Herzog von Lotharingen Ludwigen mit gewaffneter Hand in sein Reich wieder einsetzen. Hugo mußte sich nun unterwerfen.

Auch in Burgund konnte nach vieljährigen Wirren erst durch Otto wieder Ordnung geschaffen werden. Er leitete gleichsam als Vormund des ihm von den burgundischen Großen anvertrauten jungen Königs Conrad, die burgundischen Angelegenheiten bis zu dessen Volljährigkeit. Aus Dankbarkeit blieb dieser ihm zeitlebens ergeben, zumal nachdem Otto der Gemahl von Conrad's Schwester, Adelheid, geworden war.

Nicht minder führten die italienischen Thronstreitigkeiten und Befehdungen der Kron-Prätendenten dem Könige Otto auch einen mächtigen Einfluß in die italienischen Angelegenheiten in die Hände.

---

*) So hatten viele Bisthümer zwei Bischöfe, einen von Hugo und einen von Ludwig eingesetzten, je nachdem Einer oder der Andere einmal im Sprengel die Obergewalt geübt hatte.

So stand um 950 Otto's Königthum, nach allen Seiten Achtung gebietend, als die ansehnlichste Macht in Europa da. An seinem Hofe empfing er Gesandten des oströmischen Kaisers und der Kalifen von Cordova. Der glückliche Ausgang innerer und äußerer Kämpfe und die großen Herrschertugenden Heinrich's und Otto's hatten in nicht dreißig Jahren aus einem freilich sehr erweiterten Theile der Carolingischen Monarchie ein Ganzes geschaffen, das sich dem frühern größern Ganzen ebenbürtig an Macht, Ansehen, Glanz und Majestät zur Seite stellen, ja dasselbe völlig ersetzen konnte. Freilich nahm Otto nur Carl's Gedanken wieder auf (wenn er auch den der Universal-Monarchie schwinden ließ) und führte das zu großartige Unternehmen, aber auf einem naturwüchsigern, dem Genius der Deutschen besser entsprechenden Wege, zu einem bescheidenern Ziele. Allein selbst in dieser Beschränkung blieb das deutsche Reich das mächtigste Erzeugniß, welches aus einer sonst so düstern Zeit, wie das zehnte Jahrhundert, hervorging. Nur einige Jahrzehnte waren erforderlich gewesen, Carl's genialen, freilich auch lebensvollen Gedanken, der unter der Erbärmlichkeit seiner Epigonen völlig verkommen zu sein schien, wieder so zu befruchten, daß ein Reich sich aus ihm gestaltete, welches sich bis in unser Jahrhundert erhalten hat und dessen ungeheuere Trümmer bis jetzt die Grundfesten unseres politischen Bestandes bildeten.

Das Hauptbindemittel dieser auf so lange Zeit zu einem Organismus vereint gebliebenen heterogenen Bestandtheile gab aber die eine, allgemeine, apostolische, heilige Kirche Christi ab, deren Sinn und Wesen gerade von den deutschen Völkern besser begriffen worden war, als von irgend welchen andern Nationen. Fortan waren es vornehmlich die deutschen Priester, welche heidnischen Stämmen das Evangelium brachten. Die Missionsthätigkeit der übrigen christlichen Nationen will gegen diejenigen der Deutschen wenig bedeuten. Was Heinrich begründet, hatte Otto vollendet. Wer aber war es, der sie zu edeln, zu christlichen Gesinnungen befeuerte? Wer pflegte in ihnen die himmlische Aussaat? Wer nahm das Göttliche unter zarte Obhut, das ihnen gebührte? Wer wehrte den etwanigen Hervorbrüchen ungemäßigter Herrschlust? Wer hielt ihnen immerfort durch Rede und Vorbild die Gedanken gegenwärtig, daß alles Gute und Hohe von Gott kommt und nur mit, durch und von ihm sein Gedeihen erhalten kann? Mathilde war's, diese echte Tochter Sachsens und vollendete Jüngerin Christi. Allerdings sind außer wenigen, minder erheblich scheinenden Zügen, welche auf jene wunderbare Reichsentwickelung von Einfluß gewesen sein könnten, keine Aufzeichnungen vor-

handen, welche Mathilden als durch Rath und That mit verflochten erscheinen lassen in die großartige Wirksamkeit des Gemahles und Sohnes. Allein daß sie doch auch in politischen Dingen mit eingewirkt, ergiebt die auf ihre Empfehlung erfolgte Bekleidung Heinrich's mit der bayerischen Herzogswürde, sowie auch der Umstand, daß Otto später nach dem Siege auf dem Lechfelde seiner Mutter die Anordnung der kirchlichen Siegesfeierlichkeiten auftrug und daß, als er seinen zweiten Römerzug zu seiner Krönung antrat, neben Bruno und seinem Sohne Wilhelm, dem Erzbischofe von Mainz, er auch seiner Mutter die Obsorge für das Reich und seinen Sohn, den jungen König Otto, empfahl.

Wenn ein Regent von so staatsmännischer Einsicht, wie Otto, in einem so wichtigen Falle Mathilden geeignet fand, seine Stelle mit zu vertreten*), so muß er die günstigste Ueberzeugung von ihrem Regenten-Talente gehabt haben, die bei einem Otto auch nur wieder auf günstige Erfahrungen gegründet sein konnte. Es ist daher schwerlich ein Fehlschuß, wenn man annimmt, Mathilde habe bei den Regentenhandlungen ihres Sohnes nicht minder Einfluß geübt, als es ehedem bei der Regierung ihres Gemahles der Fall gewesen war. Derselbe ist keineswegs gering anzunehmen und nach der Geringfügigkeit der darüber vorhandenen Nachrichten zu bemessen. Schon die Liebe und aufrichtige Verehrung, welche Otto öffentlich seiner hochverehrten Mutter erwies, machen es wahrscheinlich, daß er in wichtigen und zweifelhaften Fällen mit der bewährten Matrone sich benennen und ihren Rath verlangt hat.

---

*) Tunc commendans regnum et Ottonem parvulum filium suum piae matri et archiepiscopo Wilhelmo heißt es in der jüngeren Vita Mathildis. Die anderen Quellen erwähnen bei dieser Gelegenheit zwar Wilhelm's, aber nicht Mathilden's, nennen auch wohl Bruno neben Wilhelmen als einen der Reichsverweser während Otto's Krönungszuge nach Rom.

Achtzehntes Capitel.

Otto's Beruf, der kaiserlosen Zeit ein Ende zu machen. — Sein Zug nach Italien. — Königin Adelheid. — Otto's Vermählung mit derselben. — Adelheid und Mathilde zwei Heilige.

König Otto befand sich um die Mitte des zehnten Jahrhunderts durch die Vorarbeiten seines Vaters und seine eigene Wirksamkeit ganz in der Stellung, welche Carl der Große dem Kaiserthum gegeben, wenn er auch nicht den ganzen Complex von Carl's Reichsgebiet beherrschte. Otto hatte eine kaiserliche Gesinnung. Seine persönliche Hoheit und Größe mußte in seinem Herrscherbewußtsein ohne allen Ehrgeiz nur durch die Vergegenwärtigung der Idee seiner Mission das Bedürfniß hervorrufen, seiner Schöpfung durch die Verbindung der Kaiserkrone mit derselben den Schlußstein einzufügen. Dazu kam, daß in seinem Reiche Kaiser Carl's Grab und die mit ihm begrabenen Kaiser-Insignien sich befanden, ja, daß der große Kaiser selbst im Tode in Deutschland noch auf seinem Throne saß und also Deutschland sein eigentliches Reich gewesen zu sein schien, wie denn in diesem Lande auch seine berühmtesten Kaisersitze, ja das alte Stammland seiner Familie belegen war. Hatten denn nicht auch die deutschen Carolinger im Ringen mit den französischen um die Kaiserkrone dieselbe schließlich davon getragen?

Funfzig Jahre erst waren verflossen, seit Arnulf in Rom gekrönt war und Italien dem Berengar zum Lehen gegeben hatte. Die nachher zu Kaisern gekrönten Individuen hatten niemals Kaisermacht besessen und es war schon seit Jahren keinem Prätendenten mehr eingefallen, sich mit dem werthlosen Schimmer der römischen Kaiserkrone zu schmücken. Hatte doch selbst der jüngere Alberich, der als „Fürst und Senator aller Römer," einige zwanzig Jahre lang mit eiserner Faust Rom und sein Gebiet beherrschte, der die von ihm eingesetzten Päpste Leo IX., Stephan IX. und Marinus II. nur als Werkzeuge seines Willens behandelte und alle Tage, wenn er es verlangt hätte, gekrönt werden konnte, die Kaiserkrone verschmähet! Er wußte, daß diese Krone ihm an wirklicher Macht nichts geben konnte, obwohl er stark genug war, jeden fremden Versuch, das Kaiserthum herzustellen, zu vereiteln. Der Papst war, sammt dem Patrimonio Petri, ja ohnehin in seinen Händen und so der geistliche Staat,

den Pipin und Carl begründet und auf welchem sich der Bau des Papstthums erheben sollte, zeitweis gar nicht vorhanden.

So nahe sich dem Könige Otto die Idee der Erneuerung des Kaiserthumes und die Herstellung der Ehre des Stuhles Petri auch legte, so wenig war ihm bis jetzt ein äußerlicher Anlaß geboten, auch in dieser Beziehung die Restauration des Planes Carl's des Großen anzugreifen. Das größte Hinderniß bestand darin, daß nach einem für unerläßlich gehaltenem Herkommen die kaiserliche Gewalt nur dem Könige Italiens übertragen werden konnte. Aber gerade dieses Königreich war durch elende, einander befehdende und überlistende Herrscher, durch nichtswürdige Lebensweise und Politik derselben, durch die Verheerungen der Ungarn, durch unwürdige Päpste und deren ärgerliches Regiment und daraus hervorgehende sittliche Fäulniß eines großen Theiles der Geistlichkeit, durch Herrschsucht und Trachten der Bischöfe nach politischer Macht und eine Menge anderer unglücklicher Verhältnisse und Zustände in die kläglichste Lage gerathen. Alle Beziehungen, die staatlichen, wie die kirchlichen, ja alle sittlichen Ordnungen gingen, so schien es, mit eilenden Schritten der Auflösung entgegen.

Aus diesem Lande konnte daher unmöglich ein Kaiserthum hervorgehen. Es fehlte an der dazu geeigneten Person und den dazu unerläßlichen Elementen und Mitteln. Diese konnten nur in fremdem Lande gefunden werden und Otto war ganz der dazu geeignete Mann. Allein er hatte kein Anrecht auf Italien und dessen Krone. Dieses Hinderniß räumte die Vorsehung aus dem Wege. Die italienischen Großen, der beständigen Parteikämpfe müde, waren endlich darin einig geworden, dem Unfuge der Könige und Gegenkönige ein Ende zu machen. Um die Mitte der vierziger Jahre bekämpften einander als solche italienische Kron-Prätendenten Hugo von Burgund und Berengar der jüngere, Kaiser Berengar's Enkel. Die Ausgleichung erfolgte durch Vermittelung der Großen in der Weise, daß Hugo's Sohn, Lothar, zum Könige erwählt und ihm gehuldigt ward. Zu seinem ersten Rathe aber ward Berengar bestellt, dem alle Geschäfte übertragen wurden. Mit andern Worten: Die Macht des Königs übte Berengar und seinen Namen führte Lothar.

Dieses Verhältniß hatte nur erst wenige Jahre bestanden, als König Lothar, noch ein Jüngling, im November 950 zu Turin starb. Berengar setzte es durch, daß er schon nach drei Wochen zu Pavia durch die von ihm dort versammelten Großen zum Könige von Italien gewählt ward. Sein Sohn Adalbert ward mitgewählt und noch am Tage der Wahl (15. December) zugleich mit seinem Vater gekrönt.

Jetzt nahm Berengar die bisher vorgehaltene Maske der Leutseligkeit ab und zeigte sich als einen harten, grausamen, habsüchtigen, gewaltthätigen Fürsten. In diesen bösen Eigenschaften überbot ihn aber noch seine Gemahlin Willa. Die Italiener gereuete daher schon in den ersten Wochen ihre Wahl. Ihre ganze Sympathie besaß dagegen Lothar's Wittwe, eine burgundische Prinzessin, König Rudolph's Tochter und König Conrad's Schwester. Adelheid hatte kaum das neunzehnte Jahr erreicht. Ihr reiner Wandel, ihre Schönheit und Klugheit hatten ihr die Herzen von hoch und niedrig zugewandt. Die Burgunder besaßen noch eine starke Partei im Lande. Man war um so geneigter, ihr ein eigentlich gar nicht bestehendes Erbrecht auf die italienische Krone zuzugestehen, als man Berengar im Verdacht hatte, oder haben wollte, den jungen König Lothar vergiftet zu haben. Man suchte sich und ihr einzubilden, sie könne das ererbte italienische Königthum mit ihrer Hand einem zweiten Gemahle schenken. Jedenfalls schien sie dem Berengar eine gefährliche Nebenbuhlerin und er sann darauf, sie zu verderben. Wie es scheint, war er schon bald nach Lothar's Tode mit einer Werbung für seinen Sohn Adalbert um ihre Hand hervorgetreten und nach Gebühr abgewiesen. Er trat nun feindselig wider sie auf und sie mußte in ihrer bisherigen Hauptstadt Pavia von Berengar und dessen schandbarem Weibe, Willa, sich Schmach über Schmach gefallen lassen. Nachdem sie ihrer Geldmittel und Schmucksachen und ihres Gefolges beraubt war, nahm Berengar ihr auch die Freiheit. Seit dem 20. April 951 (also schon fünf Monat nach Lothar's Tode) schmachtete sie im Kerker von Como. Hier ward sie sogar körperlich mißhandelt. Die Unglückselige mußte sich Schläge und Fußtritte gefallen lassen. Später übergab Berengar seine Gefangene einem seiner Grafen, der sie in seiner Burg am Gardasee hüten mußte. Hier genoß sie die Gesellschaft nur einer Dienerin und eines Geistlichen. Den weitern Verlauf meldet die in dieser Erzählung glaubhafte Zeitgenossin Roswitha in ihrer poetischen Erzählung der Thaten Otto's also:

„Während Adelheid in ihrem Gemüthe von Sorgen der verschiedensten „Art geängstet, auf einen zuverlässigen Trost keine Hoffnung hatte, sendete „der Bischof Adelhard (von Reggio), welcher das beklagenswerthe Ereigniß „beweinte und schwer die Schädigung seiner theuern Herrin ertrug, ihr „alsbald einen heimlichen Boten und ließ sie eifrig mahnen, die Flucht „zu ergreifen und sich in seine wohlbefestigte Hauptstadt zu begeben. „Hier bot er ihr einen sichern Aufenthalt und eine angemessene Bedienung „an. Als diese Aufforderungen ihr königliches Ohr berührten, freute sich

„die Königin der wohlwollenden Botschaft und wünschte die Lösung ihrer „eng gezogenen Banden. Sie wußte nicht, was sie thun sollte, weil ihr „keine Thür geöffnet stand, aus der sie, während ihre Wächter im tiefen „Schlafe lagen, bei nächtlicher Weile entschlüpfen konnte."

Der treue Priester und die Dienerin Adelheid's gruben unter der Erde hin einen geheimen Gang, der aus dem Thurme in's Freie führte. In einer dunklen Nacht entfloh Adelheid mit ihren beiden Getreuen durch den Gang (am 20. August 951). So lange die Nacht währte, wurde die Flucht fortgesetzt, ohne Rücksicht auf die zarte Haut an den Füßen der Königin. „Sobald aber die düstre Nacht beim Zerreißen der Finsterniß „entwich und der nördliche Himmel vor den Strahlen der Sonne zu „erbleichen begann, versteckten sie sich vorsichtig in geheime Höhlen, oder „zogen durch Wälder, oder verbargen sich in den Ackerfurchen unter „reifenden Aehren, bis, mit ihrer gewohnten Finsterniß angethan, die „Nacht wiederkehrte und abermals mit düsterm Nebel die Erde bedeckte. „Dann begannen sie die Fortsetzung des eingeschlagenen Weges. Als „nun die Wächter, nachdem sie die Königin vermißt, zitternd dem Grafen, „dem die Sorge für die Bewachung derselben übertragen war, die Bot„schaft meldeten, ward derselbe vom heftigen Schrecken und von Furcht „im Herzen ergriffen und begab sich daran, sie mit einem starken Geleite „zu verfolgen. Da er sie verfehlte, auch nicht erfahren konnte, wohin „die so sehr gefeierte Königin ihren Schritt gewendet, meldete er furcht„erfüllt dem Könige Berengar die Sache. Auf der Stelle gerieth derselbe „in einen heftigen Zorn und sendete sofort seine jungen Leute mit dem „Befehle hinterdrein, sie sollten keine Oertlichkeit übergehen, sondern sorg„fältig alle Schlupfwinkel durchspüren, ob vielleicht in irgend einem der„selben die Königin sich versteckt haben möchte. Er selber folgte mit der „Schaar einer starken Mannschaft. Als wollte er grimmige Feinde im „Kampfe überwinden, durchzog er im eiligen Laufen dasselbe Saatfeld, „in dessen hohlen Furchen, unter dem Flügel der Halmen diejenige sich „verbarg, die er suchte. Wie er nun selber in dem Felde auf und ab „eilte, in welchem sie unter nicht geringer Angst versteckt lag und obwohl „er mit dem Speere die wogenden Halme durchstach und umbog, fand er „doch diejenige nicht, welche Christi Gnade verdeckt hielt. Als er aber „voll Verwirrung und ermüdet wieder umgekehrt war, kam der ehrwürdige „Bischof Adelhard bald herzu und führte mit freudigem Herzen die Ge„bieterin in die festen Mauern seiner Stadt. Hier ward sie mit der ihr „gebührenden Ehre bedient, bis sie durch Christi Barmherzigkeit des Reiches, „das sie vorlängst trauernd verlassen, größere Herrlichkeit wieder erhielt."

Odilo von Clugny, welcher die Königin Adelheid noch gekannt und sich mit ihr persönlich unterhalten, auch ihr Leben beschrieben hat, meldet über ihre Flucht noch Folgendes:

„In derselben Nacht, als die Königin aus dem Gefängnisse entfloh, „gerieth sie in einen schilfigen Sumpf, wo sie Tage und Nächte ohne „Speise und Trank harrte, vertrauend und flehend zu Gott. Da kommt „plötzlich ein Fischer und fragt: „„Wer seid Ihr und was schafft Ihr da?““

„Sie antworteten: „„Siehst Du denn nicht, daß wir von aller „„menschlichen Hilfe fern sind und, was härter ist, vor Bekümmerniß „„und Hunger umkommen? Wenn Du kannst, gieb uns zu essen, tröste uns.““

„Jener, von Mitleid bewegt, sprach, wie er selbst, der ihn sandte, „Christus, einst zu den Armen in der Wüste:

„„Wir haben nichts als Fische und Wasser zur Nahrung.““

„Er hatte Feuer bei sich, wie diejenigen, welche das Fischerhandwerk „treiben, pflegen. Das Feuer wird angezündet und der Fisch bereitet. „Die Königin nimmt die Speise. Es dienen der Fischer und die Magd. „Da kehrt der Geistliche, ihr Gefangenschaft- und Fluchtgenosse, zurück „und meldet, daß ein Heer bewaffneter Vasallen da sei. Diese empfangen „sie mit Freude und führen sie in ein unüberwindliches Castell.“

Schon als die Nachricht von der Gefangennahme Adelheid's im April sich verbreitete, fand das Schicksal der jungen, schönen und so unglücklichen Wittwe Theilnahme in ganz Europa, namentlich aber in den an die Lombardei grenzenden deutschen Ländern, in denen Otto's Sohn, Liudolf von Schwaben und sein Bruder Heinrich, der Bayernherzog (der bereits Aquileja sich angeeignet hatte und wohl noch besaß), die Herrschaft führten. Ohne seinen Vater zu fragen, sammelte Liudolf, entflammt von edelm Zorn durch Berengar's Brutalität wider ein wehrloses Weib, ein Heer und stieg über die Alpen nach der Lombardei hinab. Er mußte aber, wie sich zeigen wird, unverrichteter Sache zurückkehren. Auch Heinrich rüstete, wenn nicht von der Ritterehre gespornt, so doch von dem Verlangen getrieben, seinem Herzogthume noch andere Theile der Lombardei einzuverleiben.

Niemand ward stärker von der Kunde der Behandlung Adelheid's getroffen, als Otto. Es versteht sich von selbst, daß schon sein ritterlicher Sinn ihm den Wunsch eingeben mußte, der schönen Frau zu helfen. Daran knüpfte sich von selbst der Plan, durch dieses Haupt der burgundischen Partei die Herrschaft Italiens zu gewinnen, auf welche ihn Carl's des Großen Beispiel und Kaiser Arnulf's Vorgang, sowie seines Vaters beabsichtigter, aber unausgeführt gebliebener Römerzug hinwiesen.

Ihm lag näher, als irgend einem andern Herrscher Europa's, das hier begangene Unrecht für sich und seine hohen Pläne auszubeuten. Er war der mächtigste Souverain, stand zu Adelheid's Bruder, Conrad von Burgund, in einer Art von Oberhoheit, er war der Hort der Christenheit nach Norden und Osten und beherrschte ein Volk, das die Vormauer wider die heidnischen Eroberer bildete, die im Süden, wo die Saracenen verwüstende Einfälle ungestraft vollführten, durch keine entsprechende Macht im Zaume gehalten wurden.

Rom war, wie oben gedacht, wieder herzustellen, die Würde des Papstthums war zu erneuern. Otto berief also im Sommer 951 „seinen „Bruder Heinrich sammt allen Herzögen zusammen und erließ das Gebot „zur Kriegsrüstung, wobei er seine Absicht erklärte, das römische Gebiet „zu besuchen, dem übermüthigen Berengar Widerstand zu leisten und der „unterdrückten Wittwe Beistand zu leisten." (Vita Mathildis.) Die versammelten Großen stimmten freudig bei und schon im September brach Otto mit seinem Heere auf und zog über den Brenner, durch das Etschthal über Trient nach Verona. Ihn begleiteten seine Brüder, Heinrich und Bruno, sein Schwiegersohn, Conrad von Lothringen, der Erzbischof Friedrich von Mainz. Mit den Trümmern seines ruhmlos geführten Heeres kam Liudolf ihm auf Italien's Boden entgegen und ward vom Vater mit Vorwürfen über den unbedachten und nicht erlaubten Zug empfangen. Berengar verließ seine Hauptstadt Pavia, von wo aus Otto, der sie ohne Schwerdtstreich genommen, schon am 10. October 951 Urkunden erließ, in denen er sich Rex Francorum et Longobardorum nannte Die Großen kamen und unterwarfen sich ihm als Vasallen. Auch Mailand ergab sich ihm.

Nun erst, nachdem er factisch König Italiens war, schickte Otto Gesandte an die inzwischen längst frei gewordene Königin Adelheid, die mit reichen Geschenken um Adelheid's Hand werben und die Königin nach Pavia geleiten sollten. Durch diese Hand wollte er sich nun seine Ansprüche auf Italien sichern und den Weg nach Rom bahnen. Adelheid sagte ihrem mächtigen Retter ihre Hand gern zu. Aus der erbarmungswürdigsten Lage sollte sie auf den glänzendsten Thron der Welt erhoben, die Gemahlin des edelsten, ausgezeichnetesten Herrschers werden, der, wenn auch bedeutend älter als sie, das vierzigste Jahr noch nicht erreicht hatte. Herzog Heinrich ward ihr „mit der königlichen Legion" über den Po entgegengesandt, um sie mit glänzendem Gefolge einzuholen. Otto empfing zu Pavia seine schöne Braut, welche durch ihre innere Gediegenheit sein Herz bleibend fesselte. Wahrscheinlich noch im October, spätestens

aber im November ward unter öffentlichem Jubel und Frohlocken die Hochzeit in Pavia gefeiert, das eben noch Zeuge von Adelheid's schmachvoller Erniedrigung gewesen war. Statt der entrissenen einen Krone trug sie deren nun zwei. Ein Glückswechsel war in kürzerer, als Jahresfrist vorgegangen, wie kaum ein zweiter zu finden. Aber auch Otto's Glück war ein überraschendes. Einen solchen Umschwung der Dinge zu seinen Gunsten hatte auch die feurigste Hoffnung nicht ahnen können. Er sollte aber nur zu bald sein Glücksrad nach unten gekehrt sehen.

Seinen Plan, nach Rom zu gehen, konnte er nicht durchführen. Die daselbst nachgesuchte Aufnahme ward abgeschlagen, weil Alberich von der Nähe bewaffneter Deutschen sich des Guten wenig versah. Otto konnte aber nicht daran denken, sich mit Heeresmacht den Eintritt in Rom zu erzwingen, weil Berengar, wenn auch geflohen, keineswegs unterworfen war und nur darauf sann, die alte Gewalt wieder zu gewinnen und weil in Deutschland selbst Verhältnisse sich bildeten, die ihn heimriefen. Liudolf war mit der Erwerbung Italiens, welches auch sonst von Vielen für Deutschland als eine Last betrachtet ward, eben so wenig zufrieden, als mit seines Vaters Wiedervermählung und dessen innigem Verhältnisse mit seinem Bruder Heinrich, den Liudolf für seinen heimlichen Feind und Verfolger hielt. Ohne seines Vaters und Königs Erlaubniß war er mit Erzbischof Friedrich von Mainz nach Deutschland zurückgekehrt. Er feierte das Weihnachtsfest zu Saalfeld, wo auch vordem sein Oheim Heinrich die Verschwörung wider seinen Vater angezettelt hatte. Bald verbreitete sich das Gerücht von in Saalfeld gegen das Reichsoberhaupt angesponnenen Ränken. Es drang zu Otto's Ohr. Derselbe eilte nach Sachsen, um das Unheil im Keime zu ersticken. In Italien ließ er seinen Eidam, Conrad, den Herzog von Lotharingen, zurück. Ueber Zürich und durch den Elsaß begaben sich Otto und Adelheid nach Sachsen. Otto führte seine Gemahlin nach Pölde, wo, mit ihrer Klosterstiftung beschäftigt, eben seine Mutter Mathilde weilte. Er stellte ihr die neue Tochter vor. Bei der Intimität des Verhältnisses, das zwischen Otto und seiner Mutter seit ihrer Wiederversöhnung bestand, ist kaum daran zu zweifeln, daß diese weise Matrone schon vor Otto's Zuge nach Italien um die Absicht Otto's, Adelheid zu freien, gewußt. Ja, es scheint sogar nicht einmal gewagt, anzunehmen, daß die staatskluge Frau, welcher so sichtlich die Aufgabe geworden war, an Wiederherstellung der Monarchie Carl's des Großen mitzuarbeiten, selbst jene Vermählung im Voraus angerathen haben mag. Das gute Einvernehmen und seine Freude über das Wiedersehen seiner

Mutter bezeugte Otto durch Ausstellung der schon oben erwähnten Urkunde, in welcher er das Kloster Pölde mit reicher Begabung ausstattete.

Mathilde und Adelheid, die beiden künftigen Heiligen, schlossen hier innige Freundschaft, die sich bis an Mathilden's Lebensende erhielt. Wie gleichartig dachten und empfanden beide Frauen! Sollte man nicht meinen, er habe Mathilden vor Augen gehabt, als Odilo von Clugny im Leben Adelheid's schrieb:

„Des weisen Salomo Worte passen auf diese heiligste Frau: Sie „öffnet ihre Hand den Armen und streckt ihre Hände nach „dem Dürftigen aus. Sie fürchtet nicht für ihr Haus des „Schnees Kälte. Alle ihre Hausleute sind doppelt ge„kleidet. Sie machet sich Decken, weiße Leinewand und „Purpur ist ihr Kleid. Angesehen ist an den Thoren ihr „Mann, wenn er dort zu Gericht sitzt mit den Räthen des „Landes. Kraft und Anmuth ist ihr Kleid. Am letzten Tage „wird sie lachen. Ihren Mund öffnet sie zur Weisheit „und das Gesetz der Milde ist auf ihrer Zunge. Sie hat „Acht auf den Wandel ihres Hauses und ißt ihr Brodt „nicht müßig. Ihre Kinder kommen empor und preisen sie „überselig und ihr Mann, er lobt sie. Viele Töchter haben „sich Reichthum gesammelt, du aber hast sie alle über„troffen. Was wir hier von ihr sagen, haben wir nicht bloß von „Hörensagen, sondern durch eigenes Sehen und Erfahren kennen gelernt. „Viele Worte des Heiles haben wir von ihr angehört, sehr viele Gaben „empfangen. Die Dürftigen hat sie oft zu Reichen gemacht. Diejenigen, „denen einst der tägliche Aufwand fehlte, hat sie durch Ehren angesehen „gemacht. Zur Zierde der Welt und zum Nutzen Vieler war sie des „ersten und großen Königs Gemahlin und die Mutter von Kaisern und „verdiente so den Segen, dessen sich, wie wir lesen, Tobias erfreute, daß „er seine Söhne schaute bis in das dritte Geschlecht.“

Auch darin sollte Adelheid Mathilden gleichen, daß böse Menschen zwischen sie und ihren Sohn Zwietracht säeten und den Sohn mit der Mutter entzweiten. „Wenn wir der Schrift anvertrauen wollten, was „und wie Vieles sie damals gelitten, so würden wir den Anschein tragen, „wir wollten einem so hohen Geschlechte seinen Glanz rauben. Wir „dürfen nicht durch die Schrift verewigen, was demüthige Entschuldigung „schnell wieder ausgelöscht. Indem sie ihren Sohn liebte, vermochte sie „die Urheber der Zwietracht nicht zu ertragen. Der Vorschrift des Apostels „gemäß, gab sie auf kurze Zeit dem Zorne Gottes Raum und beschloß,

„sich in das väterliche Reich zu begeben. Hier ward sie von ihrem „Bruder Conrad und dessen Gemahlin freundlich und ehrenvoll aufge„nommen. Deutschland trauerte ob ihrer Abwesenheit, ganz Burgund „aber freute sich ihrer Gegenwart; es jubelte Lyon, die berühmte Stadt, „einst die Mutter und Nährerin der Weltweisheit. Von Reue nachmals „ergriffen, richtete Kaiser Otto II. eine Gesandtschaft an seinen Oheim, „den König Conrad und den Pater Majolus heiligen Andenkens, denen „er die schleunige und eifrige Bitte vorlegte, er möge durch ihre Für„bitten die Huld seiner Mutter, die er aus Anlaß seiner Schuld ver„loren, wieder verdienen; wobei er sie Eins über das Andere bat, sie „möchten so schnell als möglich eine Zusammenkunft zwischen ihm und „seiner erhabenen Mutter zu Pavia veranstalten. Auf den Rath so be„deutender Männer kam die Mutter um die festgesetzte Zeit ihrem Sohne „bei Pavia entgegen. Als sie einander ansichtig wurden, fingen sie an, „zu weinen und Thränen zu vergießen; sie streckten sich mit dem ganzen „Leibe auf den Boden hin und begannen einander demüthig zu begrüßen. „Dem Sohne wohnte eine demüthige Reue bei, die Mutter zeigte eine „edelsinnige Nachsicht. Von nun an herrschte zwischen Beiden ein be„ständiges, unauflösliches Friedensverhältniß."

Noch einmal aber sollte Adelheid Aehnliches leiden. Ihre griechische Schwiegertochter hatte sich vermessen zu äußern: sollte ich noch ein Jahr leben, so soll Adelheid in der ganzen Welt über nicht mehr gebieten können, als was sie mit der Hand umspannen mag. Lange hatte Adelheid unter der Gesinnung, die eine so frevelhafte Aeußerung hervortrieb, nicht zu leiden. Denn das Ziel, das Theophania ruchlos ihrem Leben gesetzt, war schon binnen vier Wochen nach jener Aeußerung erreicht, wo die Kaiserin Theophania starb. Adelheid's Bemühungen verschafften Theophaniens Sohne, Otto III., die Kaiserkrone.

„Allein sie hatte von ihrem zartesten Alter Vieles von Fremden, „wie von näher Stehenden zu erdulden, so daß sie mit dem Propheten „sagen konnte: Oft drängten sie mich von meiner Jugend auf. „Auch jenes Wort des Apostels sprach sie oft: „Denn ich halte „dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind „mit der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns offenbar „werden wird," oder: „wenn wir dulden, werden wir mit „herrschen" und wiederum: „wie wir Mitgenossen der Leiden „sind, werden wir es auch im Trost sein. Vielen erwies sie „Gutes statt des Bösen und nach der Vorschrift des Herrn: Die Sonne „gehe nicht unter über euerm Zorne, vergab sie ihren Beleidigern noch

„vor Sonnenuntergang. Ihr zugefügte Beleidigungen trug sie durchaus „nicht nach, sondern stellte Alles dem Herrn anheim. Wußte sie doch, „wie der Herr gesprochen: Mein ist die Rache, ich will vergelten. „Schonet darum derer, die er verschonte.“

Wie Mathilde, so fand auch Adelheid ihre größte Freude daran, Klöster zu stiften, namentlich zu Ehren theuerer Verstorbener. „Indem „sie sich und das Ihrige ihrem Schöpfer gab, machte sie sich die Armen „und Diener Christi zu Freunden, damit dieselben sie, wenn das Zeit„liche ein Ende genommen, in die ewigen Wohnungen aufnehmen möchten. „Als sie mit dem Zügel der Regierung betraut war, hielt sie es nicht „unter ihrer Würde, den mannichfachen Nöthen Unglücklicher und Dürf„tiger Abhilfe zu gewähren. Obgleich sie, wie es kaiserlicher Majestät „ziemte, ihren Leib mit köstlichen Gewändern und ihr Haupt mit Edel„steinen zu schmücken, im Stande war, mochte sie sich mit dergleichen doch „nicht beladen, sondern führte den Entschluß aus, solche Dinge den Armen „zu Gute kommen zu lassen, oder die Kreuzesfahnen oder Evangelien „Christi damit zu zieren. Sie ahmte darin ihren Erlöser nach, der, „obwohl unter Allen der Höchste, sich herabließ, das Verworfenste in der „Menschheit zu erdulden. Außerdem spendete sie den zahllosen Con„venten, sowohl von Chorherren, als Mönchen und Nonnen, unzähliche „Wohlthaten.“

„In Allem, was sie vornahm, bewahrte sie die Form der Ge„rechtigkeit und beobachtete in der Freigebigkeit die Allgemeinheit. Denn „sie glaubte zweifellos, daß derjenige ihr Richter sein werde, den auch „das Geheime nicht entgeht, den Unanständiges beleidigt, Ehrbares aber „erfreuet. So zeigte sie sich erhaben in der Gerechtigkeit, höchst beliebt „durch ihre Freigebigkeit. Die Werke der Wohlthätigkeit setzte sie auf „Christum, den der selige Apostel in der weisen Erkenntniß als die Grund„lage bezeichnet, daß aller Tugenden Grund der Glauben ist. Neben „ihrer vollkommenen Freigebigkeit übte sie auch möglichstes Schweigen, „um ihr Werk zu verhüllen und dem Bedürfnisse der Einzelnen abhelfen „zu können, so daß nicht ihre Lippen, sondern der Mund der Armen „sie pries und an ihr in Erfüllung zu gehen schien, was der selige Job „sprach: Der Segen dessen, der sonst zu Grunde gegangen „wäre, kam über mich. Sie beobachtete fleißig die Erfüllung von des „Propheten Forderung: daß nie ein Armer leer aus unserm „Hause gehen soll. Auf solches Thun gerichtet, wollte sie sich in „den Stand setzen, im Lande der Lebendigen die Erbschaft des höheren „Glückes in Besitz zu nehmen.“

Auch an inbrünstiger Andacht glich Adelheid Mathilden. Einst kam sie nach Agaunum *). „Mit welcher Andacht, mit welcher Ehrfurcht bewarb „sie sich um die Fürbitten des großen Märtyrers Mauritius und seiner „Genossen? Wie viele Seufzer ließ sie dort erschallen? Welche Trauer, „welche Thränenergüsse wurden dabei sichtbar? Ich glaube, es gab „nie so viele Sünden, für welche damals nicht Vergebung verdient worden „wäre. Wer das hehre Antlitz schaute, mußte gestehen, daß es hinaus„ging über Menschen Art. Man hätte nicht glauben sollen, daß etwas „Anderes von ihren Lippen herabkäme, als das Wort des Propheten: „Ich schütte aus vor seinem Angesichte mein Gebet und „spreche aus vor ihm meine Trübsal. Ihre größte Trübsal be„stand in ihrem barmherzigen Mitgefühle für Alle, welche abwichen von „Gottes Gesetze, so daß sie mit dem Propheten sagen konnte: Be„stürzung ergreift mich um der Sünder willen, die dein „Gesetz verlassen, oder mit Paulus: Wer wird schwach, ohne „daß ich schwach werde? So beweinte sie Anderer Sünden, wie „Viele die eigenen Fehler nicht zu beweinen im Stande sind."

Zuletzt faßt Odilo Adelheiden's Bild noch in folgende Züge zusammen:

„Gegen ihre Hausgenossen zeigte sie ein gesetztes, aber leutseliges „gütiges Wesen, gegen Fremde einen ehrbaren Ernst, gegen Gute ein „beharrlich gütiges Begegnen, wider Gottlose eine freundliche Strenge. Sie „war furchtsam, Verlangen nach Etwas zu äußern, aber, wenn sie etwas „erstrebte, voll Nachdruck. Im Glücke zeigte sie wahre Demuth, bei „Widerwärtigkeiten geduldige Langmuth. In der täglichen Nahrung beo„bachtete sie Mäßigkeit, in der Kleidung hielt sie die Mittelstraße; „beim Lesen, Beten, Wachen, Fasten, bewies sie Ausdauer, beim Spenden „von Almosen stets gleiche Bereitwilligkeit. Ihre edle Abkunft verleitete „sie zu keinerlei Ueberhebung. Keinerlei Begierde nach menschlichem „Lobe, konnte sie der ihr von Gott verliehenen Gütigkeit, keine Ueber„hebung von der ihr durch Gott zugestandenen Tugenden abwendig machen. „Keinerlei Begierde nach Ehren, Reichthum und weltlicher Lust fand in „ihr Wurzel, vielmehr war in allen Dingen kluge Bescheidenheit, die „Mutter aller Tugenden ihre Begleiterin. Im Glauben besaß sie feste „Zuversicht, in der Hoffnung sichere Stärke."

*) Jetzt Saint-Maurice im Canton Wallis, wo Mauritius mit seiner Thebaischen Legion den Märtyrertod erlitt.

So entwirft Odilo ein Bild, das mit Mathilden nicht mindere Aehnlichkeit hat, als mit Adelheid. Das rührt aber daher, weil Beide aus dem unerschöpflichen Borne der höchsten Christentugend: der Liebe, namentlich zum göttlichen Heilande überirdische Lebenskraft sich holten. Beide waren Virtuosinnen in Uebung der hohen Lehren, welche der Welt-Apostel in den herrlichen Worten verkündigt:

„Wenn ich die Sprachen der Engel und Menschen redete, aber die Liebe nicht hätte, so wäre ich wie ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle. Und wenn ich die Gabe der Weissagung hätte und wüßte alle Geheimnisse und besäße alle Wissenschaft und wenn ich alle Glaubenskraft hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Güter zur Speisung der Armen austheilte und wenn ich meinen Leib dem brennendsten Schmerze hingäbe, hätte aber die Liebe nicht, so nützte es mir nichts. Die Liebe ist geduldig, ist gütig; die Liebe beneidet nicht; sie handelt nicht unbescheiden, sie ist nicht aufgeblasen; sie ist nicht ehrgeizig, sie ist nicht selbstsüchtig, sie läßt sich nicht erbittern; sie denkt nichts Arges. Sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, hat aber Freude an der Wahrheit. Sie erträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, duldet Alles. Die Liebe hört nie auf, wenn auch die Weissagungen aufhören, wenn die Sprachen ein Ende nehmen und die Wissenschaft vergeht.“

Dies war der Text des Lebens beider heiligen Königinnen, oder ihr Denken, Reden, Handeln war die lebendige Predigt dieses Thema's, wobei ihnen, wie dem Apostel, das höchste Urbild und Vorbild: Christus vorschwebte. Wie dürfen wir uns wundern über die göttliche Eintönigkeit der Heiligengeschichten? Je mehr übereinstimmend, je minder individuell und absonderlich untereinander die Leben der Heiligen in dem Streben und Ringen nach dem Höchsten verlaufen und sich dem Beobachter zeigen, desto mehr erreichen sie ihr Urbild. Müssen nicht alle nach einerlei Ideale geschaffenen Werke einander um so ähnlicher sein, je näher sie ihrem Urbilde gekommen sind? In einem irdischen Heere hält man die Uniformität und Uebereinstimmung aller Streiter bis in das Einzelnste für einen Vorzug, eine ausgezeichnete Eigenschaft und ist mit allem ersinnlichen Scharfsinne bemühet, durch möglichst gleiche Größe, Tempo in den Bewegungen und andere äußerliche Erscheinungen die Gleichartigkeit herbei-

zuführen, vor Allem aber ein gemeinsames Gefühl der Ehre und Vaterlandsliebe zu wecken. Sollen an die Streiter Christi, deren höchstes Verdienst darin bestehet, sich ihrem Führer so ähnlich als möglich zu bilden, geringere Ansprüche gemacht werden? Nein, gewiß nicht. Allen wahren Streitern Christi, welche sich der wahren Disciplin unterworfen haben und ihrem Thun und Treiben ist die christliche Familienähnlichkeit aufgedrückt. Ihre höchste Vollkommenheit ist, wenn sie in nächster Annäherung an ihr Vorbild einander zum Verwechseln ähnlich werden. Daher diese in's Unendliche gehende Vervielfältigung der gleichen Züge und Entwickelungen im Leben so vieler Heiligen.

Den Schlüssel zu dieser wundervollen Erscheinung gewährt nur das Mysterium der christlichen Liebe, insonderheit der Liebe seiner Getreuen zu Christo. Nur ein Christ ist im Stande, hier hell zu sehen. Ein Jude z. B., wie scharfsinnig, geistvoll und sonst vortrefflich er auch sein mag, siehet in diesen vielfältigen Wiederholungen die Aeußerung von einerlei Empfindung nur Plagiate und schlechte Copien von einander, während die Uebereinstimmung und Aehnlichkeit nicht in einander abgelauschten Zügen, sondern in dem Streben, Christi Vorbilde zu folgen und seine Lehre zu verwirklichen, zu suchen ist.

Der ausgezeichnete Gelehrte und Forscher, Philipp Jaffé, sieht sich, eben weil ihm dieser Schlüssel fehlt, zu argen Anschuldigungen wider die Verfasser der beiden alten Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde veranlaßt, deren ältere unter Otto II. (eben um 980) und deren jüngere unter Heinrich II. (um 1010) geschrieben sind. Wenn sich Züge im Leben zweier oder mehrerer Heiligen wiederholen, so hat der Biograph des neuern Heiligen, welcher dieselben von diesem meldet, noch keineswegs „mit einem fremden Kalbe“ gepflügt, wie Jaffé von Mathilden's Lebensbeschreiber annimmt. Wiederholen sich doch in der evangelischen Geschichte im nämlichen Leben Christi Vorgänge, welche freilich auch dem Schicksale nicht entgangen sind, von rationalistischen Auslegern für schlechte historische Tautologieen und ungeschichtliche Vervielfältigungen von einerlei Thatsachen erklärt zu werden. Eine kühne Behauptung ist es, wenn Jaffé die von Mathilden's Biographen angeführten Thatsachen aus dem Grunde anzweifelt, weil wohl Niemand „sich versucht fühlen dürfte, anzu„nehmen, in der Königin Mathilde habe sich thatsächlich die Königin „Radegunde erneuert und der Verfasser sei bei der Wahrheit geblieben, „indem er, da die Sache so gleichartig war, auch die Form von Rade„gunde's Leben sich gefallen ließ.“

Der Nachweis, daß sich der Biograph bei seinen Schilderungen die Ausdrücke oder ganze Sätze für classisch gehaltener Stellen früherer Autoren angeeignet, begründet keineswegs auch die Vermuthung für eine Uebertragung der Thatsachen von einer Person auf die andere. Denn es galt im Mittelalter und wohl noch später als ein Vorzug und eine Zierde, auch als Zeichen von Gelehrsamkeit, wenn man neuere Thatsachen in den Worten alter berühmter Meister, oder in denen der heiligen Schrift wiedergab, was ja noch heutzutage geliebt wird. Mag daher der Biograph immerhin in die Farbentöpfe des Virgil *), Venantius Fortunatus, des Aquitaniers Sulpicius Severus gegriffen haben, um seinen Styl nach seiner Weise geschmackvoll zu coloriren und zu decoriren, so folgt doch aus der Aehnlichkeit der gemeldeten Facta noch durchaus nicht, daß die stylistische Operation auch auf das historiographische Gebiet hinüber gepflanzt worden ist und daß die gemeldeten Thatsachen unächt und eitel Blendwerk sind. Weit zweckmäßiger wäre gewesen, wenn Jaffé die von Förstemann (de Vita Mathildis 1838) aufgestellte und wahrscheinlich gemachte Hypothese: daß der 1131 von Innocenz II. canonisirte Bischof Godehard von Hildesheim, Verfasser der jüngeren Vita Mathildis sei, näher untersucht hätte. Denn eine Persönlichkeit, wie der heilige Godehard, der so lange dem, wegen seiner Verdienste um die Geschichte berühmten Kloster Alteich angehört hatte, würde eine bedeutende Bürgschaft für die von ihm gemeldeten Thatsachen abgeben und frivolen Anzweifelungen durch die Lauterkeit seines ganzen Thuns und die Bewährtheit seines Wissens die Stirn bieten.

*) Wenn auch der poetische Duft, der in beiden Lebensbeschreibungen über die Begegnung Heinrich's und Mathilden's ausgegossen ist, ursprünglich Virgil's Schilderung von Turnus und Laviniens Liebe entnommen sein sollte, so wird dieser Duft doch keineswegs von der kalten Vergegenwärtigung, daß Heinrich mit Mathilde schon die zweite Ehe einging, als kühler Nebel niedergeschlagen. Denn Heinrich war ja erst im Anfange der dreißiger Jahre und konnte es mit einem Turnus, dessen Alter Virgil nicht angiebt, an Schönheit, jugendlicher Kraft und Anmuth wohl noch aufnehmen. Heinrich war noch Juvenis trotz Turnus!

Neunzehntes Capitel.

Otto's Eidam und Sohn stehen wider ihn auf. — Der von ihnen heraufbeschworene Krieg führt Deutschland an den Rand des Verderbens. — Otto aber gehet als Sieger hervor.

Nachdem Adelheid und Mathilde das Osterfest 952 mit einander in Pölde gefeiert, führte Otto seine junge Gemahlin nach Magdeburg, an das Grab ihrer Vorgängerin. Die Gegenwart der schönen, guten und heiligen Frau und ihre gewinnende Erscheinung entwaffneten alle Besorgnisse, oder wohl gar den Unwillen, womit man in Sachsen die Nachricht dieser Vermählung aufgenommen hatte. Nicht lange aber sollte diese augenblickliche Befriedigung Otto's und seiner Anhänger im Reiche währen.

Ohne vom Könige hierzu ermächtigt zu sein, hatte Conrad mit Berengar, der sich auf alte Anhänger gestützt, von Neuem erhoben, ein friedliches Abkommen getroffen und demselben das Reich verbürgt, wenn er sich freiwillig zu Otto nach Sachsen begebe. Conrad hatte diese Uebereinkunft einem neuen Kriege vorgezogen, weil er urtheilte, die etwanigen Vortheile desselben würden nur des Königs, von ihm gehaßten Bruder Heinrich zu Gute kommen. Berengar trat unverzüglich in Conrad's Gesellschaft die Reise an. Als er sich Magdeburg näherte, ward er von den Fürsten des Reiches und den Vornehmsten der Pfalz, eine Meile weit vor der Stadt empfangen, stattlich aufgenommen und in die Stadt geführt. Hier wurde er angewiesen, in der ihm bereit gestellten Herberge das Weitere abzuwarten. Dadurch, daß Otto auf Heinrich's Betrieb, wie man glaubte, Schwierigkeiten machte, die Berengar durch Conrad ertheilte Zusage zu erfüllen, brachte er den Lotharinger auf und als Otto endlich nach dreitägigen Warten Berengar vor sich ließ, sah sich dieser, welcher die volle und gänzliche Rückgabe seines Reiches erwartet hatte, getäuscht, indem er nur unbestimmte Zusicherungen erhielt und auf einen bevorstehenden Reichstag in Augsburg verwiesen ward. Er erschien daselbst, ward aber, wenn auch als König der Lombardei, doch nur als Vasall anerkannt und mußte die Mark von Verona, Aquileja und andere Gebiete, welche übrigens dem deutschen Reiche einverleibt wurden, als Lehen an des Königs Bruder, den Herzog Heinrich von Bayern, abtreten. Hierdurch entfremdete Otto sich nicht nur Conrad, weil dessen

Berengar ertheiltes Versprechen nur theilweis erfüllt ward, sondern auch den Berengar, noch mehr aber seinen schon unzufriedenen und mit bösen Absichten umgehenden Sohn Liudolf. Das war der Erfolg des ersten Zuges Otto's nach Italien.

Berengar war ein von Otto abhängiger, machtloser Herrscher geworden, Heinrich aber ein so weit gebietender Herzog von Bayern, wie keiner nach ihm. Die Zugänge nach Italien standen Otto nun offen. Die Zukunft eines großen Theiles von Europa lag in der Hand des deutschen Königs. Während Otto den Winter von 952—53 ruhig in Sachsen und Frankfurt verlebte, sammelten sich Gewitterwolken gegen ihn. Haß, Rache und Neid führten Liudolf, Herzog von Schwaben, Otto's Sohn und designirten Nachfolger, Conrad den Lotharinger, Otto's bisherigen Freund und den intriganten Erzbischof von Mainz, Friedrich, zu einem Bündnisse zusammen, das zunächst wider den ihnen verhaßten Heinrich von Bayern gerichtet war. Liudolf hatte nicht nur des Vaters Mißbilligung über seinen fruchtlos nach Italien unternommenen Zug erfahren, sondern mußte auch sehen, daß sein Oheim Heinrich, mit dem er als Nachbar im Streite lebte und der als mehrmals unterdrückter Empörer bis vor Kurzem keine Macht hatte, in der Gunst des Königs und der Königin so stieg, das sein Herzogthum durch italienische Landestheile vergrößert wurde. Auch glaubte Liudolf, Heinrich verdränge ihn, den Sohn, aus dem Herzen der Stiefmutter. Conrad aber hielt Heinrich für denjenigen, der Otto angestiftet, das durch Conrad dem Berengar ertheilte Versprechen nur halb zu erfüllen. Nun gebar auch noch Adelheid einen Sohn, dem der verhaßte Namen: Heinrich, gegeben ward. Dieses brachte nun Liudolf auch wider den eigenen Vater auf, zumal sich das Gerücht verbreitete, Otto wolle zu Gunsten dieses Heinrich, Liudolfen die Thronfolge entziehen, die ihm nach Editha's Tode mit Zustimmung der Fürsten bereits zuerkannt war.

So wendete sich das ursprünglich gegen Heinrich geschlossene, aber geheim gehaltene Bündniß immer mehr wider den König selber, nachdem sich des hellsehenden Bruno Worte als wahre Prophezeihung erwiesen, welcher, als Conrad und Heinrich ihr heimliches Flüstern in der Messe fortsetzten, gesagt hatte: „Diese traurige Busenfreundschaft wird sich in der bittersten Feindschaft enden.“

Merkwürdiger Weise blieben anscheinend dem Könige Otto diese heimlichen Umtriebe völlig verborgen. Wenigstens traf er durchaus keine Maaßregeln zu seiner Sicherheit. Vielleicht hatte er sich auch der Hoffnung hingegeben, es werde, was er Unheimliches spürte, sich mit der

Zeit von selbst verziehen. Er beging das Weihnachtsfest 952 mit Adelheid in Frankfurt und zog mit ihr im Januar in den Elsaß, wo sie mit ihrer Mutter Bertha zusammentraf. In der Pfalz zu Ingelheim sollte das Osterfest in Herzog Heinrich's Gesellschaft verlebt werden. Auf dem Wege dahin erfuhr Otto, wie Liudolf und Conrad sich mit mehreren Genossen, meist jungen Männern aus Franken, Sachsen und Bayern vereint und verschworen, auch Burgen und Castelle für einen künftigen Aufstand befestigt hätten. Da er zu Ingelheim sich nicht sicher halten durfte, ging er nach Mainz zurück, ohne Ahnung, daß er sich hierdurch seinen Feinden noch weit sicherer überantwortete. Friedrich nahm das königliche Ehepaar mit erheuchelter Unterwürfigkeit auf. Auf sein Betreiben fanden sich auch Liudolf und Conrad ein. Sie gaben vor, sich von den wider sie erhobenen Anschuldigungen reinigen zu wollen. Allein sie hatten die Dreistigkeit, dem Könige unverholen in's Gesicht zu sagen, was sie im Schilde führten. Sie erklärten offen ihre Feindschaft gegen Heinrich und droheten, sich desselben zu bemächtigen, wenn er zu Ingelheim erscheinen sollte. Der hinterlistige Friedrich trat scheinbar als Vermittler zwischen dem Könige und dessen Sohne und Schwiegersohne auf.

Jetzt erst ward Otto inne, daß er sich in der Macht der Verschworenen befand. Am klügsten erschien ihm, zu ihrem Trotze zu schweigen und Alles daran zu setzen, nur erst wieder ihren Netzen zu entschlüpfen. Er that, als glaubte er ihrem Vorbringen und bestimmte auf Friedrich's Verwendung Liudolf und Conrad Zeit und Ort zur Entschuldigung dessen, was sie wider ihn gefehlt. Nun ließ man ihn ziehen. Er fuhr zu Schiffe nach Cöln hinunter und begab sich auf die von Carl dem Großen zu Dortmund aufgeführte Königspfalz, wo er das auf den 3. April 953 fallende Osterfest in Sicherheit beging.

In einer schimpflicheren Lage hatte er sich nie gesehen und schmerzlicher war sein Herz nie verletzt worden. Er hatte sich in der Gewalt von Empörern befunden, welche durch Verwandtschaft seine nächsten Angehörigen waren und ihnen, um nur seine Freiheit zu bewahren, sein Wort verpfänden müssen. Welcher Abstand von den hohen Plänen, mit denen er vor anderthalb Jahren Italien verlassen! Er fand aber eine Stätte, wo er seine Betrübniß offenbaren, seinen Kummer ausschütten und lindernden Trost empfangen konnte. In den mitleidigen Busen seiner heiligen Mutter, die ihn zu Dortmund empfing, goß er sein Weh aus. Mit der höchsten Liebe und Zärtlichkeit suchte sie ihn zu trösten. Aus ihren ermunternden und besänftigenden Worten schöpfte er Linderung, Hoffnung, Muth. Die fromme Matrone wußte aus tiefster, ureigener

Erfahrung dem gelehrigen Sohne anschaulich zu machen und tief zu Gemüthe zu führen, wie es dem Menschen nur zum Heile gereicht, wenn er zuweilen Widerwärtigkeiten und Unglück erfährt, damit er den Gedanken gegenwärtig erhält, daß er hienieden nur in der Verbannung lebt und auf Nichts in der Welt seine Hoffnung setzen soll. „Es freut uns nur," sprach sie, „wenn wir zuweilen leiden und von denen eine üble Begegnung erfahren, von denen wir Liebe und Dankbarkeit zu erwarten hatten. Das fördert uns in der Demuth und behütet uns vor eitelm Vertrauen. Wenn uns die Menschen mißachten und beeinträchtigen und wir mit Undank gelohnt werden, nehmen wir lieber zu Gott unsere Zuflucht und lernen ihn als unsern wahren, unsern einzigen Freund kennen. Der Mensch sollte sich daher nur allein in Gott eine Grundfeste und Säule suchen. Hierzu erhält er aber nur einen gründlichen Anstoß, wenn Trübsale bei ihm einkehren und die Erkenntniß ihm aufschließen, daß er ohne Gott nichts vermag und daß er alles Gute nur durch ihn empfängt und wirkt. In der Trübsal lernen wir recht seufzen und beten, das Leben wird uns zum Ueberdruß und die Sehnsucht stellt sich ein, aufgelöst zu werden und bei Christo zu sein. Sollten Dir, mein theuerer Otto, auch Liudolf und Conrad auf immer entfremdet bleiben, so nimm Dir den heiligen Laurentius zum Vorbilde, welcher Alles, was in der Welt erfreulich scheinen mochte, verachtete und um der Liebe Christi willen mit Sanftmuth ertrug, daß der Priester Gottes, Sixtus, den er über Alles liebte, ihm hinweggenommen wurde. Mit der Liebe zum Schöpfer überwand er die Liebe zum Geschöpfe. Dem Troste, der ihm durch Menschen gespendet war, zog er das göttliche Wohlgefallen vor. So sollst auch Du um der Liebe Gottes Willen einen geliebten Menschen aufgeben lernen. Freilich bedarf es eines schweren, eines langen Kampfes, bevor der Mensch lernt, sich selber völlig zu überwinden und seine ganze Neigung Gotte zuzuwenden. So lange der Mensch auf sich selber stehet, wird er leicht versucht, menschlichem Troste nachzugehen. Wer aber Christum wahrhaft liebt und Christi Tugenden sich anzueignen bemühet ist, verfällt nicht mehr auf menschlichen Trost und sucht nicht dergleichen irdische Erleichterungsmittel in geistlicher Noth, sondern bemühet sich lieber, für Christus starke Uebungen und harte Arbeit zu übernehmen. Leider giebt es genug Liebhaber seines himmlischen Reiches, allein wenige Theilnehmer seiner Trübsal und noch weniger Träger seines Kreuzes. Freuen wollen sich Alle mit ihm, leiden aber gar Wenige. So lange ihnen nichts Widriges begegnet, lieben Viele Jesum und loben und preisen ihn, so lange er ihnen mit seinem Troste beistehet. Verbirgt er sich aber und

überläßt er sie eine Weile sich selber, so beginnen sie in Klagen und in Verzweiflung zu versinken. Diejenigen aber, welche Christum um seiner selber willen und nicht wegen irgend einer Tröstung lieben, werden ihm auch für alle Trübsale, die sie erfahren, danken und ihn preisen. Dieses wollen wir, mein geliebter Otto, in dieser heiligen Osterzeit, wo wir das Andenken seines Todes und seiner Auferstehung feiern, uns recht vergegenwärtigen."

Otto folgte dem bewährten Rathe der treuen Mutter und feierte ein recht heiliges Ostern. Er fühlte sich wieder gestärkt und erfrischt und begab sich in sein liebes Sachsenland, wo ihn die Gegenwart des eigenen Stammes wieder mit Selbstgefühl erfüllte.

„Sein Vaterland," sagt Widukind, „empfing und pflegte ihn mit „mütterlicher Freude und Sorgsamkeit und er fand den König, den er in „Franken beinahe verloren hatte, hier viel herrlicher wieder. Denn, ge„stärkt durch die Gegenwart seiner Freunde und seines eigenen Volkes, „stieß er die Verträge wieder um, die er, nach seinem eigenen Geständ„nisse, nur gezwungen eingegangen war. Er ließ daher an seinen Sohn „und Eidam den Befehl ergehen, sie sollten die Urheber des Verbrechens „zur Bestrafung ausliefern, oder gewärtig sein, daß man sie als öffent„liche Feinde ansehen würde. Der Erzbischof bemühete sich, um Frieden „und Eintracht zu erhalten, für die Aufrechterhaltung des Vertrags zu „wirken, ward aber darüber dem Könige verdächtig und lud die Ver„achtung der Freunde und Räthe des Königs auf sich." Als hätte er zu viel gesagt, oder wohl gar gegen Friedrich sich vergangen, lenkt der vorsichtige und gemäßigte Widukind mit den Worten ein: „Wir enthalten uns „hierüber aller voreiligen Urtheile, aber das können wir nicht ungerühmt „übergehen, daß er groß war im Gebet vor Gott Tag und Nacht, groß „in reichlichem Almosen, vorzüglich aber groß in der Predigt des gött„lichen Wortes. Ueber jene Anschuldigungen mag der Herr urtheilen."

Friedrich vermochte nichts über Otto. Dieser schrieb einen Reichstag nach Fritzlar aus, wo über die Verräther Gericht gehalten werden sollte. Zuvor aber ging er nach dem Rhein, wo er sich mehrerer Bischöfe und Anderer, die auf des Lotharingers Seite standen, versicherte. Conrad und Liudolf erschienen in Fritzlar nicht. Waren sie doch selber die Verräther, die sie hätten ausliefern müssen. Friedrich dagegen erschien. Allein sein Verrath ward ihm hier von Herzog Heinrich nebst andern Beschuldigungen vorgehalten. Er entfernte sich heimlich vom Reichstage, übergab seine Länder den Verräthern und brachte seine Person nach Breisach in Sicherheit. Wie es scheint, war schon zu Fritzlar über Conrad und Liudolf

die Reichsacht ausgesprochen. Beide traten nun offen als Otto's Feinde auf. Als Conrad seine Lotharinger wider den König zum Kampfe aufbieten wollte, standen sie wider ihn selber auf. Conrad mußte gegen seine eigenen Unterthanen eine Schlacht liefern, in der er zwar nicht unterlag, die ihm aber bewies, daß seines Bleibens in Lotharingen nicht länger war. Er ging daher nach Mainz, wo er sich mit Liudolf vereinigte. Hierher führte auch Otto sein Heer und unterwarf sich unterwegs Alles, was ihm widerstand. Vor Mainz stießen die Lotharinger, Franken und Bayern unter Heinrich zu ihm. Vor der Stadt lagerte der König, in derselben sein Sohn und Thronfolger *) in feindlicher Entzweiung. Ein unnatürliches Schauspiel, den Menschen ein Ekel, Gott ein Mißfallen. Mainz ward berannt, allein ohne Erfolg. Viel Blut floß vor seinen Mauern, ohne daß ein Erfolg erzielt ward. Zwei Monate waren bereits vergangen und Otto's Mannen, namentlich aber Heinrich's Heer, begannen der Sache überdrüssig zu werden. Otto fand gerathen, seinen Sohn und Eidam in's Lager zu bescheiden, um sich zu rechtfertigen, worauf er die Sache gütlich zu beendigen, verhieß. Als Geißel schickte er einen Grafen Ekbert, der sein eigener und Hermann Billings Vetter zugleich war, in die Stadt. Liudolf und Conrad, täglich enger eingeschlossen, faßten den Entschluß, im Lager ihres Vaters sich einzufinden. Widukind meldet hierüber Folgendes:

„Der Sohn und der Eidam des Königs kamen, warfen sich vor dem „Könige nieder und erklärten, wie sie ihrer Verbrechen wegen Alles zu „dulden bereit wären, wenn nur ihre Freunde und Bundesgenossen wieder „zu Gnaden angenommen und mit feindseliger Behandlung verschont „würden. Da der König nicht wußte, wie er seinen Sohn nach Gebühr „bestrafen sollte, so verlangte er die Auslieferung der Beförderer des „Aufstandes. Sie aber, durch wechselseitige Eide gebunden und gewissermaßen durch des alten Feindes List verstrickt, lehnten dieses Ansinnen „gänzlich ab. Groß war inzwischen im Lager die Freude gewesen und „von demselben aus ringsumher hatte sich die Nachricht verbreitet, jene „würden nimmer aus der Stadt gekommen sein, wenn sie nicht Willens „wären, allen Befehlen des Königs nachzukommen. Diese Hoffnung erwies „sich aber als vergeblich. Denn da sie sich den Anforderungen des Königs „nicht fügen wollten, ward Heinrich wider Liudolf aufgebracht und fuhr „ihn an: „„Du brüstest Dich, nichts wider meinem König und Herrn

*) Man fürchtete, sagt Widukind, den gegenwärtigen Beherrscher des Reiches vor und den künftigen in der Stadt.

„unternommen zu haben? Siehe aber, das ganze Heer kennt Dich als „einen Thronräuber und weiß, daß Du in das Reich eingefallen bist. „Wenn ich selbst der Schuld bezüchtigt werde, warum führst Du nicht „Deine Schaaren wider mich. Wider mich führe Deine Fahne. Aber „Du wirst (und hierbei hob er einen Halm vom Boden auf) mir von „meiner Macht nicht so viel entreißen! Wie hast Du es nur über das „Herz bringen können, Deinen Vater also zu bekümmern? Du versündigst „Dich gegen die höchste Gottheit, indem Du Dich wider deinen Herrn „und Vater auflehnst. Weißt Du Etwas, oder hast Du Muth, so laß „Deine Leidenschaft gegen mich aus; denn ich fürchte mich vor Deinem „Zorne nicht.""

Eindringlicher und beweglicher redete zu Liudolf sein jüngerer Oheim, der kürzlich zum Erzbischofe von Cöln erhobene fromme und weise Bruno. Ruotger, dessen Biograph, meldet darüber Folgendes:

„Er führte jenen, wie erzählt wird, aus der Menge heraus und „redete ihn bei Seite also an: „„Du, unter allen Jünglingen, welche die „Erde trug, edelster, weiß'st nicht, wie sehr Du Dir und den Deinigen „nützest, wenn Du Dir die Worte meiner Ermahnung insgeheim zu Herzen „nimmst? Denn Du bist Deines glorwürdigsten Vaters höchste Sorge „und unsere Ehre. Was lässest Du uns aber zu hoffen übrig, wenn „Du Dich unsern Wünschen entziehest? Nimmst Du keine Rücksicht auf „Deines frommen Vaters graues Haar. Was frommt es Dir, ihn zu „betrüben und ihm Unrecht zu thun. Erinnerst Du Dich nicht seiner „Dir vom Knabenalter an stets erwiesenen Liebe? Du beleidigst, glaube „mir's, Gott, wenn Du Deinen Vater verachtest. Du hast keinen Grund „zur Entschuldigung. Ein Unrecht ist es wider ihn, was Du ohne seinen „Willen Neues wider dieses Reich im Schilde führst. Du verhandelst „mit Deinen Feinden, was Du vielmehr mit Deinen Freunden berathen „solltest. Jene suchen bei Dir nur das Ihre aber nicht Dich selber. „Dein Heil gilt ihnen wenig; ihr Maaß für alle Dinge sind ihre Worte, „nicht die Wahrheit. Ich bitte Dich, schaue, wie sie Dich leiten, damit „sie nicht vielleicht Dich verleiten. Du warst einst Deines Vaters Freude „und Krone, die Hoffnung und das Vergnügen Deines Reiches. Wie „bist Du in einen Gegenstand der Betrübniß verkehrt? Höre endlich „auf, Absalon zu sein, um Salomo werden zu können. Bedenke, wer „Dich so hoch gestellt, wer alle Fürsten dieses Reiches Dir eidlich Treue „hat angeloben lassen? Warum that er dieses? Etwa damit Du ein „Undankbarer werden solltest? Etwa um zu lernen, ein Verräther zu „werden? Wahrhaft wahnsinnig handeln diejenigen, welche Dich so

„täuschen wollen. Fürchte Dich vor den täglichen Seufzern deines Vaters, „entsetze Dich vor seinem Schluchzen, trage Abscheu vor seinen Thränen. „Minder schmerzlich würde ihm sein, ertragen zu müssen, daß sein ganzes „Reich ihm von Feinden entrissen worden, als von Dir, dem er das „Reich aufbewahrt. Dein schuldloses Herz ist ach! durch giftige Schmeichel„reden verführt. Gleichwohl stehet sein väterliches, liebendes Herz, in „welchem kein Arg ist, Dir noch offen. Dein frommer Vater klagt, daß „ihm der Sohn durch die Ruchlosigkeit verderbter Menschen entrissen „worden. Er wird sich über Deine Rückkehr freuen. Ist er wider Deine „Verführer auch ein wenig zu sehr aufgebracht, so wird er doch alsbald „auch gegen sie milde sein, wenn er Dich, seinen Liebling, wieder zu „Gnaden angenommen haben wird. Er wird, wenn er Dich ihm wieder„gegeben sieht, den er mehr als sich selber geliebt, urtheilen, daß alles „Vorgefallene nicht durch ein Verbrechen, sondern aus einem Irrthum „herbeigeführt worden."" Dieses und Aehnliches dergleichen redete Herr „Bruno, ein trefflicher Mann, der sich auf das Reden verstand, in höchster „Besorgniß um das Heil des überaus schönen Jünglings. Dieser aber, „dessen Herz gleichsam eine Furie zu dem widerrechtlichen Unternehmen „angereizt, gestattete solchen Ermahnungen den Zugang zum Ohre seines „Herzens nicht. Kaum lieh er dazu, um nicht gar unartig zu erscheinen, „sein äußeres Ohr. Es kam ihm ehrenvoller vor, am Unglücke dieses „Zerwürfnisses mehr unschuldig zu erscheinen, als zu sein. Angst und „Furcht vor seinen Genossen trieb ihn zu dieser Handlungsweise."

Nachdem Conrad und Liudolf nach Mainz zurückgekommen waren, verführten sie zunächst Ekbert zum Abfall. Hören wir Widukind weiter:

„Während dieses vorging, trennten sich die bayerischen Grafen vom „Bruder des Königs, verließen diesen und verbanden sich mit Liudolf. „Dieser zog mit ihnen gen Bayern und nahm die königliche Stadt Regens„burg, nebst anderen sehr festen Städten in jener Gegend weg, vertheilte „Herzog Heinrich's ganzen Schatz unter seine Ritter und nöthigte seines „Oheims Gemahlin mit ihren Kindern und Freunden nicht nur die Stadt, „sondern auch das Land zu räumen. Gott ließ, wie wir glauben, das „Alles geschehen, damit der durchlauchtigste König, den er doch über so „sehr viele Völker und Nationen gebieten lassen wollte, lernen möchte, „wie er durch sich wenig, in Gott aber Alles vermöge."

In Bayern hatte der zurückgesetzte Sohn, der ältere, Arnulf, die Empörung befördert. Aber nicht allein in Bayern loderte nun der Aufruhr, sondern auch in Sachsen, wo Hermann Billing's Neffe, Wichmann, Ekberts Bruder, von Liudolf gewonnen, und ein Graf Dietrich sich wieder Hermann

auflehnten und diesem nicht gestatteten, dem bedrängten Könige wirksame Hilfe zu bringen, wenn auch Hermann's Umsicht und Festigkeit einen allgemeinen Aufruhr verhinderten. Otto sah sich außer Stande, Mainz zu erobern und folgte etwa im September mit seinem sehr geschwächten Heere seinem Sohne nach Bayern, zumal Liudolf die Ungarn zu Einfällen in das zerrüttete Reich angeregt hatte. Während er gen Osten zog, ließ er seinen Bruder Bruno als Verweser des westlichen Theiles seines Reiches zurück, dem er, wie Ruotger meldet, folgende Anweisungen ertheilte:

„Unaussprechlich, geliebtester Bruder, ist die Freude, welche ich darüber „empfinde, daß wir stets einerlei Gesinnung gewesen und unsere Meinungen „niemals in irgend einer Sache auseinander gegangen sind. In meinen „herben Erfahrungen ist es mein höchster Trost, daß ich sehe, wie „durch des allmächtigen Gottes Gnade unserm Reiche auch das königliche „Priesterthum hinzugetreten ist. Denn in Dir sind priesterliches Ansehen „und königliche Kraft mächtig, so daß Du sowohl einem Jedem das „Seine zukommen zu lassen weißst, wie es die Gerechtigkeit erfordert und „auch im Stande bist, der Widersacher Schrecken und Truge zu wider„stehen, wie es ein tapferer und gerechter Sinn thun soll. Schon lange „habe ich erwogen, wie Dir die Mutter der freien Künste, die wahre „Kraft der Weisheit einwohnt, welche Dich zu dieser Bescheidenheit und „Geistesgröße erzogen hat. Ich weiß daher, mein Bruder, ja, ich weiß, „wie Niemand Deiner Klugheit einreden wird, es müsse Dir gleichgiltig „sein, wenn verworfene Menschen sich des Verderbens der Guten rühmen „und unter ehrbaren Reden den Weg verdecken, auf welchem sie dieses „Ziel erreichen. Man mag vielleicht sagen, dergleichen müsse mit Waffen„gewalt unterdrückt werden, diese stehe Dir aber nicht an, weil sie der „Würde Deines Amtes nicht gezieme. Siehest Du nicht, wie viele Men„schen durch öffentliche Führung einer solchen trügerischen Redeweise der „Erzbischof jener Stadt leitet, wie Viele er zu diesem wüthenden Bürger„kriege verlockt hat? Käme es ihm wirklich, wie er vorgiebt, darauf an, „sich der Zwietracht und Kriegsgefahr zu entziehen, um in andächtiger „Stille zu leben, so würde er fürwahr lieber uns und unserm Reiche, „als unsern Feinden überantwortet haben, was wir ihm mit königlicher „Freigebigkeit zugewendet. Feinde nenne ich die allbekannten, ruchlosen „Berauber der Bürger, die Vaterlandsverräther, Reichsverheerer, Fahnen„flüchtigen, deren Wunsch es, wie ich glaube, sein dürfte, mit verruchter „Kühnheit und Hand mich zu tödten, oder auf die bitterste Weise mich in „den Tod zu befördern, die mir den Sohn stahlen und darauf ausgehen,

„meinen Bruder seines Reiches, seiner Kinder, selbst seines süßen Weibes, „ja, schließlich seines Lebens selber, zu berauben. Du bist zuletzt allein „mein fester, zuversichtlicher und sicherer Trost; denn von Kindheit auf „hast Du in Gutem zugenommen, so daß gut handeln und mit höchster „Umsicht auf Alles Deine Sorgfalt zu erstrecken, Dir schon zur andern „Natur geworden ist. Wenn Du wohl auf bleibst und ich mich Deiner, „wie mein Herz verlangt, meine Sehnsucht begehrt und mein Gemüth „erflehet, erfreue, dann wird es mir an Glück, Ehre und Ruhm nicht „fehlen, dann sind wir genugsam und reichlich geschützt. Verlassen wir „uns nur selber nicht! Das muß unsere höchste Sorge sein. Du, Du, „sage ich, bist mir Zeuge, mit welcher Sorgfalt, welchem Wohlwollen ich „diejenigen umfaßt, begünstigt, beschützt, von denen ich jetzt so Grausames „erleide, denen ich aber auch jetzt noch überaus gern helfen will, wenn „sie selber gegen sich schonend verfahren. Aber ach! mit welchem Un„gestüm rennen sie in ihr Verderben und stürzen mein so unschuldig „erzogenes Kind in alle Frevelthat! So schwer fällt es denen, sich in „ihrer Macht zu mäßigen, welche aus Ehrgeiz den Schein der Recht„schaffenheit ihrer Wirklichkeit vorziehen. Du weißt, Geliebtester, und ich „wiederhole es mit Schmerz, wie diejenigen häufig sehr hart und ungetreu „gegen mich gewesen, die ich am meisten begünstigt, die ich als durch „viele nothwendige Beziehungen als mir engst Verbundene geliebt und „endlich als nächste Verwandte geschützt habe. Schwer war das zu „ertragen, ein doppeltes Elend! Was mir aber am wehesten thut und „alles andere Leid überbietet, ist, daß mein eigener Sohn mir entrissen „worden und die väterliche Liebe mit feindseliger Nachstellung zu lohnen, „gelernt hat. Bemühe Dich also, Du Gott geweiheter Mann, vor Allem „und zunächst mit Deinem Rathe, durch welchen Du so überaus klug bist, „nach Zeit und Ort von Waffenerhebung abzumahnen und auf jede Weise „die Ruhe wieder herbeizuführen. Wie weit ich auch leiblich Dir fern „sein mag, werde ich, wo immer auch ich mich befinde, mich Deiner freuen „und zu Deiner Vorsicht und Mäßigung mir Glück wünschen. Was Du „thun magst, werde ich genehm halten. Möchte auch Dir gefallen, was „ich selber thun werde. Ich wünsche, und es ist mein sehnlichstes Ver„langen, daß es unser höchster Wunsch und Freude nicht nur vor Gott, „sondern vor allen Menschen sein möge, alles Gute zu fördern und, „wenn es sein kann, mit allen Menschen Frieden zu haben.“

Beim Scheiden stürzten Mathilden's Söhne unter Thränen einander in die Arme und trennten sich. Bruno übernahm die herzogliche Gewalt in Lotharingen und dessen Sicherung gegen Conrad. Otto dagegen zog nach

Bayern. Bruno begann seine neue Thätigkeit mit Abhaltung eines großen Landtages in Aachen, am 21. September 953, wo er die lotharingischen Großen in der Treue gegen Otto befestigte. Conrad, welcher eine Besatzung in Mainz zurückgelassen, fand sich zwar in Lotharingen ein, vermochte aber nur einen kleinen Theil des Landes zu besetzen. Bruno bewahrte das Uebrige im Gehorsam gegen den König.

Otto belagerte inzwischen erfolglos Regensburg. Nach dreimonatlicher Anwesenheit verließ er Bayern und feierte das Weihnachtsfest 953 in Sachsen, wo er sich ein wenig von dem schweren Jahre erholte, das hinter ihm lag und in dem alle Hoffnungen, zu welchen das vorhergehende ihn berechtigt hatte, vereitelt geblieben waren. Alles, was Otto seit 939 erzielt, schien zerrinnen zu wollen. Von der so schön gewonnenen Einheit des Reiches war nichts mehr zu bemerken. Der Familienspalt hatte Alles erschüttert. Die niedergehalten gewesenen Machthaber der kleinern und größern Gebiete erhoben sich wieder und Alles zeigte sich in Auflösung. Da mochte Otto sich wohl sehnen, im Verkehr mit seiner bewährten, erlauchten Mutter und der geliebten Adelheid doch des süßen, menschlichen Trostes zu pflegen, wie sehr ihn auch beim letzten Zusammensein die heilige Mutter allein auf den göttlichen hingewiesen hatte. Hat uns doch auch Gott den menschlichen Trost gegeben! An sich verwerfen gewollt, hatte diesen Mathilde auch nicht. Nur gegen die Beilegung eines falschen Gewichtes, nur gegen die Setzung dieses Trostes über den göttlichen hatte sie sich erklären wollen. Mit offenen Armen empfing sie den schwer gekränkten Sohn, den der Gram sicherlich gealtert hatte und übergoß ihn mit der ganzen liebreichen Fülle ihres mütterlichen Trostes. Sie betrauerte mit Otto den Verlust zweier wackerer Neffen: des Imed und Meinwerk, welche durch Pfeilschüsse, der eine vor Mainz, der andere auf dem Zuge nach Bayern getödtet waren. Der mütterliche Zuspruch war nicht allein lindernder Balsam auf Otto's Herzenswunde, sondern auch nährendes Oel für die gesunkene Flamme seiner Lebensgeister. Sein Heldenmuth richtete sich wieder auf. Hatte er doch auch „in Gefahren, wie Widukind sagt, niemals vergessen, daß er Herr und König von Gottes Gnaden sei“!

Zur Erfüllung allen Unheiles waren im Anfange des neuen Jahres 954 die Ungarn, welche Heinrich's gefürchteten Arm nicht mehr drohend gegen sie ausgestreckt sahen, in Bayern eingefallen und verwüsteten das Land. Während Liudolf wider diesen Feind nichts unternahm, sondern ihn durch Tribut schimpflich zu beschwichtigen suchte, sammelte Otto in Sachsen ein starkes Heer und zog dem Erbfeinde in Bayern entgegen.

Vor ihm und Heinrich zogen die Ungarn sich zurück, denen Liudolf Geld und Wegweiser gab, um sie nach Franken zu geleiten, von wo aus sie über den Rhein gingen und zu Worms, das in Conrad's Händen sich befand, am Palmsonntage 954 festlich bewirthet und beschenkt wurden. Dieser führte sie nach Lotharingen gegen Bruno, ein sicherer Beweis, daß die Ungarn mit Liudolf und Conrad im heimlichen Einverständnisse waren, das sie vergeblich durch die Behauptung, Heinrich habe die Feinde in's Land gerufen, zu verbergen sich bemüheten.

Inzwischen hatten Otto's Anhänger in Schwaben: der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg, dessen Bruder und ein Graf Adalbert sich einen Anhang verschafft und Augsburg, woraus sie vertrieben worden, wieder n Besitz genommen. Auch Bruno hatte sich gegen die Ungarn, gegen innere Erhebungen und Conrad zu halten gewußt. Die Unterstützung, welche Liudolf und Conrad den Ungarn hatten zu Theil werden lassen, war ihnen in der öffentlichen Meinung sehr nachtheilig gewesen, die sich immer wieder mehr dem Könige Otto zuzuwenden begann, wie man denn allgemein des Kriegs und der Zerwürfnisse überdrüssig zu werden begann. Liudolf hielt daher, als Otto sich auf Bayern warf, einen Waffenstillstand für nöthig. Derselbe sollte bis zum 15. Juni 954 bestehen und dann in Langen-Zenn bei Nürnberg wegen des Friedens verhandelt werden.

Der Erzbischof Friedrich von Mainz, der Anschürer und Förderer des unglücklichen Haders, hielt für politischer, sich mit dem Könige, dessen Stern sichtlich wieder im Steigen begriffen war, auszusöhnen. Conrad, der bisher nur bittere Früchte seines Abfalls geerntet, hatte kürzlich seine Gemahlin Liutgarde durch den Tod verloren und war entweder selbst dadurch versöhnlicher gestimmt, oder hielt den König dafür. Er versöhnte sich mit ihm *). Friedrich und viele andere Fürsten und Bischöfe Deutschlands fanden sich in Langen-Zenn, das Widukind Cinna nennt, ein. Der König begann, wie dieser Geschichtsschreiber meldet, den Reichstag mit folgender Rede:

„Wenn der Grimm meines Sohnes und der Uebrigen, die mir nach„stellen, allein mich beängstigte und nicht das ganze Volk des christlichen „Namens in Verwirrung brächte, würde ich es dulden. Ein Kleines nur „wäre es, daß sie meine Städte nach Räuberart angefallen, die Länder „meiner Gewalt entrissen haben, wenn sie sich nicht im Blute meiner

---

*) Sein Herzogthum Lotharingen blieb ihm verloren. Seine Allodien behielt er.

„Verwandten und meiner theuersten Grafen sättigten. Sehet, hier stehe „ich, ohne Söhne, ein verwaister Vater. Mein Sohn ist mein erbittertster „Feind. Derjenige, den ich am meisten geliebt, den ich von geringem „Stande zur höchsten Stufe, zur höchsten Ehre emporgehoben (Conrad), „hat die Hand meines einzigen Sohnes wider mich bewaffnet. Selbst „dieses würde noch erträglich gewesen sein, wären nicht auch die Feinde „Gottes und der Menschen (die Ungarn), in diese Wirren mit hinein„gezogen. So aber haben diese mein Reich verwüstet, mein Volk ge„fangen und getödtet, die Städte zerstört, die Kirchen verbrannt, die „Priester ermordet. Noch triefen vom Blute die Straßen, indeß die „Feinde Christi mit meinem Golde und Silber beladen, womit ich den „Sohn und Eidam reich gemacht, in ihre Heimath zurückziehen. Was „für ein Verbrechen, welche Untreue noch übrig bleibt, vermag ich nicht „zu ersinnen."" Nach diesen Worten schwieg der König. Heinrich „lobte des Königs Rede und fügte hinzu, jegliche Noth und jede Pein „wolle er lieber erdulden, als daß er jemals den gemeinsamen Feind „aufnehme, wie die gethan, welche die in offener Feldschlacht zweimal „Besiegten boshafter Weise gedungen und ihnen wiederum den Weg zum „Angriffe gebahnt hätten. Nachdem er also gesprochen, trat Liudolf „hervor und sprach: „„Ich bekenne, ich habe die wider mich Gedungenen „durch Geld bewogen, daß sie mich und die mir Unterworfenen ver„schonten. Werde ich deshalb als Schuldiger verschrieeen, so wisse doch „das ganze Volk, wie ich dieses nicht freiwillig, sondern durch äußerste „Noth gezwungen, gethan habe."" Zuletzt trat der Erzbischof auf und „versprach, auf jede dem Könige genehme Weise zu beweisen, wie er „niemals wider den König etwas ersonnen, gewollt oder gethan habe. „Durch Furcht genöthigt, sei er vom Könige abgefallen, weil er den„selben, durch die schwersten Anschuldigungen aufgebracht wider sich ge„wußt habe; übrigens wolle er mit allen Eiden betheuern, daß er Treue „halten werde. Der König sprach hierauf: „„Ich verlange von Euch „keinen andern Schwur, als daß Ihr mir, so viel Ihr vermöget, bei„stehet, Frieden und Eintracht zu erhalten."" Nachdem der Erzbischof „diesen Eid geleistet, ward er in Treue und Frieden entlassen. Als „der Erzbischof und Conrad den jungen Liudolf nicht bewegen konnten, „sich seinem Vater zu unterwerfen, derselbe vielmehr seinem gefaßten „Entschlusse treu blieb, trennten sie sich von ihm und verbanden sich „mit Gott und dem Könige. In der folgenden Nacht machte sich „Liudolf mit den Seinigen auf und davon und zog mit seinem Heere in „Regensburg ein."

Liudolf's Herzensverhärtung war durch den Abfall Conrad's und Friedrich's von seiner ungerechten Sache auf das Aeußerste gekommen. Er spiegelte sich vergeblich vor, im Rechte zu sein. Da aber sein besseres Selbst sich zu dieser Ueberzeugung nicht erheben konnte, ward er im Trotz und Ingrimm immer verbissener, sein sonst so klarer Blick und sein helles Urtheil immer mehr verdüstert. Nicht mehr Muth, sondern Verzweiflung nahm sein Herz ein. Er war völlig verblendet.

In dem starken Heere, das Otto vor Regensburg führte, befanden sich sein Bruder Heinrich und der bewährte Markgraf Gero. Von allen Seiten ward Regensburg umschlossen und die Belagerung auf's Eifrigste betrieben. Sie zog sich in die Länge. Es trat Mangel in der Stadt ein. Ein großartiger Ausfall ward unternommen, mißlang aber völlig. Die zahlreiche darauf verwendete Mannschaft ward niedergehauen oder ertrank in der Donau. Nur wenige entrannen. Hiernach fiel das Schlachtvieh in die Hände der Belagerer. Die Noth zwang Liudolf, in das Lager hinaus zu kommen und seinen Vater um Frieden zu bitten. Derselbe ward versagt, weil Liudolf's Starrsinn noch die Forderung unbedingter Unterwerfung nicht erfüllen wollte. Deshalb begann der Kampf von Neuem. Noch einmal ward ein Ausfall aus dem östlichen Thore versucht, wo Gero den Befehl über die Belagerer führte. „Der Mann," wie Widukind sagt, „der so viele Siege erfochten, als Schlachten geliefert „hatte. Sechs Stunden dauerte der Kampf. Arnulf, Liudolf's Bundesgenosse und Heinrich's Competent, ward durch einen Pfeilschuß getödtet. Nachdem sie eine sechswöchentliche Belagerung ausgehalten, sandten die Städter Abgeordnete zu Otto, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Liudolf entwich nun aus der Stadt und begab sich in sein Herzogthum Schwaben, seine letzte Zufluchtsstätte. Der König zog ihm nach, ohne Regensburg genommen zu haben, das sofort nach seiner Entfernung durch eine Feuersbrunst eingeäschert ward. An der Iller erreichte Otto seinen Sohn. Er stand hüben, jener auf der andern Seite des Flusses. Die königstreuen Bischöfe, der heilige Ulrich von Augsburg und Hartbert von Chur begaben sich zu Liudolf, um noch einen Angriff auf sein verblendetes Herz zu wagen. Sie erreichten ihre Absicht. Liudolf war mürbe geworden und Otto gewährte ihm zu Illertissen im August Frist bis auf einen in Fritzlar abzuhaltenden Reichstag. Liudolf wartete dieselbe nicht ab. Sein Trotz war gebrochen, sein Gemüth gebeugt. Er fand sich zu Saufeld *) in Thüringen ein, wo Otto sich eben am Waidwerke vergnügte.

---

*) Einem Orte unweit Berka an der Ilm.

Da erschien Liudolf vor ihm mit entblößten Füßen als ein Flehender, warf, von wahrer Reue ergriffen, sich vor ihm nieder und erweichte zuerst den Vater, dann alle Anwesenden. Darauf versprach er, zu Gnaden wieder angenommen, sich dem väterlichen Willen zu unterwerfen. Des Reichstags zu Fritzlar bedurfte es nun nicht.

Am 25. October starb eines andächtigen Todes des Königs langjähriger Widersacher, der alte Erzbischof von Mainz, Friedrich. Nun ward zu Arnstadt in Thüringen ein Reichstag abgehalten. Hier unterwarfen sich noch einmal und förmlich Liudolf und Conrad. Letzterer behielt nur seine eigenen Güter. Auch Liudolf verlor sein Herzogthum Schwaben, das Heinrich's Schwiegersohn, Burchard, erhielt. Bruno blieb Herzog in Lotharingen und Erzbischof von Cöln. An die Stelle Friedrich's trat als Erzbischof von Cöln, Wilhelm, ein vor seiner Vermählung mit Editha mit einer vornehmen, gefangenen Wendin erzeugter Bastardsohn Otto's. Wenn dieser auch an Geist und Wissen seinem Oheim Bruno weit nachstand, so war er doch eben so treu als dieser seinem Berufe ergeben und besaß seines Vaters regsame Thätigkeit. Ein verhältnißmäßig noch junger Mann, fühlte er doch den vollen Ernst der ihm obliegenden Pflichten, die er selbst seinem erlauchten Vater gegenüber geltend zu machen verstand, ohne damit anzustoßen.

So war der Zwist völlig beigelegt, welcher die Einheit der deutschen Völker und das neu begründete Königsthum auf's Gefährlichste bedrohet hatte und die nahe Aussicht der Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums wieder in weite Ferne rücken zu wollen, schien.

Zwanzigstes Capitel.

Deutschlands Zerrüttung machen Ungarn und Slaven sich zu Nutze, werden aber von Otto glorreich und für immer besiegt.

Erst nachdem der Zwist der Söhne mit dem Vater beigelegt worden, ließ sich der unermeßliche Schaden übersehen, der in etwas über zwei Jahren durch den Krieg über Deutschland gebracht war. Berengar hatte sich in Italien wieder völlig unabhängig gemacht, wie es scheint, auch die an Heinrich abgetretenen Gebietstheile sich wieder angeeignet. Die für

immer abgewiesen gewähnten Ungarn hatten sich wieder in das Reich gewagt und dasselbe von einem Ende zum andern durchzogen. Auch Deutschland selbst war noch keineswegs völlig beruhigt. In einigen Gegenden hielten sich noch Liudolf's und Conrad's Anhänger und beinahe das ganze bayerische Land befand sich noch im Aufstande wider das Reichsoberhaupt und wider seinen Herzog Heinrich. Wie traurig es noch ein Jahr nach Beendigung des Krieges zwischen dem Vater und seinen Söhnen in Deutschland aussah, ergiebt ein am Ende des Jahres 955 von Otto's Sohne, Wilhelm, dem neuen Erzbischofe von Mainz, an Papst Agapetus II. geschriebener Brief, worin er sich entschuldigt, daß er weder in Person, noch durch einen Botschafter dankend ad limina apostolorum sich eingefunden und des Papstes Rath eingeholt habe. Er sagt:

„Dergestalt bedrängten barbarische Völker die Christenheit, daß, wenn „jene nicht durch den Kampf vertrieben wären, in welchem Gott für uns „stritt, wir Alle entweder unter ihre Botmäßigkeit gerathen, oder auf ein „solches Nichts herunter gekommen wären, daß, so lange Einer unter „uns noch gelebt haben würde, er über die Gegenwart immer hätte „seufzen müssen. Unter den Brüdern, welche den Namen Christenheit „führen und hier wohnen, herrscht eine unsägliche und ohne Thränen „nicht zu erwähnende Zwietracht, worin der Vater den Sohn, der Sohn „den Vater, der Bruder den Bruder — stärker hat Cain dem Abel „nicht nachgestellt — und jeder Anverwandte den andern verfolgt, worin „jeder Stand und jede Verwandtschaft verläugnet wird. Der König ver„mag sein Regiment nicht zu führen; den Bischöfen sind ihre Vorrechte „entzogen, obwohl gleichsam Augäpfel Gottes, werden sie gedrangsalt, „ausgerottet, geblendet, wie der Erzbischof der salzburgischen Kirche, „Herold, welcher, nachdem er von unserm Oheime, dem Bayernherzoge „Heinrich, gefangen genommen, ohne irgend ein canonisches Verfahren, „geblendet und nach Seeben in die Verbannung geschickt ist, während „sein Sprengel unter die Vasallen des gedachten Herzogs vertheilt wor„den und sein Sitz seines eigenen Schützers beraubt bleibt. Ich klage „keine Person an, sondern nur über den Stand der Dinge. Der Herzog „und Graf thun, was des Bischofes ist, der Bischof, was dem Herzoge „und Grafen gebührt. Keine Kirche giebt es, die nicht auf irgend eine „Art geschädigt worden wäre.“

Bayern ward zuerst wieder unter des Reiches Botmäßigkeit gebracht. Otto und Heinrich führten ein großes Heer hin und vernichteten die Aufrührer in einer im Mai gelieferten mörderischen Schlacht. Viele Anführer derselben fielen. An den Bischöfen nahm Heinrich, welcher durch

seine Tapferkeit zum glücklichen Ausgange des Feldzuges Vieles beitrug, wie Erzbischof Wilhelm erwähnte, grausame Rache, den von Aquila ließ er sogar entmannen. Er eroberte auch seine italienischen Besitzungen wieder. Otto konnte, nachdem Bayern vollständig unterworfen war, schon am Ende des Juni 955 nach Sachsen zurückkehren.

Hier hatten sich inzwischen auch unerquickliche Dinge begeben. Herzog Hermann Billing's von Otto begnadigte Neffen, zu Unruhen geneigte junge Männer, hatten schon die vorjährige Abwesenheit Otto's in Bayern zu einem neuen Aufstande benutzt. Ihr tapferer Oheim hatte sie aber mit ihren Spießgesellen zu Paaren getrieben. Sie waren über die Elbe zu den Wenden geflüchtet und hatten diese zum Einfalle in Sachsen beredet. Hermann fand sich ihnen nicht gewachsen und suchte sich nur mit Mühe so lange wider sie zu halten, bis sein König aus Bayern zurück und ihm zu Hilfe gekommen sein würde. Zugleich hatten die uckermärkischen Wenden in Gero's Mark, der auch mit vor Regensburg stand, sich erhoben. Wenn auch dieser nach seiner Heimkehr die Empörung dämpfte und die Ucrer wieder zum Gehorsam brachte, so war doch Hermann minder glücklich und sehr erfreut, als Otto in Sachsen mit dem Entschlusse erschien, ein starkes Heer wider die Slaven zu führen und dieselben mit aller Kraft wieder zu unterjochen. Hieran hinderte ihn aber die plötzlich aus Bayern erschallende Kunde: der Reichsfeind, die kurz zuvor noch von ihm mit Geschenken beschwichtigten Ungarn, seien mit ungeheuerer Heeresmacht in Deutschland eingefallen und hätten dessen ganzen Süden überschwemmt. Um den Slaven Widerstand leisten zu können, mußte Otto einen Theil seines Heeres in Sachsen lassen und konnte bei seinem sofortigen Aufbruche nach Bayern nur wenige Truppen mitnehmen. Die Ungarn waren inzwischen bis an den Schwarzwald vorgedrungen, hatten den Lech überschritten und Schwaben eingenommen. In Augsburg verbrannten sie die Kirche der heiligen Afra. Bis zur Iller verwüsteten sie Alles mit Feuer und Schwerdt. Endlich belagerten sie den heiligen Ulrich in Augsburg. Mit höchster Tapferkeit vertheidigte sich der fromme Bischof. Das war nicht leicht, da die Stadt nur von niedrigen Mauern ohne Thürme umgeben war. Einen Sturm auf das östliche Thor schlug Ulrich glücklich zurück. Die Ungarn verloren einen ihrer Häuptlinge. Im bischöflichen Ornate, aber ohne Helm und Panzer, befand sich Ulrich zu Pferde mitten unter seinen Leuten. Nach beendetem Kampfe ging der tapfere Bischof in der Stadt umher, ordnete die Erneuerung der Wälle und die Einrichtung neuer Werke an. Dann betete er die ganze Nacht hindurch und bat den Gott der Heerschaaren um Befreiung seines Sprengels

von den Barbaren, während die Nonnen Processionen hielten, oder die Fürbitte der Mutter Gottes in den Kirchen anriefen. Das heilige Abendmahl ward den muthigen Streitern unter einem von Ulrich gehaltenen Hochamte beim Frühroth gespendet, ein Psalm gesungen, um einen neuen Angriff der Ungarn abzuweisen, welche ihre sklavischen Kämpfer mit Geißelhieben zum Sturme trieben. Muthig traten die Belagerer ihnen entgegen. Da ertönte ein lautes Trompetengetön und die Ungarn zogen in hellen Haufen von dannen. Ihnen war die Kunde von Otto's Herannahen geworden.

Hatte Otto sein Heer unterwegs auch durch Zuzüge nicht unansehnlich wachsen sehen, so war es doch an Zahl mit dem ungarischen auch nicht entfernt zu vergleichen. Er war sogleich in die Ebene des Lech gezogen, als er vernommen, die Ungarn wären gegen Augsburg gerückt. Um noch mehr Hilfsvölker abzuwarten, hatte er eine gedeckte Stellung eingenommen, bevor er sich in den Kampf einließ. Die Franken vereinigten sich mit ihm und selbst Ulrich führte ihm aus der Stadt seine tapfern Mannen zu. Bruno mit seinen Lotharingern hatte sich versäumt. Die Kampflust von Otto's Heer ließ sich aber nicht mehr bezähmen, nachdem der streitbare Conrad, des Königs Eidam, der rühmlich gegen die Wenden gefochten, mit den Franken vom Jenseits des Rhein in das deutsche Lager eingerückt war.

„Auch der Herzog Conrad," sagt Widukind, „kam mit tüchtiger „Reiterei in das Lager. Durch seine Ankunft wurden die Mannschaften „so angefeuert, daß sie von keinem Aufschube des Kampfes mehr hören „wollten. Denn er besaß von Natur einen kühnen Muth und, was „kühnen Männern selten eignet, seine Rathschläge waren immer gut. „Er war, mochte er zu Fuße oder zu Pferde wider den Feind kämpfen, „ein unwiderstehlicher Krieger und im Frieden, wie im Felde bei Jedermann beliebt."

Da Otto den Muth seines Heeres nicht länger zu bezwingen vermochte, ließ er einen Fast- und Bußtag im Lager verkündigen, um Gottes Sieg herabzuflehen. Am folgenden Tage, dem Feste des heiligen Laurentius, wartete das Heer einen feierlichen Gottesdienst in der Frühe ab. Otto warf sich dabei auf die Kniee und that unter reichlichem Thränenerguß das Gelübde, er wolle, wenn Christus ihm über die Feinde des Reiches den Sieg verleihe, in seiner Stadt Merseburg dem heiligen Märtyrer Laurentius ein Bisthum widmen und ihm die Merseburger Pfalz, die er zu bauen begonnen, zum Eigenthum weihen. Dann empfing er selbst aus des frommen Ulrich Händen die heilige Communion.

In gleicher frommer Weise stärkten sich auch die Uebrigen für das schwere, vor ihnen liegende Tagewerk. Ein jeder Kämpfer gelobte zuerst seinem Herzoge, darauf den andern Genossen mit Eidesleistung seine Hilfe. Otto berief alle seine Mannen um sich und bekräftigte, lieber sterben, als diese Feinde, ein solches Uebel, dulden zu wollen. Die Feldzeichen wurden erhoben und in acht Heerhaufen (Legionen) getheilt, zog Otto's Armee dem Feinde entgegen. Die drei ersten Haufen bildeten die Bayern. Ihren Herzog hielt die Krankheit daheim zurück, welche noch in diesem Jahre seinem Leben ein Ende machen sollte. Den vierten Zug, die Franken, führte Conrad. Inmitten des fünften und größten ritt der König, von auserlesenen und jugendlichen Streitern umringt; vor ihm schwebte das Hauptfeldzeichen, der Erzengel Michael. Die sechste und siebente Legion bestand aus den Schwaben. Die achte bildeten die Böhmen unter ihrem Könige Boleslaw. Durch rauhe und unwegsame Gegend und Wald führte Otto sein Heer den Feinden entgegen, damit diese mit ihren Pfeilschüssen den Marsch nicht aufhalten möchten. Diese aber, noch vorsichtiger, waren bei nächtlicher Weile zweimal über den Fluß gegangen und so dem deutschen Heere mit einem großen Truppenkörper in den Rücken gekommen. Als Otto daher auf dem Kampfplatze erschien, hatte er Feinde vor sich und hinter sich. Die Böhmen, als letzte Legion, hatten den ersten Angriff auszuhalten. Derselbe war mörderisch und blutig. Die Böhmen stoben auseinander und ließen dem Feinde das ihrer Hut anvertraute Gepäck. Auch die Schwaben begannen zu wanken. Da sendet Otto den tapfern Conrad, welcher die Gefangenen befreit, die Beute wieder abnimmt, die Feinde wirft und als Sieger wieder zurückkehrt. So war der Heerestheil der Ungarn, welcher dem Könige in den Rücken gefallen, beseitigt. Die Hauptmacht hatte Otto aber noch vor sich. Er ordnete, nun im Rücken gesichert, sein Heer in eine ausgedehnte Schlachtlinie und redete, wie Widukind meldet, dasselbe also an:

„Daß wir in dieser großen Bedrängniß eines vorzüglichen Muthes „bedürfen, meine Krieger, sehet Ihr selbst, da Ihr den Feind nicht in „der Entfernung, sondern gerade vor Euch habt. Bisher habe ich mit „Hilfe Euerer unermüdsamen Hände und stets unüberwindlichen Waffen „außerhalb meines Landes und Reiches stets ruhmreich gefochten und „überall gesiegt. Soll ich nun jetzt in meinem eigenen Lande, in meinem „eigenen Reiche die Flucht ergreifen? Ja, ich weiß es, an Menge wer„den wir von den Feinden übertroffen, aber nicht an Tapferkeit und in „den Waffen. Denn wir haben uns ja ganz augenscheinlich überzeugt, „wie jene zum größten Theile durchaus ohne Waffen sind und, was uns

„zum größten Troste gereichen muß, ohne die Hilfe Gottes. Jener einzige „Schutzmauer ist ihre Kühnheit. Wir haben Hoffnung und göttlichen „Schutz. Wir müßten uns schämen, wenn wir, Herrn von fast ganz „Europa, uns in der Feinde Hände geben wollten. Wenn uns denn „einmal das Ende beschieden sein sollte, meine Krieger, so ist es besser, „rühmlich im Kampfe zu fallen, als, den Feinden unterworfen, ein „sklavisches Leben zu führen, oder wohl gar den wilden Thieren gleich, „am Stricke erwürgt zu werden. Mehreres noch würde ich sprechen, meine „Kriegsmannen, wenn ich wüßte, daß durch Worte Eure Tapferkeit und „Kühnheit vermehrt würden. Wir wollen nun lieber mit den Schwerdtern, „als mit den Zungen ein Zwiegespräch beginnen!“

„Nach diesen Worten ergriff er den Schild und die heilige Lanze, „wandte, der Erste, sein Roß gegen die Feinde und erfüllte so die Pflicht „des tapfersten Ritters und besten Befehlshabers. Die Herzhaftesten „unter den Feinden hielten zuerst Stand. Als sie aber sahen, wie ihre „Kameraden die Rücken wandten, wurden sie bestürzt, geriethen mit den „Unsrigen in's Gemenge und wurden niedergemacht. Von den Uebrigen „begaben sich einige, da ihre Pferde ermüdet waren, in die nächsten Ort„schaften. Allein auch da wurden sie umringt und kamen in den einge„äscherten Zufluchtsstätten um. Andere aber schwammen über den nahen „Fluß. Da indeß das jenseitige Ufer beim Erklimmen nachgab, stürzten „sie in den Fluß zurück und kamen um. Noch am nämlichen Tage ging „es über das ungarische Lager her und alle Gefangenen wurden daraus „befreiet. Am zweiten und dritten Tage wurde die in den benachbarten „Städten noch übrig gebliebene Menge dergestalt niedergemacht, daß „Niemand oder nur Wenige entkamen. Aber so ganz unblutig konnte „ein Sieg über ein so wildes Volk nicht ablaufen. Herzog Conrad hatte „mit der größten Tapferkeit gefochten. Sowohl durch innere Gluth, als „durch den Sonnenbrand an jenem Tage über die Maaßen erhitzt, öffnete „er seinen Harnisch, um Luft zu schöpfen, als eben ein Pfeil daher geflogen „kam und ihm tödtend in den Hals fuhr. Sein Körper ward auf Befehl „des Königs unter ehrenvollen Gefolge nach Worms überbracht *). Hier

*) Nachträglich und gelegentlich erzählt Thietmar von Merseburg (II. 29) Folgendes: »Als der Kaiser lange nach diesen Begebenheiten einmal nach Merse»burg kam, erfuhr er, daß die Slaven in Zvencua (Zwenkau) unter einem beim »Kaiser sehr beliebten Führer Cuchaviz die Rüstung des gefallenen Herzogs be»wahrten. Mit Hilfe des Cuchaviz brachte es Otto dahin, daß die Schuldigen »zum gerichtlichen Zweikampfe gebracht und besiegt wurden, worauf er sie Alle »aufknüpfen ließ. Die Beutestücke aber, welche die Slaven gewonnen hatten,

„ward der durch alle leibliche und geistige Vortrefflichkeit so große und „berühmte Mann unter Weinen und Wehklagen aller Franken begraben.“ Das war die Schlacht bei Augsburg auf dem Lechfelde.

Außer Conrad, der mit dem höchsten Preise seine frühere schwere Schuld gesühnt*), hatte der König noch den Tod manches Tapfern zu beklagen. Des heiligen Ulrich Bruder und Neffe waren ruhmvoll kämpfend gefallen. Trauervoll bewillkommten daher Otto und Ulrich einander, als der König noch am Abend in Augsburg einritt. Nachdem Otto in der Frühe des nächsten Morgens noch einmal und zwar aus Ulrich's Händen das heilige Nachtmahl empfangen, brach er zur Verfolgung der Ungarn nach Bayern auf. Schlecht erging es den Fliehenden. Man schnitt ihnen die Uebergänge über die Flüsse ab und sprengte sie die Fluthen. Wenn Städter von ihren Mauern versprengte Haufen in ihren Feldmarken erblickten, so waren dieselben sicherem Tode geweihet, weil der Grimm der erbitterten Bürger auch keinem das Leben ließ. Bis Regensburg setzte Otto seine Verfolgung der Ungarn fort. Hier hielt er Gericht über die gefangenen Feinde. „Drei Anführer,“ sagt Widukind, „des „ungarischen Volkes waren gefangen und dem Herzoge Heinrich über„geben, welcher sie, wie sie verdient, mit dem schimpflichen Tode des Er„hängens strafte. Unter ihnen war auch der Karchan Pultzu, den zeit„genössische Nachrichten den König der Ungarn nennen. Ob dieses glor„reichen Feldzuges war Freude in allen deutschen Gauen.“

„Auch dieser herrliche Sieg,“ sagt Widukind, „vermehrte den Ruhm „des Königs. Von seinem Heere ward er als Vater des Vaterlandes „und als Kaiser begrüßt (wie einst nach dem Merseburger Siege über „die Ungarn auch sein großer Vater). Als hierauf die Feste zu Ehre

———

»erlangte er zum großen Theile wieder Uebrigens weiß ich nicht, ob die Be»sitzer dieser Beutestücke wirklich Conrad's Mörder waren, oder ob sie nicht, an »seinem Tode ganz unschuldig, dieselben blos zufällig gefunden hatten Jeden»falls hatten sie den Tod verdient, weil sie dies irgend wie geheim zu halten »versucht hatten « Thietmar's Rechtsanschauungen sind wunderbar, noch befremdlicher aber ist, daß er nach Statt gefundenem Gottesgericht noch an der Schuld der Besiegten und Gerichteten zweifeln kann.

*) Ruotger sagt im Leben Bruno's, Conrad (den er Cuno nennt), habe gewünscht zu sterben; er habe zu Gott gefleht, dem Könige Sieg und wenn es sein Wille sei, ihm selbst den Tod zu geben, um ihn auf immer von dem Makel der einstigen Bundesgenossenschaft mit diesen Heiden zu befreien. Deshalb hatte er vor Allen so tapfer gestritten und sich den Geschossen der Feinde entgegen geworfen.

„und Preis des höchsten Gottes in allen Kirchen angeordnet waren, was „er durch Gesandte seiner heiligen Mutter hatte auftragen lassen, kehrte „er unter Jubeln und Jauchzen als Sieger nach Sachsen zurück und „ward freudig von seinem Volke empfangen. Denn die Sachsen hatten, „durch den Slavenkrieg zurückgehalten, dem ungarischen Kriege nicht bei„gewohnt.

Mathilden's Seele wird, als sie die Anordnungen zum Sieges- und Friedensfeste traf, in der Stimmung Deborah's gewesen sein, als sie nach Sisera's Niederlage mit Barak ihren herrlichen Siegesgesang anstimmte. Wie freudig wird sie eingestimmt haben in den Schluß desselben: „Also müssen umkommen, Herr! alle Deine Feinde; aber die Dich lieben, müssen glänzen, wie die Sonne glänzet in ihrem Aufgange." Widukind sagt: „Es konnte aber auch seit zweihundert Jahren vor ihm „kein König sich eines so herrlichen Sieges rühmen."

Allein auch für die folgenden Jahrhunderte hatte dieser Sieg Bedeutung und Wirkung. Otto von Freising sagt, das allerwildeste Geschlecht habe nicht mehr gewagt, das Reich anzugreifen und habe verzweifelnd daran gedacht, das eigene Land mit Pfählen und Wällen in den sumpfigen Orten gegen die Deutschen zu befestigen. Aber nicht bloß eine Befreiung Deutschlands, sondern eine Befreiung von ganz Europa hatte der Sieg auf dem Lechfelde zur Folge. Nicht allein schloß er die eigentliche Völkerwanderung, zu welcher der spätere Einfall der Mongolen nicht wohl mehr gerechnet werden kann, weil sie keinen festen Fuß faßten, sondern er beendete auch den Kampf gegen das Heidenthum im Großen, wenn auch particuläre Kämpfe wider dasselbe in Spanien, sowie im Norden und Osten Europa's noch längere Zeit fortgeführt wurden. Ja, es trat nun erst die Möglichkeit hervor, den barbarischen Norden und Osten Europa's dem Christenthum völlig zu unterwerfen. Bald tritt auch mit dem Namen der ungarischen Apostel die Einrichtung der bayerischen Ostmark im Lande jenseits der Ens ein, das bisher zum Reiche noch nicht gehört hatte und woraus der Namen und die Herrschaft Oestreich's erwachsen sind. Im Siege von Augsburg lag die Erzeugung Oestreich's.

„Otto ward," sagt Thietmar, „als er freuderfüllt das heimische „Sachsenland wiedersah, von allen Großen, die ihm weither entgegen „kamen, mit den eifrigsten Ehrenbezeugungen empfangen. Die ehrwürdige „Mutter aber schloß den Langersehnten unter einem Strome von Freuden„thränen in die Arme. Diesen Allen theilte Otto sogleich sein Gelübde „mit und bat inständig um ihre Beistimmung und ihren Rath, wie er

„das Werk vollführen solle. Sie nun priesen diesen Entschluß höchlich „und begünstigten das fromme Ansuchen sehr.“

In demselben Jahre, wo die Ungarn für immer aus Deutschland vertrieben worden, brach Otto auch die Kraft der Slaven, deren einzelne Stämme seine Abwesenheit in Bayern benutzt hatten, in einen Bund zu treten, um den schon brennenden Aufstand der Wenden zu erweitern. Nachdem Hermann eine Niederlage durch die Wenden erfahren, focht auch Graf Thietrich unglücklich wieder dieselben. Otto's erstes Geschäft nach der Rückkehr in sein engeres Vaterland war ein Feldzug gegen die verbündeten Slaven, nachdem er über die mit ihnen treubrüchig im Einverständnisse gewesenen Sachsen strenges Gericht gehalten. Mit Gero und Liudolf, die ihm auf dem Lechfelde gefehlt, drang Otto bis zur Reckenitz *). Hier lagerte er. Wegen der sumpfigen Ufer konnte er nicht über den Fluß gelangen, an dessen anderm Ufer der wendische Fürst und Heerführer, Stoinef, mit seiner Heeresmacht stand. Ein Theil der Wenden hatte Otto's Truppen umgangen und ihnen durch Verhaue den Weg versperrt. Dadurch gerieth der König in eine kritische Lage. Widukind schildert den Verlauf folgendermaaßen:

„Im Rücken hatte der König einen Wald, dessen Wege durch Ver„haue gesperrt und mit bewaffneter Mannschaft besetzt waren. Vor ihm „lag der Fluß und der an denselben grenzende Sumpf, drüben aber standen „mit unermeßlichem Heere die Slaven. Otto konnte weder angreifen, noch „hinwegkommen. Außerdem litt sein Heer noch unter anderm Ungemach, „an Krankheit nicht minder, denn an Hunger. Nachdem dieses schon „mehrere Tage fortgedauert, wurde Graf Gero an Stoinef, den An„führer der Feinde, abgesandt, ihm zu eröffnen, daß, wenn er sich dem „Kaiser ergebe, er sich diesem zum Freunde machen und keinen Feind „mehr an demselben haben würde. Gero besaß viele gute Eigenschaften „und Geschicklichkeiten: Kriegskunde, Staatsklugheit, genügsame Bered„samkeit, großes Wissen; doch zeigte er seine Klugheit mehr in Thaten, „als in Worten; im Erwerben war er unverdrossen, im Schenken frei„gebig, was aber das Beste war, er zeigte sich mit tüchtigem Eifer der „Religion zugethan. Ueber den Fluß und den daran liegenden Sumpf „grüßte Gero den feindlichen Anführer. Der Slave erwiderte den Gruß. „Nun begann Gero: „„Es wäre in der That schon genug, wenn Du

*) Dieser Mecklenburgische Fluß kömmt aus der sumpfigen Teufelswiese nördlich von Güstrow, fließt zwischen niedrigen, oft sumpfigen Ufern und mündet in den Saaler Bodden, eine Bucht der Ostsee.

„wider Einen unter uns Dienern des Königs, meines Herrn, den Krieg „führtest, nicht aber auch wider meinen Herrn, den König. Hast Du „denn Mannschaften und Waffen genug, um zu dergleichen Dich zu „erdreisten? Wohnt Euch einige Tapferkeit, Geschicklichkeit und Kühnheit „bei, so gebt uns Gelegenheit, zu Euch hinüberkommen zu können, oder „kommt ihr selber zu uns. Auf gleichem Kampfplatze mag die Stärke „des Kämpfers sich zeigen."" Der Slave knirschte, wie es bei diesen „Wilden Art ist, mit den Zähnen, ergoß sich in eine Menge von „Schmähungen, verhöhnte Gero, den Kaiser, sein ganzes Herr, da er „wußte, mit welchem Ungemache dasselbe jetzt beschwert war. Nun lief „auch Gero die Galle über. Er war ein großer Hitzkopf und rief: „„Der morgige Tag wird es zeigen, ob Du und Dein Volk stark seid, „oder nicht; denn morgen werdet Ihr ohne Zweifel sehen, wie wir uns „mit Euch schlagen."" Obwohl Gero durch viele ausgezeichnete Thaten „schon lange berühmt war, wurde an ihm doch das am meisten als Größe „und Ruhm gefeiert, daß er diejenigen Slaven, welche die Ucrer heißen, „ruhmreich unterwürfig gemacht hatte. In's Lager zurückgekehrt, meldete „Gero, was er vernommen. In der Nacht schon erhob sich der Kaiser „und befahl, mit Geschossen und Maschinen den Feind zum Kampfe zu „rufen, wie, wenn man mit Gewalt Fluß und Sumpf überschreiten wolle. „Nach der gestrigen Drohung glaubten die Slaven auch nichts Anderes „und rüsteten sich ebenmäßig zum Kampfe, um mit allen Kräften den „Uebergang zu verhindern. Ohne daß der Feind es merkte, hatte Gero „sich inzwischen mit den ihm befreundeten Ruanen ungefähr eine Meile „abwärts vom Lager entfernt und drei Brücken geschlagen und rief dann „durch einen an den Kaiser geschickten Boten das ganze Heer zurück. „Als die Feinde dieses bemerkten, beeilten sie sich, den Truppen entgegen „zu treten. Ihr Fußvolk hatte einen weitern Weg zu machen. Es griff „an, unterlag aber bald, durch die Ermüdung entkräftet, den deutschen „Kriegern und ward, als es in der Flucht sein Heil suchte, unverzüglich „niedergehauen. Stoinef erwartete auf einem hochragenden Hügel mit „seiner Reiterei den Ausgang. Als er seine Genossen sich zur Flucht „wenden sahe, floh er auch*). Mit zwei Begleitern ward er in einem „Walde von einem Ritter, Namens Hosed, angetroffen. Dieser machte „ihn im Kampfe matt, nahm ihm die Waffen und hieb ihm das Haupt „ab. Einer seiner Begleiter ward lebend gefangen und sammt den

*) Die Schlacht ward geliefert am Feste des heiligen Gallus (16. Oktober), 955, zehn Wochen nach dem Siege auf dem Lechfelde.

„erbeuteten Waffen und dem Haupte des Wendenfürsten durch denselben „Ritter dem Kaiser übergeben. Hoseb machte sich dadurch einen ange„sehenen Namen und erhielt als Belohnung für eine so rühmliche That „ein kaiserliches Geschenk sammt den Einkünften von zwanzig Hufen. „Noch am nämlichen Tage ward das feindliche Lager überfallen und viele „Menschen wurden theils getödtet, theils gefangen. Das Schlachten „dauerte bis tief in die Nacht hinein. Am folgenden Tage ward Stoineſs „Haupt im Felde aufgesteckt und ringsherum legte man siebenzig ent„hauptete Gefangene. Einem Rathe Stoineſs wurden die Augen aus„gerissen und die Zunge abgeschnitten. So ließ man ihn, als weiter „nicht brauchbar, mitten unter den Leichnamen liegen. Wichmann und „Ekbert machten sich, ihrer Schande bewußt, auf den Weg nach Frank„reich und flohen zum Herzog Hugo.“

„Durch die häufigen Siege ward der Kaiser immer gefeierter und „ruhmreicher. Er flößte vielen Königen und Völkern eben sowohl Furcht „als Wohlwollen ein. Daher empfing er denn auch viele Gesandtschaften, „namentlich von Römern, Griechen, Saracenen und durch dieselben Ge„schenke verschiedener Art, goldene, silberne und erzene Gefäße in „wunderbarer Mannichfaltigkeit und von ausgezeichneter Arbeit, desgleichen „ebenso künstliche Gefäße von Glas und Elfenbein, Kleidungsstücke von „der mannichfachsten Form, Balsam und alle Arten von Specereien, „Thiere, die man in Sachsen zuvor nie gesehen: Löwen, Kameele, Affen „und Strauße. Die Angelegenheiten und Hoffnungen der ganzen Christen„heit weit und breit beruheten auf ihm.“

Mit dem Siege an der Reckenitz hörten die Feindseligkeiten und Empörungen der Wenden freilich noch nicht auf und es mußten, da namentlich Wichmann dieselben von Neuem aufzureizen wußte, bis 960 noch mehrere Züge von Otto wider sie unternommen wurden. Diese hatten aber keine allgemeine Bedeutung. Mit dem 16. Oktober 955 war die Hauptkraft der Slaven gebrochen. Der Gegensatz der Nationalität und des Heidenthumes, in welchem sie zu den Deutschen standen, nimmt von dieser Zeit unter ihnen allmählich immer mehr ab.

Einundzwanzigstes Capitel.

Mathilde, die fürsorgende Großmutter und um des Lieblingssohnes Tod trauernde Mutter.

Inzwischen hatte die Königin Adelheid ihrem Gemahle das erste Kind, eine Prinzessin, geboren, die seiner geliebten Mutter Namen erhielt. Die Angabe des Jahres ihrer Geburt schwankt zwischen 953 und 955. Auf den Wunsch seiner Mutter, welche auch wohl des Kindes Taufpathe gewesen sein mag, bestimmte Otto diese Tochter in frühester Jugend, vielleicht schon in der Wiege, zur Aufnahme in die Genossenschaft der Quedlinburger Stifsdamen. Von diesen ward auch wohl, wie bereits im zwölften Capitel als Vermuthung ausgesprochen worden, unter Aufsicht ihrer Großmutter die Königstochter erzogen. Mathilde, welche, obwohl Mutter von vier Kindern, nach dem Zeugniß ihrer Biographen, ihrer äußern Erscheinung nach für eine Jungfrau gehalten wurde, gehörte zu jenen auserwählten Seelen, denen die Keuschheit als Tugend eingegossen war. Wie sehr sie auch als ein Ideal von Gattin und Mutter geglänzt, so scheint ihr eigentlicher Beruf doch die Virginität gewesen zu sein, d. h. der aus Liebe zu Christo erwählte ehelose Stand.

Dieser Stand, welchem Christus selbst vor der Ehe entschieden den Vorzug gegeben, erschien Mathilden eine so hohe Gnade, daß sie ihre Enkelin demselben nicht früh genug meinte widmen zu können, um sie, was ihr selbst nicht beschieden worden, vor der Ehe nicht bloß durch Klostermauern, sondern auch durch Gelübde zu bewahren. Durch die frühe Bestimmung und Erziehung für jenen gesegneten Stand glaubte Mathilde ihre Enkelin von den Versuchungen der Welt und den Werbungen der Freier, welchen sie trotz ihrer eigenen Erziehung im Kloster nachgegeben hatte, am Besten zu sichern. Denn die Virginität ist ein sittlicher Stand, welcher nur mittelst einer stets sorgfältig gehüteten Keuschheit festgehalten werden kann. So gelang es ihr denn auch, diese Enkelin dem geistlichen Stande zu bewahren, welche schon früh die Anwartschaft auf die Würde der Aebtissin erhalten haben muß, weil wir eine regierende Aebtissin vor ihr nicht finden, bis zur Uebernahme der Regierung des Stiftes durch sie, daher eine Vice-Oberin ihre Stelle versehen haben muß, was ohne Zweifel zuerst die Aebtissin Dimot von Wendthusen gethan haben mag.

Mathilden fiel nicht ein, durch diese Bestimmung ihrer Enkelin den Ehestand herabsetzen zu wollen, den sie ja selbst ehemals zu einem heiligen gemacht hatte. Sie huldigte nur dem von allen Zeiten und allen Völkern angenommenen wahren Grundsatze: „keusche Ehelosigkeit sei ein vorzügliches Mittel, ungestört den göttlichen Dingen nachgehen zu können.“ Daß sie selbst den Schleier genommen, scheinen zwar die im vierzehnten Capitel mitgetheilten Stellen aus den beiden alten Lebensbeschreibungen Mathilden's zu bestätigen. Allein es geschah dies, wenn es überhaupt der Fall gewesen, nicht aus freier Wahl, sondern sie wurde durch ihrer Söhne Habsucht dazu gezwungen. Das dort bezeugte „Schleier nehmen“ scheint übrigens auch nicht als Unterwerfung unter eine gewisse Klosterregel und Führung eines wirklich klösterlichen Lebens gedeutet werden zu können, da Mathilde sowohl lange Zeiten und an verschiedenen Orten in der Welt lebte, keine Clausur hielt und auch noch Jahre lang königliche Kleidung trug. Keinenfalls bedurfte die heilige Frau, um unbefleckt zu bleiben in Gedanken, Worten und Werken, des Zwanges der Klosterregel und des Klosterlebens, obwohl es ihr nicht die mindeste Mühe machte und Ueberwindung kostete, sich Beiden gar oft bei ihren häufigen und langen Aufenthalten in Klöstern zu fügen. Was durch besondere Umstände gefügt und in individuellen Besonderheiten für sie begründet war, konnte Mathilde nicht auch als eine Regel für ihre Enkelin betrachten. Die Königin hatte die Welt bereits überwunden. Otto's Tochter sollte dieses erst lernen und dazu hielt die weise Großmutter den Stand der Ordensfrau für den sichersten Weg.

Während Mathilde so der Enkelin die künftige, ewige Wohnstätte im Himmel vorzubereiten suchte, gebar Adelheid ihrem Gemahle einen Sohn, der nach dem Vater Otto getauft, aber für das Leben in der Welt und zu seinem Nachfolger auf den Thron bestimmt war. Die Geburt dieser beiden Enkel füllte aber nur zwei schmerzliche Lücken in des Königs Hause. Nachdem Liutgarde bereits vor mehreren Jahren gestorben, traf das erlauchte Haus ein neuer, schwerer Verlust, der namentlich Mathilden mit tiefstem Schmerze erfüllte. Die jüngere Lebensbeschreibung läßt sich darüber also vernehmen:

„Aber unversehens traf sie ein ungeheuerer Schmerz, welcher diese „Freude völlig in Trauer verkehrte und den sie nicht vergaß, so lange sie „im sterblichen Leben athmete. Heinrich, der treffliche Herzog der Bayern, „ward von schwerer Krankheit ergriffen. Als er fühlte, sein Uebel nehme „nicht ab, vielmehr immer stärker zu, machte er sich eilends auf den Weg „nach Pölde, um seine fromme Mutter zu sehen. Hier sahe er nun

„auch die Heilige Gottes zum letzten Male und begehrte dann die Er„laubniß, in sein Land zurückreisen zu dürfen. Die Königin aber be„hielt ihren krankenden Sohn einige Tage bei sich und verwendete auf „seine Krankheit alle mögliche Sorge und Heilmittel. Als aber der Tag „nahete, an welchem abzureisen er beschlossen hatte, sprach die heilige „Mutter zu ihm gar viele prophetische Worte und richtete zuletzt diese „mahnende Rede an den Sohn: „„Mein theuerster Sohn, merke fleißig „„auf Deiner Mutter Worte und erwecke Reue über Deine Sünden, „„damit Du von Gott Vergebung erhalten mögest. Denn es ist zweifel„„haft, wie diese Krankheit enden wird. Wie wir fürchten, werden wir „„Dein so ersehntes Antlitz nicht wiedersehen.““ Außer diesem sagte sie „ihm, vermöge ihres Geistes der Weissagung Vieles voraus, was der „Erfolg mehrmals bestätigte. Hernach umarmten sie einander, küßten „sich und vergossen reichliche Thränen. Heinrich reiste in sein Bayern„land zurück und litt dort noch sehr viele Tage an seiner Krankheit, bis, „da Gott es gebot, seine Seele ihren Leib verließ *) und, wie gehofft „wird, durch die Thür des Paradieses einschritt. Nach diesem Verlaufe „ward der Leichnam des ruhmreichen Herzogs in Regensburg bestattet. „Da sendete die verehrungswürdige Frau Judith, die dem erlauchten „Manne ehelich verbunden gewesen war, Boten ab', um der frommen „Mutter die schwere Nachricht zu überbringen. Als die Boten nach „Quedlinburg gekommen waren und den Fürsten den traurigen Todesfall „gemeldet hatten, waren Alle einen ganzen Tag hindurch in Zweifel, „durch wen der Heiligen Gottes gelassen die Mittheilung gemacht werden „solle. Erst, als sie am nächsten Tage die Messe angehört und ein „geistliches Gespräch, das sie eifrig lesen wollte, zur Hand genommen „hatte, trat Richburg, ihre treue Kammerfrau, bei ihr ein und meldete „ihr, es seien Boten aus dem Bayernlande gekommen. Da ward sie „sogleich von Bekümmerniß ergriffen, als ahne ihr, was Leides sich be„geben. „„Laß,““ sprach sie, „„die Männer herbeikommen, damit wir „„erfahren, wie es mit unseres Sohnes Krankheit stehet.““ Nachdem „Jene eingetreten waren und das Wort erhalten hatten, begrüßten sie „die Königin, sagten aber noch nichts Trauriges. Sie aber richtete mit „besorgtem Herzen viele Fragen über ihren Sohn an Jene, ob seine „Krankheit abgenommen, oder ob ihm Alles wohl gedeihe. Die Ge„sandten entgegneten hierauf nur wenige Worte, überreichten aber die „gar traurigen Briefe, welche den Grund angaben, dessen Anzeige der

*) Am 1. November 955.

„Zweck ihres Kommens war. Als nun die ruhmreiche Königin aus den „Briefen ersahe, ihr geliebter Sohn sei aus dem Leben geschieden, erbleichte „ihr Antlitz, ein kalter Schauder überlief alle ihre Glieder; sie barg ihr „sinkendes Angesicht in das Buch, das sie in der Hand hielt. Als aber „die traurige Bestürzung ein wenig nachgelassen, brach sie sogleich in „Thränen aus und brachte den ganzen Tag weinend hin, nahm auch bei „der Bitterkeit ihres Schmerzes an dem Tage keinerlei Speise zu sich. „Sie berief die Klosterfrauen in die Kirche zusammen und forderte dieselben „auf, für den Verstorbenen die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen. Sie „selber beugte zuerst die Kniee und ergoß sich in dieses Gebet für die „Seele des theuern Sohnes: „„O Herr, allmächtiger Gott, erbarme Dich „„der Seele Deines Dieners, dem Du aus dieser Welt auszuwandern ge„„boten hast. Gedenke, wir bitten, wie selten er in Freuden gelebt und „„fast die ganze Zeit seines sterblichen Lebens in Bedrängniß verbracht „„hat.““ Hierauf erhob sie sich vom Gebete und schritt langsamen „Ganges zum Grabmale des Königs Heinrich, beugte ihr Haupt über „dasselbe und sprach unter herabrinnenden Thränen: „„O mein Gebieter, „„wie viel glücklicher bist Du gewesen, denn wir, der Du diese Bitterkeit „„des Schmerzes auf Deines sterblichen Lebens Bahn nicht hast abwarten „„dürfen. Jetzt freuest Du Dich, wie wir hoffen, in Ruhe und be„„kümmerst Dich wohl nicht um unsere Betrübniß. So oft wir uns den „„bittern Tag Deines Todes vor die Seele führten, erquickte uns allein „„der Trost, daß unser geliebtester Sohn Heinrich noch am Leben geblieben „„war, welcher in seinen Gesichtszügen, seinem Namen und seinem Be„„nehmen Dich am meisten darstellte.““ Von diesem Tage an legte sie „die fürstlichen Gewänder ab, mit denen sie sich bisher in ihrem Wittwen„stande noch geschmückt hatte. Nach dem Tode des gedachten Königs „Heinrich hatte sie beständig ein einfarbiges, scharlachenes Kleid, mit ein „wenig Golde verziert, unter einem leinenen Ueberwurfe getragen. Das „Alles legte sie nun ab und ging darnach nur noch im Trauerkleide einher. „Fortan mochte sie nie mehr weltliche Lieder singen hören, auch Nie„manden spielen sehen; nur heilige und den Evangelien oder anderen „heiligen Schriften entnommene Lieder wollte sie noch hören; auch darin „suchte sie häufig ihr Vergnügen, daß sie sich vom Leben und Leiden der „Heiligen Etwas vortragen ließ. Die übrigen Freuden der Welt ver„schmähete sie; ihren ganzen Eifer hatte sie auf Abwartung des gött„lichen Dienstes gerichtet. Gott liebte sie in Allem und über Alles. „Nichts Anderes zog sie seiner Liebe vor. Sie glänzte im Golde der „Gerechtigkeit, im Schmucke der Barmherzigkeit; ihr Ernst war liebens-,

„ihre Ehrbarkeit bewunderungswürdig, ihre Rede bescheiden und stets zu „ihrer Zeit passend angebracht. Niemals verschwieg sie, was zu sagen „sich ziemte. Der Fremden, Wittwen und Waisen nahm sie wie eine „Mutter sich an. In Allem, was sie that, ließ sie sich von der Ge„rechtigkeit leiten."

Der Tod ihres geliebten Heinrich leitete Mathilden an, Gottes unerforschlichen Rathschlüssen eine tiefere Betrachtung zu widmen und daraus zu lernen, daß sie bei allem Guten, das sie wollte, that und erreichte, sich nimmer überheben dürfe. „Dein Gericht," sprach sie bei sich, „kommt über mich, Herr. Vor Furcht und Zagen beben alle meine Gebeine und meine Seele ist in großer Angst. Bestürzt, wie vom Blitze berührt, stehe ich da und schaue zu. Vor Deinem Blicke sind selbst die Himmel nicht rein. Du fandest Arges an den Engeln und schontest selbst ihrer nicht. Was soll aus mir werden. Sterne fielen vom Himmel. Was darf ich, Stäublein, erwarten? In die Tiefe stürzten diejenigen, deren Werke löblich schienen und mit Träbern mußten die sich nähren, welche der Engel Brodt genossen hatten. Keine Heiligkeit giebt es, wo Du, o Herr, Deine Hand hinwegziehest. Keine Weisheit hilft, wo Du das Steuer nicht führst, keine Stärke nützt, wo Du zu erhalten, aufhörst, keine Keuschheit ist sicher, fehlt ihr Dein Schutz. Keine eigene Hut hilft, wo Deine heilige Wachsamkeit fehlt. Von Dir verlassen, müssen wir versinken und untergehen. Suchest Du uns heim, so können wir uns erheben und leben. Wir sind unstät, durch Dich aber gewinnen wir Halt: von uns selbst sind wir lau, erglühen aber, wenn Du uns berührst. Ach! Wie widrig und verworfen muß ich mir vorkommen, wie zu gar nichts nütz, wenn ich etwas Gutes an mir wahrzunehmen meine. Wie tief muß ich mich vor Deinen unergründlichen Rathschlüssen beugen, o Herr, da ich bei allem Suchen in mir nur nichts und immer nichts finde!"

Noch weniger als in sich, vermochte Mathilde aber bei ihrer angeborenen Richtung auf das himmlische in den äußern Dingen der Welt etwas anderes, als ein Nichts zu finden. Sie empfand, wie sie, was sie zu wünschen und zu erfahren hätte, nicht hienieden, sondern von der Ewigkeit erwarten müsse. Als eine hochgestellte Frau konnte sie ja, was die Welt zur Freude und Genüge der Menschen bietet, in Fülle haben. Allein sie war überzeugt, wenn sie auch Alles, womit die Welt sich tröstet, um sich vereinigen könnte, solches doch selbst, wenn sie sich davon angesprochen fühlen möchte, nicht lange vorhalten dürfte. Deshalb konnte ihre Seele nur bei Gott vollen Trost und vollkommene Erquickung finden,

in Gott, der die Armen tröstet und die Demüthigen aufnimmt. Wie sie mit Gott persönlichen Verkehr pflegen können, hatte sie sich aus dem Evangelio tief eingeprägt. Christus hatte zwar die Erde verlassen, aber Viele bestellt, die ihn vertreten sollten. Mächtig gerührt hatte sie sein Wort: „Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters, besitzt das Reich, welches seit Grundlegung der Welt Euch bereitet worden. Denn ich war hungrig und ihr habt mich gespeist; ich war durstig und ihr habt mich getränkt; ich war ein Fremdling und ihr habt mich beherbergt; ich war nackt und ihr habt mich bekleidet; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnisse und ihr seid zu mir gekommen." Wie die heilige Dienerin diese Worte ihres Herrn und Heilandes aufgefaßt, meldet ihr jüngerer Biograph in folgenden Worten:

„Schwer zu sagen und herzuzählen ist es, mit welcher Freigebigkeit „die ehrwürdige Königin der Almosenspende oblag Zweimal am Tage „speiste sie die Armen mit ausgesuchter Nahrung aller Art. Außerdem „ließ sie, wenn sie zur königlichen Tafel sich begab, Fremde und Dürftige „herbeirufen und vertheilte andächtig die köstlichsten Speisen, welche ihr „vorgesetzt wurden, an dieselben, da sie überzeugt war, in der Person „der Armen Christum zu speisen. War ein Kloster in der Nähe, so „sandte sie den Dienern oder Dienerinnen Gottes, welche eben krank „waren, drei der aufgesetzten Gerichte War kein Kloster in der Nähe, „so ließ sie dieselben den Armen verabreichen. Wie kann uns Wunder „nehmen, daß eine Frau gegen die Menschen wohlwollend und freigebig „war, die täglich den Hahn bediente, welcher das Licht des Tages ver„kündigt und alle Gläubigen zum Dienste Christi erweckt? Im Sommer „vergaß sie selbst der Vöglein nicht, welche von den Bäumen herab ihre „Stimme vernehmen ließen. Sie gebot ihren Dienern, unter die Bäume „Brodtkrumen zu streuen, damit, wenn Vögel sich darauf niederließen, „dieselben im Namen des Schöpfers Nahrung finden möchten. Wenn „sie auf Reisen unterwegs war, mußten Kerzen neben ihrem Wagen herge„tragen werden, welche sie an die einzelnen Capellchen vertheilen ließ, auch „Speisen, um die ihr unterwegs aufstoßenden Reisenden zu erquicken. „War sie aber (unterwegs) mit Lesen oder Psalmenbeten so beschäftigt, „daß sie selbst die Vorbeigehenden nicht bemerken konnte, oder, wenn sie „ihr Haupt zum Schlafe gesenkt hatte, weil sie, wie gewöhnlich, die Nacht „in guten Werken zugebracht, so ließ sie Richburg, eine ihr aufwartende „Gott geweihete Jungfrau, fleißig Acht geben, daß kein Dürftiger unge„grüßt, oder durch ihre Freigebigkeit nicht erquickt, vorüber gehe. Wenn

„jene aber, dieses vernachlässigend, irgend einen Armen vorüberziehen „ließ, ohne daß derselbe Speise empfing, erhob sie sogleich, wie vom „Geiste der Weissagung geweckt, ihr Haupt vom Schlafe, ließ den Wagen „halten und den Dürftigen, welcher vorübergegangen war, zurückrufen „und reichte ihm Speise, oder was er sonst bedurfte. Sodann ermahnte „sie in einiger Erregung die Ordensjungfrau mit heilsamen Worten, sie „solle künftig fleißiger auf das Acht geben, was sie ihrer Zuverlässigkeit „anvertraut hätte. Nie ertönte in ihrer Gegenwart eines Bedürftigen „Stimme vergebens, nimmer ging sie taub vorüber. Die Uebung der „Barmherzigkeit hielt mit dem Zusammenlaufe des Volkes gleiches Maaß. „Es fehlte nie an Bittenden und fehlte nie an Gaben. In jeder Stadt, „wo sie den Winter über weilte, ließ sie die ganze Nacht hindurch in „einzelnen Häusern und auch außerdem unter freiem Himmel Feuer unter„halten, damit jeglicher Bedürftige sich daran erwärmen möge, oder im „Dunkel der Nacht verirrte Wanderer sich an dem Scheine der Flamme „zurecht finden möchten. Außer ihrer täglichen Freigebigkeit im Almosen, „feierte sie noch mit besonderen Ehren den Samstag und war von den „ersten Stunden, ja, vom Frührothe an, ununterbrochen thätig in guten „Werken. In der Frühe ließ sie ein Bad bereiten und die Armen und „Reisenden sich waschen. Bisweilen, wenn sie sich der Menge des Volkes „entziehen konnte, trat sie selber heimlich ein und wusch mit eigenen „Händen den Einzelnen den Schmutz ab und diejenige, welche als Königin „über Viele herrschte, diente den Armen gleichsam als Magd. War sie „aber verhindert, selber hineinzugehen, weil die Volksmenge sie umgab, „so sendete sie ihre in der Treue am bewährtesten gefundenen Kammer„frauen hinein, um den Armen die nothwendigsten Dienste zu leisten und „dieselben an ihrer Statt demüthig zu bedienen. Kamen Jene aber aus „dem Bade, so führte sie Alle in ein Zimmer, wo sie die Hungernden „speiste und den Entblößten Kleidungsstücke reichte, weil sie nicht zweifelte, „daß mit dem, dem Dürftigen gespendeten Gewande Christi Glieder be„deckt würden. Gab es an Krankheiten Leidende, welche nicht zu ihr zu „kommen vermochten, so sendete sie denselben Obst und die ihr unter den „Speisen der königlichen Tafel die besten scheinenden und oft ereignete es „sich unter Gottes Gnade, daß Leute, welche in zehn Tagen keine Speise „hatten genießen können, durch ihre Verdienste, wie Erquickung, so auch „Heiligung erlangten. Weshalb sie den Samstag mit einer so beson„dern Verehrung feierte, darf ich nicht verschweigen; zunächst, weil er der „Vortag von des Herrn Auferstehung war, der am folgenden Tage über „den ganzen Erdkreis gefeiert wird, sodann, weil des verehrungswürdigen

„Königs Heinrich Seele an diesem Tage von ihrem Leibe gelöst worden „und, wie zu hoffen, durch die Pforte des Paradieses eingeschritten ist. „So lange die Heilige Gottes lebte, beachtete sie beim Jahresgedächtniß „des erlauchten Königs sorgfältig auch den achten und dreißigsten Tag. „Niemand aber mag daran zweifeln, daß ihre guten Werke, die sie mit „solcher Andacht am Samstage verrichtete, Gott gefallen haben; denn sie „selber verließ am gleichen Tage die Welt und gelangte aus der Mühsal „zur Ruhe."

Sehr wohl hatte sich Mathilde gemerkt, was der Apostel Paulus von den Wittwen verlangt, welche es wahrhaft sind und hatte sich von jeher wohl gehütet, in die Fehler zu verfallen, die er ihnen vorwirft: „daß sie übermüthig werden im Dienste Christi — sich ge„wöhnen, müßig in den Häusern umherzugehen und nicht „nur müßig, sondern auch geschwätzig und vorwitzig und „reden, was sich nicht ziemet." Auch beherzigte sie den Spruch des weisen Salomo: „eine faule Hand wirket Armuth, aber die Hand des Fleißigen beutet Reichthümer." Niemals war sie deshalb müßig. Sie las, oder betete, oder hielt Betrachtung, oder that irgend etwas Nützliches und dem Nächsten Zuträgliches. Stets war sie eifriger für Andere in nützlicher Thätigkeit, als für sich selber. Ueberhaupt gehörte ihr Thun nächst Gott nur dem Nächsten. An sich selber dachte sie immer erst zuletzt. Sie hatte von ihrer klösterlichen Erziehung her den Werth der richtigen Eintheilung der Zeit und die erfrischende Wirkung des Wechsels der Thätigkeit auf die Thatkraft zu gut kennen gelernt, um in ihrem Wittwenstande, der sie zur freien Herrin in der Verwendung ihrer Zeit machte, das dort Gelernte außer Uebung zu lassen. Wie der Erdboden durch den Wechsel und die Folge der ihm anvertrauten Frucht zu größerer Erzeugnißfähigkeit und Ergiebigkeit gebracht wird, so ergeht es auch dem menschlichen Geiste und seiner Thatkraft. Das wußte Mathilde und darnach bemaaß sie die wechselnde Thätigkeit ihrer Tage. Ihr jüngerer Biograph meldet darüber Folgendes:

„An den Festtagen, wo es nicht erlaubt ist, sich mit Handarbeiten „zu beschäftigen, las sie selber, oder hörte vorlesen und lernte auswendig, „was die heilige Schrift gebietet. An den Werktagen lag sie dem Psalmen„beten und heiligem Lesen ob und befaßte sich nicht minder mit Hand„arbeit. War sie aber einmal durch die verschiedene Ansprache der Leute „verhindert, in gewöhnlicher Weise dem Eifer göttlicher Werke obzu„liegen, so stellte sie sich zur Stunde der Erquickung wenigstens an den „Tisch, nahm aber nicht eher etwas von Speisen zu sich, bevor sie nicht

„irgend eine Arbeit verrichtet hatte, indem sie nie vergaß, was der Apostel „sagt: „daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll."

Zu keiner Beschäftigung kehrte Mathilde lieber zurück und an keiner wuchs ihre Freude unter jedesmaliger Wiederholung mehr, als am Lesen oder Anhören des göttlichen Wortes. Sie hatte die Wahrheit des von Jesaias bezeugten göttlichen Ausspruches an sich erfahren: Und wie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht mehr dahin zurückkehrt, sondern die Erde tränkt und durchfeuchtet und fruchtbar macht, daß sie Samen giebt zum Säen und Brodt zum Essen, so wird's auch mit meinem Worte sein, das aus meinem Munde geht; es wird nicht leer zu mir zurückkehren, sondern Alles ausrichten, was ich will und Gelingen haben, in dem, wozu ich es sende.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Des Königs Bruder Bruno, Erzbischof von Cöln und seine Stellung im Reiche. Er ist das lebendig gewordene und personificirte germanisch christliche Element und so seiner Mutter rechter Sohn.

Weniger als die liebende Mutter und den trauernden Bruder bekümmerte der am 1. November 955 erfolgte Tod Heinrich's die Deutschen, insbesondere aber seine nähern Unterthanen, die Bayern. Nicht der Familie ihrer angestammten Herzoge angehörig, hatte er sich nie die Liebe und das Vertrauen dieser Nation zu erwerben gewußt. Seine Entschiedenheit und Entschlossenheit ward ihm als Härte ausgelegt und war dieses auch wohl nicht selten. Wenn auch seines Bruders Otto wieder gewonnenes und festgebliebenes Vertrauen, von ihm niemals getäuscht ward, so hatten doch die Völker ein zu gutes Gedächtniß für seine ehemalige Auflehnung gegen seinen Bruder und König, dessen Leben er sogar durch seine verbrecherische Selbstsucht hatte in Gefahr bringen können, um diese schattenreiche Vergangenheit ihm nicht wieder in Anrechnung zu bringen, als man allgemein urtheilte, er hetze in den unglücklichen Händeln, worin Otto mit Sohn und Eidam verwickelt war. Heinrich starb in der schönsten

Blüthe des Mannesalter und hatte nicht Zeit gehabt, die Fehler seiner leidenschaftlichen und aufbrausenden Jugend vollständig wieder gut zu machen. Sein Sohn Heinrich (nachmals der Zänker genannt, des heiligen Heinrich's II. Vater), war kaum vier Jahr alt, als er sein Nachfolger im gesammten Besitzthum seines Vaters ward. Seine Mutter Judith, eine Frau „von seltener Schönheit und wunderbarem Verstande," führte in Gemeinschaft mit dem staatsklugen Bischofe Abraham von Freising, während Heinrich's Minderjährigkeit die vormundschaftliche Regierung.

Nachdem ihm Heinrich durch den Tod entrissen worden, ging Otto's Bruderliebe ungetheilt auf Bruno über. In allen bürgerlichen und religiösen Dingen ward dieser große Kirchenfürst der Mann seines unbedingtesten Vertrauens. Dieser bewunderungswürdige Mann verdiente solches auch in schrankenlosem Maaße. In weltlichen Dingen war er ein gleich großer Virtuose wie in geistlichen Angelegenheiten. Seine Weisheit im Regieren erstreckte sich in gleicher Vollkommenheit auf beide Gebiete. Lassen wir uns von seinem Biographen Ruotger melden, was dieser hierüber zu sagen weiß:

„Nachmals gab diese köstliche Narde ihren Duft von sich. Inmitten „der Kirche öffnete er seinen Mund. Es ward sein Schall gehört, wenn „er im Hause Gottes des Herrn einging (Exod. XXVIII, 35). Ein „Vorbild und eine Lehre wurde er Allen, die ihm folgsam waren zu „ihrem Heile. Wie er aber gehandelt, wie er gelehrt, wie er für den „Frieden der Kirchen Gottes sich selber geopfert, ist ein wunderbares, „schwer zu beschreibendes Handeln. So sehr übertrafen seine täglichen „Werke die ausgezeichneten Thaten seiner Vorgänger, daß dasjenige, was „er zur Erweiterung und Wiederherstellung der Kirchen, was er in Ueberführung von Reliquien und heiligen Leibern in seinen Sprengel, was er „in Aufführung öffentlicher und privater Gebäude und was er in Ordnung der Häuser und des Hausstandes der heiligen Kirche Gottes geleistet, in Vergleich mit dem Wirken Anderer fast unvergleichlich erscheint. „Denn, wie er alle Lehrenden an Einsichten übertraf, so verwendete er die „Stärke seines Herzens, die Schärfe seines Feinsinnes, die Kraft seines „Geistes auf größere Werke der Weisheit und Tugend. Bezüglich der „Religion und der Gottesverehrung, welche die Griechen θεοσηβειαν nennen, „folgte er nach Maaßgabe der ihm eingegossenen Weisheit der canonischen „und apostolischen Autorität und veranstaltete, daß die Menge, welche „in verschiedenen Congregationen zu seinem ehrenreichen, apostolischen „Sitze gehörte, nur ein Herz und eine Seele wurde, so daß Ueberfluß „an Kleidung, Unähnlichkeit im Wandel und was derartiges Weibisches

„und Unschickliches in seiner Kirche zum Vorschein kommen mochte, durch „die wahre und geistige Beschneidung, wie es der Weisheit Anfang ist, „auf das Sorgfältigste ausgereutet wurde, so daß Alle, die es betraf, „auf das Eifrigste der ihnen vorgeschriebenen Regel nachlebten und nirgend „anderswo den Grund ihres Heiles fanden. Ueber dieses und Anderes „dergleichen verhandelte er häufig mit den verehrungswürdigen Vätern „und den Aeltesten seiner Geistlichkeit und ermunterte sie eifrig, in der „Hut der Heerde des Herrn in gleicher Weise mit ihm wachsam zu sein. „Wenn er aber durch Schuld der Zeitumstände verhindert ward, dergleichen „Verhandlungen so häufig mit Jenen zu pflegen, als er wünschte, so wallte „sein Geist in seiner Abwesenheit nicht minder, als wenn er anwesend „war, im Dienste seines Gottes inbrünstig auf. Draußen hatte er Kämpfe, „innen Aengsten. Er kämpfte wider die Wuth der Wölfe, welche die „Kirche Gottes zu verwüsten, begierig waren; er fürchtete für die Einfalt „der Schafe des Herrn, wie der Apostel: ich fürchte aber, es möchten, „gleichwie die Schlange mit ihrer Arglist die Eva verführt „hat, so auch Eure Gemüther verderbt werden und abfallen „von der Einfalt, die in Christo ist (II. Corinth. XI., 3). So „war er mit gestählter Brust gegen alle Widerwärtigkeiten überaus stark. „Auch im Glücke wankte ein solcher Geist keineswegs. Durch That und „häufige Uebung lehrte er alle ihm Untergebene, eifrig im Bande des „Friedens des Geistes zu beharren. Er schien mittelst dieser eigen„thümlichen Behendigkeit seines Geistes die allgemeine Regel zu vernichten, „daß der Geist durch Vielerlei für Einzelnes geschwächt wird. Vom „kaiserlichen Machtgebote genöthigt, übernahm er, wie schon gedacht, die „Lotharingischen Reichsangelegenheiten zu verwalten. Obwohl er einem „jeden Fürsten und einer jeden Obrigkeit ihre besondere Last auferlegte „und Jedem das für ihn geeignete Werk übertrug, so war doch nichts, „das er nicht selbst im Auge behielt, wobei er mit lebendigstem Interesse „und Klugheit für das sorgte, was Allen nützte.

„Es mögen wohl Einige, der göttlichen Fügung Unkundige, die tadelnde „Frage aufwerfen, weshalb ein Bischof in Volksangelegenheiten und „Kriegsgefahren sich eingelassen, der doch lediglich die Obsorge für die „Seelen übernommen. Diesen wird, wofern sie einen gesunden Sinn haben, „die Sache selbst leicht Aufklärung geben. Wenn sie das so große und „namentlich jenen Gegenden so ungewohnte Glück des Friedens in Be„tracht ziehen, das durch diesen Beschützer und Lehrer des gläubigen „Volkes weit und breit sich befestigte, so werden sie in dieser Angelegen„heit nicht mehr auf eine Finsterniß stoßen, in der kein Licht erscheinen will.

„Dieses weltliche Regiment war aber gar nichts Neues oder den Lenkern „der heiligen Kirche vorher Ungewöhnliches. Will Jemand nach Vor„bildern dafür suchen, so sind dergleichen zur Hand.... Zum Nutzen „und zur Ehre unseres Reiches schlug Alles aus, was Bruno vornahm. „Seine Handlungen verrichtete er aber nie in der Absicht, daß dieselben, „um ihn der Menschen Gunst zuzuwenden, von Mund zu Munde fliegen „möchten. Er lebte vielmehr so und richtete sein Thun vor den Menschen „so ein, daß er den Argen ein Schrecken, den Guten eine Ehre war. „Das leuchtete Allen ein, daß er in seinem Episcopate ein gutes Werk „erstrebte, worin ihm weder Neid, noch Eifersucht Tadel vorzurücken „vermochten. Zu seinem Lobe möchte aber gereichen, daß er Leuten „solcher Gesinnung mißfiel. In solcher wunderbaren Wirksamkeit begriffen, „trug des höchsten Reichsoberhauptes Vertreter und oberster Bischof die „brennende Leuchte, ein Vorbild guter Thätigkeit in seinen Händen und „führte Einige mit ihren Willen zum Göttlichen und zog Andere wider „ihren Willen dazu heran. Inzwischen aber hörte die alte Pest des „Menschengeschlechtes nicht auf, das Gift ihres Neides unter die Werke „des frommen Lehrers, welche schon weit und breit zu guter Hoffnung „aufsproßten, auszustreuen.“

Nachdem Ruotger die Vexationen gemeldet, denen Bruno von Seiten Conrad's ausgesetzt gewesen, fährt er fort:

„Der mitleidige und erbarmende Herr schonte aber in Allem seines „Priesters und des frommen Fürsorgers für's Volk und fügte Alles so, „daß ohne Krieg und Menschenverderben oft die größten Gefahren be„seitigt wurden. Während derselben las er häufig unerschrocken für „sich mit großer Aufmerksamkeit oder ließ sich in gesprächliche Erörterungen „der wichtigsten Angelegenheiten ein, als wisse er nichts von den Sorgen „für die Zukunft. Dem Volke im Trierischen und im Elsasse ward es „wohl bekannt, mit welcher Standhaftigkeit und Seelenzuversicht er den „unbeständigen und verwegenen Bewegungen der Widersacher entgegen „getreten, wenn er Denjenigen, welche sich auf fremden Gebiete überaus „stark zu sein berühmten, nachwies, wie schwach sie auf eigenem seien. „Und in der That Leute, welche weder des Schwerdtes Schärfe, noch „harte Begegnung beugte, schreckte dieses Mannes frommer Sinn vom „Kriege ab und machte sie furchtsam. Durch Klugheit und die Menge „guter Menschen, nicht durch Grausamkeit war er furchtbar und weil „unter den Feinden keiner so scharf auf Verderben sann, als er auf Heil. „Durch das Gericht oder das Urtheil der Menge ließ er sich niemals „rühren. Er folgte seiner eigenen Einsicht und wo er das Rechte billigte,

„wünschte er sich nicht selber, sondern Gotte zu gefallen. Kurz, drinnen „wie draußen, im Frieden wie im Kriege kämpfte der unermüdliche Streiter „Gottes mehr mit den Kräften der Seele, als des Leibes, so lange wider „die Verderber und Unruhigen meistens mit solcher Gefahr seines Lebens, „daß der Ruf seines Namens, wohin derselbe gelangte, Kriege beschwich„tigte, den Frieden zur Folge hatte, die eifrige Beschäftigung mit allen „freien Künsten befestigte und die Gnade der heiligen Religion und der „Heil bringenden Ruhe zu größerer Ausdehnung brachte.“

Ruotger erzählt nun, wie Bruno den Abt Hadamar von Fulda nach Rom entsandte, um für ihn den apostolischen Segen zu holen und wie dieser dem Erzbischofe nicht nur das Pallium, sondern auch kostbare Reliquien vom Leibe des heiligen Pantaleon zurückgebracht. Er beschreibt die aus diesem Anlaß veranstalteten Festfeiern und fährt sodann fort:

„Niemals ließ er sich von der Beschäftigung mit bürgerlichen An„gelegenheiten, wozu ihn nicht seine Neigung, sondern das Bedürfniß des „Volkes hinzog, so hinnehmen, daß er nicht von dem lebendigsten Sinne „für Alles beseelt blieb, der besonders auf die Religion und das Studiren „gerichtet war, in der Beschäftigung, mit denen er sein Leben lassen zu „können, schien. Ebenso zu handeln, entflammte er durch sein Vorbild „und häufige Mahnung fast Alle, die er vor Augen hatte. Diejenigen, „welche hierzu keine Neigung bezeigten, betrübten ihn und er hielt „dieselben, wie nahe sie ihm sonst stehen mochten, von der geheimen „und traulichen Stätte seines Trauerns fern, wo er sich mit größter „Freiheit und deshalb auch Sorgfalt zu äußern pflegte. Das Herz des „verständigen Mannes empfand einen Ueberdruß am königlichen Luxus „und an der, besonders zu dieser Zeit unter den Machthabern gewöhn„lichen Verleitung zu Spiel und Lust. Wenn er daher nothgedrungen „zuweilen den Seinigen nachgab, was er nicht sollte, wusch er diesen „leichten Fehler wenigstens mit reichlichen Thränen wieder ab. Er fürchtete „sich vor der Gegenwart und Süße des Lebens und machte die Erfahrung „eines bittern. Kein Zweifel aber ist, daß er vor Allem über ein Leben, „dem alle Sorge und Krankheit unbekannt wäre, nachgedacht hatte, da er „so häufig und herrlich sowohl vor seinen Hausgenossen, als vor dem „ihm anvertrauten Volke, darüber redete. Obwohl er noch ein Jüngling „und von jeglicher Pracht umflossen war, erdreiste ich mich doch zu sagen, „daß er aufgelöst zu werden wünschte, um bei Christo zu sein. Daher „seine beständigen Thränen, sein fast unausgesetztes Seufzen und das „Schluchzen, das, wie bezeugt wird, von seinem Lager her vernommen „ward und das er, wenn er auch wollte, nicht geheim zu halten, vermochte.

„Wie oft stellte er den Tag seines Todes dem Blicke seines Herzens „vor! Wie oft gab hierbei die Stimme demjenigen Ausdruck, was in „seinem Herzen vorging! Wie oft haben wir ihn unter heftigem Seufzen, „das im voraus wünschen hören, was er in der Zukunft allerdings nicht „ohne große Bangigkeit hoffte, daß er erst dem brausenden Schiffbruche „dieser Welt durch Gottes Barmherzigkeit allein sicher entgangen und „endlich am Ufer der innersten Sicherheit angelangt sein möge. Man „glaubt, er habe, um gleichsam dem Tode zu entgehen, Alles gemieden, „was ihn an den Freuden dieser Welt angezogen habe. Zeugen seines „Wandels sind noch gar viele vorhanden. Wenn sie insgeheim wahr„nahmen, wie zerknirschten und demüthigen Geistes er war, konnten sie „ihn wohl bewundern, es ihm aber nicht nachthun. Jener Mann des „Volkes lebte meistens wie ein Einsiedler. Wenn seine Tischgäste am „vergnügtesten waren und er selbst auch ganz vergnügt sich zeigte, übte „er häufig Enthaltsamkeit. Weichliche und prächtige Kleidung, in welcher „er doch erzogen und bis zum Mannesalter geblieben war, wollte er „auch in den Palästen vor Königen nicht tragen. Unter seinen bepur„purten hohen Staatsbeamten und seinen im Golde glänzenden Rittern, „trug er einen geringen Rock, oder einen gewöhnlichen Schafpelz. Weich„liches Lager verachtete er sehr. In den Bädern, wo andere Badende „eine glänzende Haut suchen, badete er kaum dann und wann, was um „so mehr zu bewundern ist, weil er von der Wiege an in solchen Sauber„keiten und königlicher Pracht erzogen worden. Dergleichen trieb er je „nach Zeit und Ort, bald öffentlich, bald heimlich, um dem menschlichen „Lobe aus dem Wege zu gehen und doch den Unterthanen ein Vorbild „in dieser Handlungsweise zu geben. Viele nützen durch Reden, sehr „Viele aber noch mehr durch Vorbild. Gegen Sanftmüthige und De„müthige war Niemand demüthiger, wider Ruchlose und Hoffärtige Nie„mand aufgebrachter, als er. Dieses abschreckende Verhalten, welches „durch keine Bemühung gewonnen werden konnte, fürchteten Einheimische „wie Auswärtige. So ward es rechte und entsprechende Ordnung, daß „Jeglicher, zu welchem der Ruf seiner Größe drang, ihn gewöhnlich „zuerst fürchtete und dann liebte. Die Leiber der Heiligen, Reliquien „und jegliches Erinnerungsmittel sammelte er von allen Seiten her, um „den Seinigen mehrere Fürsprecher zu gewinnen und durch diese Feiern „unter vielen Völkern hüben und drüben die Ehre des Herrn weiter zu „verbreiten. Für diese Gegenstände ließ er mit reichem Aufwande und „stattlicher Zurüstung Stätten und Klöster aufführen, von deren einzelnen „sich Vieles sagen ließe, wenn es der Raum gestattete. Immerhin bleibt

„es ein Zeichen unbesiegten Glaubens, in welchem er nicht das Seine, „sondern das suchte, was Christi ist. Allen ist bekannt, mit welcher Be„flissenheit, welchem Eifer, welcher Freude er den Stab und die Kette des „heiligen Petrus, den einen von Metz, die andere von Rom nach Cöln „gebracht hat, sowie zu wessen Ehre er jenes Heiligen höchst geehrte „Kirche wunderbar erweiterte, welche schöne er zur schönsten machte. Die „berühmten und gefeierten Märtyrer Patroklus, Elisius, Privatus und „Gregorius, deren Thaten höchst glänzend, deren Verdienste glorreich, „deren Fürbitten sicher, sowie die kostbaren Reliquien der Heiligen, Christoph „und Pantaleon, die schon erwähnt sind und unter deren besondern Schutz „er sich stellte, hatte er als höchst beliebte Kostbarkeiten und überaus „süße Pfänder auf weiten Wegen von entfernten Orten her an den hei„ligen Sitz seiner Kirche geschafft. Welche Bewandtniß es mit der Ueber„führung des seligen Evergisil, des dritten Cölner Erzbischofes gehabt „und welche Mühen dabei unser frommer Verwalter gehabt, wissen die „Meisten. Er ward in der Kirche der heiligen Cäcilia unter Hymnen „und Lobpreisungen Gottes beigesetzt."

Nachdem Ruotger auch der Fürsorge Bruno's für den Wiederaufbau zerstört gewesener Kirchen und Klöster, der Erweiterung schon bestehender und der Aufführung ganz neuer gedacht, erzählt er, wie er Niemand habe müßig und unbeschäftigt sehen können und überall für zweckmäßige Beschäftigung gesorgt habe. Hierauf wird seiner besondern Predigtgabe und der Vorzüge und Erfolge seiner Predigten gedacht und gezeigt, welch' ein guter Hirt Bruno gewesen. Sodann rühmt Ruotger, wie Bruno Milde und Strenge zugleich gegen Verbrecher zeigte, wie er stets beflissen gewesen, ihnen Zeit und Gelegenheit zur Besserung zu vermitteln.

So war der Mann beschaffen, den Otto gewissermaaßen zum Alter Ego erkor. Niemand im ganzen Reiche war dessen würdiger. Von der Geschicklichkeit seiner Verwaltungspolitik war die allmähliche Beruhigung Lotharingens und die Wiedereinführung geordneter Zustände daselbst ein glänzender Beweis. Denn, vermochte er sich auch bei seinen besonnenen und festen Anordnungen auf eine nicht schwache königliche Partei im Lande zu stützen, so fehlte es doch fast an keinem Orte an eben so vielen Widersachern, welche durch Benutzung illegaler Mittel immer gern den Gutgesinnten an Macht voraus zu sein pflegen. Kurz, in Lotharingen war Hader und Zerwürfniß von einem Ende des Landes bis zum andern. Otto hielt deshalb im Anfange des Jahres 956 eine Versammlung der Lotharingischen Großen zu Ingelheim und ließ sich behufs Aufrechterhaltung des Friedens von allen Städten Geißeln stellen. Dann ging

er nach Frankfurt. Adelheid begleitete ihn. Hier scheint er seine Ostern gehalten zu haben. Gleich nach denselben hielt er zu Cöln einen Reichstag, auf welchem besonders die Lotharingischen Angelegenheiten zur Sprache kamen, in denen Otto Alles nach Bruno's Rathe ordnete und dann nach Sachsen zog, wo er den übrigen Theil des Jahres zugebracht zu haben scheint. Allein noch im folgenden Jahre und im Jahre 959 erneuerten sich die Unruhen in Lotharingen. Bruno schlichtete aber Alles durch seine Weisheit und Energie. Nachdem die Ruhe hergestellt war, wurde dem Herzoge Friedrich, einem Bruder des gut königlichen Bischofs Adalbero von Metz, die Ausübung der herzoglichen Rechte im obern Lotharingen übertragen, wobei aber Bruno die Oberaufsicht mit häufigem eigenem Eingreifen fortführte, so daß Friedrich, obwohl Herzog, doch mehr als Bruno's Statthalter erscheint. Deshalb mag Ruotger seinem Helden auch wohl den Namen eines „Erzherzogs" beigelegt haben.

Nicht minder als die Herstellung der bürgerlichen Ordnung in seinem Herzogthum und Erzbisthum ließ Bruno, wie gezeigt, die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten sich eine besondere Sorge sein. Hier war Vieles zu thun. Die Bisthümer und Klöster, welche vermögend waren, hatten die jeweiligen Gewalthaber an Mitglieder ihrer Familie gebracht, um sie von denselben ausnutzen zu lassen. So war fast alles geistliche Gut in die Hände von Weltlichen gelangt. Wie dabei die Kirchen heruntergekommen, die Klosterzucht verfallen, die Schulen zu Grunde gegangen, braucht nicht erst dargethan zu werden, weil es die unausbleibliche Folge solcher Wirthschaft ist. Mit gewohntem Nachdrucke, mit besonnener Absicht, nach einem wohl angelegten Plane begann hier Bruno seine Reformation und führte dieselbe glücklichst durch, wobei er sein eigenes Vermögen am wenigsten schonte und damit für Erreichung seines hohen Zweckes großartige Opfer brachte. Zu nie gesehener Höhe erhob Bruno die Klosterschulen. Vor allen glänzten Cöln's gelehrte Anstalten, die Pflanzschulen so vieler ausgezeichneter Bischöfe. Die meisten derselben hatte Bruno selbst gebildet. Noch ehe er vom Schauplatze abtrat, zeichneten sich Clerus, Schul- und Kirchenwesen in den Bruno's Obhut anvertrauten Landestheilen, namentlich in Lotharingen, vor allen übrigen im Auslande aus.

Neben seinen herzoglichen und erzbischöflichen Angelegenheiten ward Bruno auch noch für eine eingreifende und wirksame Theilnahme an den allgemeinen Reichsgeschäften in Anspruch genommen. So setzte er es in's Werk, daß, nachdem sein Schwager Ludwig, König des Frankenreichs, gestorben war, dessen und seiner Schwester Gerberge zwölfjähriger Sohn,

Lothar, sein Nachfolger ward und Hugo der Große, welcher längst nach dieser Krone getrachtet, durch die Zusage von Aquitanien beschwichtigt, mit seinem Anspruche zurücktrat. Hugo starb aber bald darnach noch im Jahre 956 und hinterließ vier Söhne, deren ältester, Hugo (Capet), schließlich nach Bruno's Tode doch des Vaters Ansprüche durchzusetzen wußte, jetzt aber nur erst mit seinen Brüdern und der Königin Gerberge viele Händel verursachte, in denen sie zu Bruno ihre Zuflucht nahm. Dieser zog 958 mit einem Heere in das Frankenreich und vermittelte später einen Frieden, wonach Hugo's Söhne die Lehen ihres Vaters be- und außerdem Poitou erhielten, dagegen Lothar als ihren Lehensherrn anerkannten und ihm den üblichen Eid leisteten. Bruno wußte, so lange er lebte, den Wiederausbruch der Feindseligkeiten zu hintertreiben. So herrschte Bruno gewissermaaßen in Francien, weshalb Ruotger auch mit einem gewissen Rechte sagen konnte: Bruno habe das ihm als eine Provinz aufgetragene Gallien gegen den Einfall der Ungarn zu schützen gesucht.

Neben dieser Fürsorge für die auswärtige Politik lag auch Bruno, nachdem die Erzbischöfe von Salzburg und Mainz durch Auflehnen wider das Reich ihre Theilnahme an den Reichsgeschäften verscherzt, Bruno die Oberleitung der s. g. Capelle und des Canzleramtes ausschließlich ob. Zwar ward Otto's illegitimer, schon erwähnter Sohn Wilhelm, auf den Mainzer Erzbischofssitz erhoben und damit das Reichserzcanzleramt in seine Hand gelegt. Allein der leitende Einfluß verblieb doch Bruno, der erst einige Jahre vor Wilhelm's eigenem Tode starb, so daß dieser der vollen, ihm übertragenen Ausübung jenes Amtes sich nicht lange Zeit erfreuete.

Otto bedurfte Bruno's um so mehr, weil die Wandelung, die seine Politik im Innern seit den letzten Aufständen erfahren, es nothwendig machte, daß er sich fortan mehr, als früher, auf die Kirche stützte. Er hatte sich nämlich veranlaßt gesehen, der herzoglichen Gewalt, die er, im Gegensatze mit der Politik seines Vaters, der Einheit im Reiche zu Liebe, sehr beschnitten oder von sich abhängig gemacht hatte, wieder größern Spiel- und Entwickelungsraum zu lassen. Er konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die glücklich überwundenen inneren Unruhen und Kämpfe durch seine Beschneidung der herzoglichen Macht zum Vortheile der königlichen hervorgerufen waren. Indem er nun den Herzögen wieder größere Gewalt zugestand, mußte er sich sagen, daß, wenn auch im Augenblicke alle Herzöge ihm ergebene Personen waren, in ihrer Machtvergrößerung die Möglichkeit, sich von der Einheit des

Reiches abzusondern, erhöhet war. Namentlich bequemte Otto sich wieder zur stillschweigenden Anerkennung der Erblichkeit der Herzogs- und Grafenwürde, indem er vacant werdende Herzogthümer und Grafschaften den Söhnen des letzten Besitzers nicht mehr entzog.

Schon von Haus aus der Kirche zugethan und bereits seit Bruno's Einnahme des erzbischöflichen Stuhles erfreuet, daß, wie in seiner eben mitgetheilten Rede zu lesen, seinem imperio das regale sacerdotium hinzugetreten und in Bruno sacerdotalis religio und regia fortitudo sich vereinige, mußte der König in Bruno den geeigneten Mann sehen, durch dessen Vermittelung der Clerus dem Reiche immer mehr gewonnen werden und seine Wohlfahrt mit der des Reiches gewissermaaßen als unzertrennlich verbunden und davon abhängig betrachten lernen müsse, so daß Reich und Kirche sich gegenseitig aufeinander zu stützen und sich einander zu stärken hatten. Der Anfang mußte damit gemacht werden, auf die erledigten Bischofssitze tüchtige und königstreue Männer zu erheben. Hierzu war Bruno seinem Bruder unentbehrlich. Aus seiner Schule gingen alle die Männer hervor, welche die deutschen Bisthümer einmal regieren sollten. So sorgte denn Bruno dafür, daß die Vacanzen durch Otto ergebene Persönlichkeiten ausgefüllt wurden. Eine solche war bisher nur der Bremische Bischof, Adaldag, gewesen, der Otto's Vater einst die Sterbemesse gesungen. - In Mainz war das königliche Interesse durch Otto's eigenen Sohn eben so gewahrt, wie zu Cöln durch Bruno selber. In gleicher Weise geschahe dieses nun bei allen folgenden Besetzungen. Otto stützte sein Interesse fortan nicht mehr auf das Reichs-Beamtenthum in seinen Gliederungen bis nach unten hin, sondern auf die kirchliche Hierarchie. Er transponirte den Schwerpunkt dieser Interessen aus dem weltlichen in das geistliche Gebiet. Die Bischöfe nahmen fortan einen weit stärkeren und wirksamern Antheil am Reichsregiment, als die weltlichen Fürsten.

So trat an die Stelle des nationalen ein universales Princip, das sich so wirksam erwies, daß es sogar zu der Annahme geführt hat, das deutsche Reich sei aus dem Organismus der Kirche erwachsen und die Idee eines einigen Deutschlands verdanke der Kirche ihren Ursprung und ihre Entwickelung. Diese Annahme „ein phantastisches Paradoxon" zu nennen, dürfte zu weit gehen. Daß die deutsche Reichsverfassung aus der hierarchischen Gliederung der Kirche hervorgegangen, möchte freilich schwer zu erweisen sein. Allein daß das germanische Element eine ganz vorzügliche Aufnahmefähigkeit für christliches Leben und kirchliche Formen besaß, ist nicht zu läugnen. Deshalb wirkte die Kirche in die Menschen in Deutschland und in die deutsche menschliche Gesellschaft weit tiefer

hinein und brachten die Deutschen es als Nation weit schneller zu einer wahren, tief innerlich eingreifenden Wiedergeburt aus Christo in der Kirche. Hierin liegt eben der Grund des geschichtlichen Grundgegensatzes, der im christlichen romanischen und germanischen Europa noch bis heute sich erhalten hat. Die Herausbildung dieses Gegensatzes wurzelt aber darin, daß einerseits der deutsche Stamm *) in seinem Mutterland sich in seiner angestammten Nationalität rein erhielt, andrerseits in verschiedenem Grade mit den schon gebildeten, oder in der Bildung begriffener Nationalitäten sich mischte. Diese waren wiederum aus einer durch die römische Cultur umgestalteten Vermischung verschiedener Stämme entstanden. Damit Hand in Hand geht eine Verschiedenheit rücksichtlich der einheimisch gebliebenen und der in der Auswanderung in Mischung mit andern Nationalitäten gerathenen deutschen Stämme. Während die im Mutterlande zurückgebliebenen Deutschen mit ihrer heidnischen Rohheit, auch ihre tüchtige, sittliche Naturanlage und ihre verhältnißmäßige Sittenreinheit und Einfalt für's Erste bewahrten, nahmen die ausgewanderten Stämme zwar das Christenthum leichter an, stießen aber auch mit der ganzen sittlichen Verkommenheit zusammen, in der die römisch-heidnische Cultur ihren Untergang gefunden hatte und die wesentlich und im Ganzen innerlich umzuschaffen, die Kirche nicht vermocht hatte.

Nachdem die Deutschen im Mutterlande ihr Herz dem Evangelio einmal geöffnet hatten, war es der Kirche möglich, alle Verhältnisse des über die Stufe der Rohheit sich erhebenden Lebens von unten auf im Geiste des Christenthumes umzubauen. In den romanischen Ländern konnte dagegen die Kirche vorzugsweise nur erreichen, daß sie von der Welt geschieden oder vor ihr gesichert war, ohne das Ganze von Innen heraus zu durchgeisten und zu verchristlichen. Der Grundcharakter der Kirche in ihrer Wirksamkeit unter den Deutschen ist das Hineinwirken der sittlichen Idee der Kirche in's Leben und die Erneuerung des Lebens und seiner Grundverhältnisse aus ihr geblieben. Der Grundcharakter der Kirche in ihrer Wirksamkeit unter den romanischen Völkern ist die Herausbildung des Gegensatzes von der Welt. Daher überwiegt in Deutschland die Tendenz zur innern und sittlichen und christlichen Durchbildung des Ganzen, in den romanischen Ländern die Herausbildung der kirchlichen Form, während man jene tiefere christlich-sittliche Durchbildung mehr im Ordensstande zu erreichen sucht. Ist die deutsche Nation auch nicht auf

*) Weiter oben ist nachgewiesen, wie vorzugsweis dem Sächsischen dieses Glück zu Theil geworden.

dem Boden der Kirche erwachsen, so ist sie doch in der Kirche und durch dieselbe völlig wieder geboren und insofern ein Kind, ein Werk der Kirche. Kein großes Volk hat je ein mächtigeres und lebendigeres Nationalgefühl gehabt als das deutsche, so lange es in seiner Gesammtheit in dem Bewußtsein der reinen und ungetheilten Kirche eingewurzelt war.

Nicht Eitelkeit und particulares Gebahren war dieses, sondern das auf die universale, christliche Wahrheit und auf die Gerechtigkeit gegründete Selbstgefühl seines sittlichen Bestandes, seines ganzen Seins und Lebens. Bei dieser Genesis und Palingenesis und Entwickelung ist es natürlich, daß in dem Maaße, wie das deutsche Volk aus seinem einigen kirchlichen Bewußtsein herausgerissen wurde, sein Nationalgefühl zusammenschrumpfte. Deshalb hat auch selbst die Reformation nur in dem Maaße diese Zerrüttung des deutschen Nationalgefühles verschuldet, als sie dem widerkirchlichen und unchristlichen revolutionären Elemente, das an ihr haftete, nachgegeben und sich zum Spielballe niederer Leidenschaften, selbstischer Interessen und destructiver Tendenzen hat gebrauchen lassen. Erst der dreißigjährige Krieg hat die unheilvolle völlige Zerrüttung des deutschen Nationalgefühles herbeigeführt und auch dieser erst in seiner zweiten Hälfte, nachdem die Religion zum Vorwande und Werkzeuge der Politik gemacht war.

Bei den romanischen Völkern ist die Nationalität nicht aus der Kirche entsprungen. Sie ist engherzig und particularistisch und bedrohet wohl selbst die Kirche. Echt charakteristisch ist deshalb, daß die romanischen Neuerer, welche ebenfalls zu reformiren, Lust verspürten, nicht zum Lutheranismus, der ihnen zu innerlich sittlich, d. h. zu deutsch war, sondern zum Calvinismus griffen, der dem romanischen Charakter gemäß, was das Lutherthum nicht vermochte, sofort ein gewisses formelles Kirchenthum zurecht brachte, das freilich eine nach Nationalitäten zerstückelte Carricatur der universalen Hierarchie der katholischen Kirche war. Man mag wider Luther einwenden, was man will, ein deutscher Mann blieb er trotz allen Irrthums. Deshalb war sein Werk auch für die romanischen Völker ungenießbar. Nie hat, wenn in romanischen Völkern Abfälle von der Kirche vorkamen, das Lutherthum davon Vortheil gezogen. Es erfolgte sofort ein Umschlag in's Antichristenthum, zu welchem Zwingli und Calvin nur die Vorstufen bilden, über welche nur noch einzelne Individuen, nicht aber mehr die Massen die Kirche verlassen.

Nur mit dem orthodoxen Lutherthum kann die Kirche eine Verständigung erwarten. Dasselbe ist wegen des universellen Charakters der deutschen Nationalität in einer Verwandtschaft mit der Kirche geblieben,

welche Anknüpfungspunkte darbietet. Das deutsche Element hat seine große Wirksamkeit und lebendigmachende Kraft eben im dunkeln zehnten Jahrhundert offenbart, als die junge christliche Kaisermacht zusammengebrochen erschien und das Papstthum der Spielball der frechen römischen Schandwirthschaft geworden war, als Europa, in dessen Mitte wilde Magyaren, Normannen und Saracenen die neue Ordnung, obwohl unverbunden, doch gemeinsam zerstörten und an ihre Stelle ein Chaos treten sah, über welches kein Stern sein Licht ergoß. Damals bewährte in unzertrennlichem Bunde mit dem tiefen, urkräftigen deutschen Elemente die in der Kirche verborgene Gotteskraft ihre übernatürliche Macht. In einem Umsehen gleichsam erhob sich in dem auf deutschen Boden erneuertem Kaiserthume und dem nicht ohne dieses erneuertem Papstthume, eine neue Ordnung, eine neue Gestaltung der Weltgeschichte.

So ward eine auf viele Jahrhunderte ausreichende Grundlage für Entwickelung einer großen Zukunft gewonnen. Die Erklärung ergiebt sich daraus, daß diese Grundlage als katholisch und christlich in ihrer Tiefe die Fäden aller innersten Beziehungen der Geschichte und ihrer Entwickelung in der Vergangenheit in sich zusammenzog und an den einen tiefsten Beziehungspunkt, an Gott und an Christum anknüpfte. Die Hauptthätigkeit bei dieser Anknüpfung und die Sorge dafür, daß sie planmäßig und organisch eingeleitet und fertig gestellt wurde, übte hierbei Mathilden's großer Sohn Bruno, der dadurch ein festeres Band um Deutschland schloß und eine dauerbarere Einigkeit und Einheit gründete, als alle dem einem Könige oder Kaiser übereinstimmend geschworene Lehenseide herbeizuführen und zu verbürgen vermochten. Bruno impfte, ein bevorzugtes, providentielles Werkzeug, einer der Ersten, der deutschen Nationalität, die weltumfassenden Anschauungen der Kirche ein und half in den von ihm selbst gebildeten, oder doch seinem königlichen Bruder empfohlenen Kirchenfürsten, ein Gegengewicht gegen die dem Könige nicht allezeit holde Macht und Gewalt der weltlichen Fürsten Deutschlands schaffen.

Vor einer Verweltlichung der Kirche, in Folge dieser ihren Fürsten gegebenen Stellung zum Reichsoberhaupte, hatte Bruno keine Furcht. War er doch, wie auch die großen Kirchenfürsten neben ihm, namentlich sein Neffe Wilhelm, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die letzten Zwecke ihres Königs und Herrn schließlich und wesentlich keine andern seien, als die, welche die Kirche zu allen Zeiten verfolgt und daß das Reich Christi auf Erden im deutschen Kaiser, den er in Otto schon voraussahe, den weltlichen Beschützer und Sicherer seines Bestandes erhalten

müsse. Daß Otto anders gedacht, ist nirgends ersichtlich *). Die Interessen des Reiches und der Kirche waren auf dem eingeschlagenen Wege so innigst mit einander verknüpft, so untrennbar in einander verschlungen, daß eine Förderung des Reiches Otto's ungefähr für gleichbedeutend mit der Förderung des Reiches Christi angesehen werden mochte.

Wie wenig dabei die Kirchenfürsten gemeint waren, der weltlichen Macht irgend welche kirchlichen Gerechtsame zu opfern, ergiebt ihr unerschrockenes Auftreten gegen den König, wenn derselbe zu dergleichen Uebergriffen auf das kirchliche Gebiet Neigung zeigte. Der bereits erwähnte Brief des Erzbischofs Wilhelm von Mainz an Papst Agapet II., ist ein redender Beweis, mit welcher Entschiedenheit dieser Kirchenfürst die Eingriffe seines eigenen Vaters in die Rechte der Kirche abzuweisen wagte. Was lag denn auch für eine große Gefahr in dieser engen Verbindung zwischen Kirche und Reich, so lange dieselben einträchtig dieselben Zwecke verfolgten? Erst als das heilige römische Reich deutscher Nation aufhörte heilig zu sein in seinem Zwecke, als weltliche Herrscher und Kirchenfürsten verschiedene, wohl gar dem Reiche Christi zuwiderlaufende Zwecke verfolgten, trat das Verderben ein, das mittelst jener gegenseitigen, von der Durchdrungenheit der beiderseitigen Interessen getragenen Einigkeit fern gehalten war.

---

*) Vielmehr spricht Alles für Otto's Uebereinstimmung mit Bruno. Ein schönes Zeugniß der Kraft der Wahrheit ist folgende Aeußerung des freigeistisch gesinnten Dönniges, welcher in seinen Jahrbüchern von Otto's Regierung zum Jahre 961 bemerkt: In welchem Sinne Otto die Kämpfe gegen die heidnischen Völker unternahm, lehren uns seine Gelübde vor den Kämpfen, seine Thaten nach den Siegen. Es ist klar, daß er nicht bloß das Reich sichern und ausbreiten wollte, er wollte auch und er hat es gethan, das Christenthum verpflanzen unter die heidnischen Stämme. Man kann nicht sagen, daß ihm dies blos als Mittel zur Ausbreitung seiner Macht dienen sollte, denn seine Missionen gingen zu so entfernten Völkern, durch so viele unabhängige Nationen hindurch, daß nicht daran zu denken war, bei ihnen zugleich mit dem Christenthume eine deutsche Macht zu gründen. »Es ist überhaupt das religiöse Leben der damaligen »germanischen Christen so eigenthümlich phantastisch, so demüthig und die äußere »Welt aus den Augen setzend, daß man überzeugt sein muß, die Ausbreitung »der Religion sei ihrer selbst willen mit solchem Eifer betrieben worden.« — Hatte nicht auch Erzbischof Hildebert bei Otto's Krönung gesprochen: »nimm hin dieses Schwerdt und vertreibe damit alle Widersacher Christi, die Unchristen sowohl als die schlechten Christen vermöge der dir übergebenen göttlichen Autorität und der vollen Macht der ganzen fränkischen Herrschaft, um allen Christen dadurch den festesten Frieden zu geben?«

Gehen wir den Keimen nach, aus welchen diese edle, unermeßlich weit reichende Mission Bruno's erwuchs, so können wir uns kaum der Annahme erwehren, daß dieselben ein von seiner großen Mutter empfangenes Erbtheil, eine von ihr ihm mitgegebene natürliche Aussaat waren, die unter einer auswärts erhaltenen sorgfältigen Pflege durch eine zweckmäßige Erziehung, sich der edeln Natur gemäß entfalteten, der sie entstammten. Obgleich Heinrich ihr Liebling war, obwohl in Otto in Folge ihrer weisen Rathschläge viele ihrer Ideen Gestalt gewannen, so war doch ohne Frage Bruno, wie die Verkörperung ihres Blutes, so auch die Verwirklichung ihrer Gedanken. Nur in seiner keuschen, von der Welt unberührten Seele, konnte Mathildens ideale Auffassung des christlichen Lebens und seiner Ausgestaltung in der Kirche und im Staate einen gleich tönenden Wiederhall finden. Auch ihr praktischer Scharfblick war auf den großen Sohn übergegangen. Wie sie derselbe zurückhielt, sich in ein Kloster einzuschließen, weil sie mitten in der Welt, wie in einem Kloster zu leben, dabei aber zugleich für das Reich Christi weit wichtigere Zwecke zu verfolgen und zu verwirklichen, vermochte, so nahm Bruno keinen Anstand, obgleich Kirchenfürst, sich aus Liebe zu dem Reiche Gottes auch den Verrichtungen weltlicher Fürsten zu unterziehen. Bruno war eine männliche Mathilde, Mathilde ein weiblicher Bruno. Beide waren des alten Widukind ebenbürtige Nachkommen, lebendige Repräsentationen des edeln, urdeutschen im Christenthume neu erstandenen und wiedergeborenen Wesens.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Liudolfs Ende. — Otto's Römerzug. — Er wird mit Adelheid zu Rom als Kaiser gekrönt. — Papst und Gegenpapst. — Dreijähriger Aufenthalt Otto's in Italien.

Otto's erstem glänzenden Zuge nach Italien, waren Jahre schwerer Trübsale und Kämpfe gefolgt. Er hatte sein Augenmerk von Italien abwenden müssen. Die dort errungenen Vortheile gingen allmählich verloren. Berengar ließ dem deutschen Könige zwar den Schein der Oberherrlichkeit. Allein er machte sich doch der Wirklichkeit nach völlig unabhängig und gebot mit unumschränkter Eigenmacht. Während Otto seine Söhne, die Ungarn und Slawen zu bekämpfen hatte, konnte Berengar

sein Regiment, ohne Besorgniß in diesem Streben aufgehalten zu werden, zu immer größerer Selbstständigkeit erheben. Die burgundische Partei, welche ihm entgegenstand, fürchtete er nicht, weil sie selbst ihre Hilfe von Deutschland erwartete. So gingen denn auch bald Verona und Aquileja, welche Otto's Bruder, Heinrich, am Ende seines Lebens mühsam wieder erlangt, nach Heinrichs Tode dessen Herzogthume, wie dem Reiche, bald wieder verloren.

Nachdem Alberich, der Tyrann Roms, gestorben war, ergriff sein Sohn Octavian den Zügel der Herrschaft. Die Römer hatten jenem versprechen müssen, nach Agapetus II. Tode den Octavian auch zum Papste zu wählen. Dies geschah auch 956, nachdem Agapet II. gestorben war. Octavian ward unter dem Namen Johann XII. Papst. Die Papstwürde diente ihm nur zum Vorwande, seine weltliche Herrschaft, um die allein es ihm zu thun war, zu sichern und zu vermehren. Er machte Ansprüche auf ein erweitertes Patrimonium Petri und die Wiedervereinigung der losgerissenen Stücke mit demselben. So zog er aus, Benevent und Capua wieder zu erobern, ward aber von Pandulf dem Eisenkopf zurückgeschlagen. Nun richtete er seine Augen auf das Exarchat, das Berengar inne hatte, dem er es entreißen zu können meinte, weil derselbe inzwischen von Deutschland her bedroht war. Otto hatte kaum in Deutschland sich wieder ermannt, als er Berengars Uebergriffen entgegenzutreten beschloß. Auf Bruno's Rath übertrug er, durch die Slawenkämpfe in Deutschland festgehalten, die Ausführung dieses Vorhabens seinem Sohne Liudolf, über dessen Aussöhnung Ruotger in Bruno's Leben uns Folgendes berichtet: „Bruno besuchte des Königs Sohn, seinen Neffen, Liudolf, welcher „krank war. Mit linden Reden, süßer als Honig, suchte er sein Gemüth „zu beschwichtigen. Er versprach ihm auch, wenn er sorgfältiger sich so „verhalten würde, wie seine Pflicht es erheischte, seine Verwendung ein„treten zu lassen, daß er wieder die alte Stelle einnehmen dürfe. Nach„dem Bruno inne geworden war, daß jener seine heilsamen Reden und „das Gegengift seiner Ermahnungen nicht mehr mit gewundenen Um„schweifen, wie es früher der Fall gewesen, von sich wies, sondern daß „er mit größerer Begierde darnach griff, als sonst, sich dieselben auch „tiefer zu Herzen nahm, lud er ihn gar freundlich an seinen ehrwürdigen „Erzbischofssitz nach Bonn ein. Noch freundlicher nahm er ihn dort auf „und verschaffte ihm, eingedenk seiner königlichen Würde, lauter Ver„gnügungen, welche Beider würdig waren und woran alle Anwesenden „mit ihm Freude hatten. Als sie noch beisammen waren, erhielten sie „die Nachricht von dem was im Ungarnfeldzuge, mit göttlicher Kraft

„ausgerichtet worden. Der Oheim fuhr fort, auf seinem Neffen tröstlich „einzuwirken. Auf Betreiben dieses Rathgebers geschahe es, daß der „Kaiser seinem Sohne, welcher verloren gewesen, aber wiedergefunden „war, ganz Italien übertrug und, was weit mehr war, ihm seine väter„liche Liebe auf das Festeste wieder zuwendete.“

Mit seinen alten Freunden, die er für ihre Anhänglichkeit und Treue nicht hatte lohnen können und die er in Italien entschädigen zu können hoffte, und einem stattlichen Herrn, zog Liudolf 956 über die Alpen. Berengars zahlreiche Gegner stellten sich sogleich auf seine Seite. Liudolf bemächtigte sich, nachdem er Berengar und dessen Sohne, Adalbert, eine Niederlage beigebracht, der ganzen Lombardei. Berengar und sein Sohn begaben sich auf die Flucht und Pavia ward von den Deutschen erobert. Auch im folgenden Jahre (957) gewann Liudolf eine Schlacht gegen Adalbert und war nun Herr des ganzen Reiches Italien.

Unerwartet, inmitten seiner Siege, erlag der königliche Jüngling. Er starb am 6. September zu Piumbia unweit des Lago Maggiore. Ruotger meldet dieses traurige Ereigniß in folgenden Worten: „Als sie „dem Volke am besten gefiel und die Bahn zum Olymp anstrebte, schied „plötzlich diese reinste Blume und des Reiches sicherste Kraft aus unserer „Mitte.“ Liudolfs Leiche ward von seinen Freunden und Mannen auf den Schultern über die Alpen heimgetragen und zu St. Alban in Mainz unter dem Trauern und Wehklagen vielen Volkes, das sich eingefunden, bestattet. „Der Kaiser stand“, wie Widukind meldet, „gerade gegen die „Redarier im Felde, als ihn die Kunde von diesem Tode erreichte. Er „vergoß gar viele Thränen über den Heimgang seines Sohnes, beugte „sich übrigens in treuem Gehorsame Gotte, dem Regierer aller Dinge, „der bisher seine Regierung gelenkt hatte.“ Auch Thietmar von Merseburg läßt den König bei dieser Todesnachricht tief ergriffen sein, aber „den Sohn, wie David den Absalon, beweinen“. Der Vergleich Liudolfs mit Absalon ist falsch, denn Liudolf hatte sich mit seinem Vater vollständig ausgesöhnt, und Thietmar ist zu der Aeußerung nur durch die unrichtige Annahme verleitet, daß Liudolf sich wider seines Vaters Willen und von bösen Rathgebern verleitet, gleichsam im Aufstande nach Italien begeben habe. Er verwechselt wohl seinen frühern mit seinem letzten Zuge. Otto hatte kurz zuvor seinen zweiten, ihm von Adelheid geborenen Sohn Bruno, verloren, der wie sein älterer Bruder Heinrich, schon als Kind starb. Otto besaß von seinen vier legitimen Söhnen nur noch den zarten Otto, mit dem er an seinem Hofe Liudolfs einzigen hinterbliebenen, ebenfalls Otto geheißenen Sohn, erziehen ließ. Diese suchten durch die innigste

Freundschaft den widernatürlichen Hader ihrer Väter wieder gut zu machen. König Otto benutzte die nächste freie Zeit, um auch an Liudolfs Grabe in Mainz am 4. April 958 sein Schmerz- und Thränenopfer darzubringen.

Die schließliche Regulirung der slawischen Angelegenheiten hielt Otto in Deutschland zurück und verhinderte ihn, die von Ludolf in Italien errungenen Vortheile zu verfolgen. Er lag wider die Slawen im Felde, heißt es in den ältesten Nachrichten. Da wir aber von Schlachten und andern Kriegsereignissen nichts lesen, Otto vielmehr zwischendurch, namentlich im Jahre 960 an vielen Orten Deutschlands, wie auf einer Rundreise begriffen erscheint, so wird wohl jene Besetzung des Slawen-Landes als eine energische Beruhigung anzusehen sein, unter deren Schutze das Erworbene gesichert und die Reaction wider den deutschen Namen und die christliche Religion gründlich und in der Wurzel beseitigt ward. Vermuthlich theilte Otto damals das slawische Land in die 18 Gaue, von denen Adam von Bremen meldet, besetzte dieselben mit Grafen und organisirte gleichzeitig das Kirchenwesen in diesem weiten Bezirke, worin er zugleich Mönchs- und Nonnenklöster errichtet zu haben scheint.

Nun war Deutschland wieder beruhigt. In allen Ländern herrschten dem Könige treuergebene Machthaber. Fast alle waren ihm anverwandt. Selbst Burgund und Francien wurden durch Schwestersöhne beherrscht, so daß die Königin Mathilde, als die große noch lebende Ahnfrau, und Otto, als der große Familienvater, erschien, der durch ihre Abkömmlinge fast das ganze germanische Europa beherrschte. Nun erst schien Otto's Macht gesichert. Nie ist vielleicht wieder eine Zeit gekommen, wo ein König in Deutschland eine so gewaltige und feste Herrschaft ausgeübt, als Otto von jetzt ab bis zu seinem Tode.

Er konnte nun seinen Blick dem verlassenen Italien wieder zuwenden, Anlässe dazu kamen bald. Nicht allein erschienen lombardische Große an Otto's Hofe, welche sich über Berengar's Gewaltthätigkeiten beschwerten, sondern auch Papst Johann XII. schickte Gesandte und ließ Otto auffordern, die römische Kirche von der Knechtschaft Berengars zu befreien. Auf seinem ersten Zuge nach Italien, hatte Otto die ihm von allen Seiten sich aufdrängende Idee der Erneuerung des abendländischen Kaiserthums nicht verwirklichen können, weil Alberich's Trotz ihm die Thore Roms verschloß. Jetzt zeigte sich die Gelegenheit günstiger. Des Papstes Lage bewog denselben, Otto die ersehnte Kaiserkrone, allerdings unter gewissen Bedingungen, freiwillig anzubieten Mehr hatte Otto kaum erwartet. Er rüstete sich sofort zum Römerzuge, nachdem ihm Weihnachten 960 zu

Regensburg die Gesandten des Papstes Einladung überbracht hatten. Er ließ zu Worms im Mai 961 seinen Sohn Otto zum römischen Könige wählen und am 26. Mai in Aachen krönen, und vertraute denselben sammt dem Reiche der Obhut seiner Mutter Mathilde*), seines Bruders Bruno und seines Sohnes Wilhelm an. So stellte er den Knaben unter den Schutz von drei Generationen. Seine Mutter Mathilde traf er wahrscheinlich zu Wahlhausen, wo er sich Ende April befand. Er wird sie auch wohl noch im Juni oder Juli, wo er in Sachsen verweilte, gesprochen haben, da er eine so wichtige Unternehmung schwerlich ohne ihren Rath unternommen haben dürfte

Erst im August 961 trat Otto mit einem wohlgerüsteten Heere in Adelheid's Begleitung seinen Weg über den Brenner, durch das Etschthal über Trident nach der Lombardei an. Vor der Veroneser Clause hatte Berengar ein Heer von 60,000 Mann aufgestellt, um Otto am Einbruche in die lombardische Ebene zu verhindern. Statt dieses zu thun, verließ das Heer seinen Herrn und Otto konnte ungestört in Pavia das Weihnachtsfest feiern. Berengar und seine Familie hatten das Weite gesucht. Die einzelnen Mitglieder derselben hielten sich in verschiedenen Burgen eingeschlossen, vielleicht, um Otto's Macht zu theilen. Allein der König achtete ihrer nicht, sondern ging, unbekümmert um diese Burgen, sogleich von Pavia nach Rom, wo er vor der Stadt vom Senate und der Bürgerschaft mit großen Ehren eingeholt wurde. Von diesen begleitet, ritt er auf einem Pferde des Papstes bis zum Vorhofe der St. Peterskirche. Bevor er den Zug antrat, sprach Otto zu seinem Schwerdtträger, Ansfried von Löwen**): „Wenn ich heute am Grabe des heiligen Petrus bete, halte unverrückt das Schwerdt meinem Haupte nahe. Ich weiß, meine Vorfahren hatten oft die römische Tücke zu fürchten und ein weiser Mann beugt dem Unheil bei Zeiten vor. Wenn wir dann zurückkommen, magst Du, so lang Du willst, am Freudenberge beten.“ Vor dem St. Peters-Hofe saß oben an der Treppe auf goldenem Stuhle, von seiner Geistlichkeit umgeben, Johann XII. im vollen päpstlichen Ornate. Otto verließ das Pferd und stieg die Stufen hinan. Jetzt erhob sich der Papst, reichte dem Könige den Mund zum Kusse und seine Rechte zum Drucke. Gemeinschaftlich schritten Beide durch den Vorhof der noch

---

*) Da er den Knaben, wie Liudprand meldet, in Saxonia reliquit, so hat wohl Mathilde ihn persönlich um sich gehabt.

**) Näheres über diesen Ansfried weiß Thietmar von Merseburg (IV, 22) zu erzählen.

verschlossenen Kirchenthür zu. Nicht eher that diese sich auf, bevor der König nicht dem Papste gelobt, daß er in reiner Absicht und aufrichtiger Gesinnung zum Heile der Stadt und der Kirche gekommen sei und bis er die Schenkungen der frühern Kaiser bestätigt. Nun öffneten sich die Thorflügel und unter dem Singen des Benedictus qui venit in nomine Domini zogen die beiden Herrscher mit ihrem Gefolge in die hellerleuchtete Kirche ein, welche den Inbegriff aller Kostbarkeiten von sechs Jahrhunderten enthielt. Nachdem der König gebetet, empfing er den apostolischen Segen. Dann fand ein Mahl im päpstlichen Palaste Statt.

Am Sonntage darauf, den 2. Februar 962, ward Otto unter lautem Jubel des Volkes mit großer Pracht vom Papste gesalbt und gekrönt und nächst ihm auch Adelheid. Otto gab dem Papste nicht nur das ihm von Andern entzogene Eigenthum wieder zurück und versprach, das Fehlende mit Waffengewalt herbeizuschaffen, sondern beschenkte ihn auch mit Edelsteinen, Golde und Silber und vermehrte das Patrimonium Petri um einige Städte. Die Aechtheit der im päpstlichen Archive aufbewahrten, mit goldenen Buchstaben auf Purpurgrunde geschriebenen Urkunde vom 13. Februar 962, worin Otto sich und seinen Sohn verpflichtet, die Erfüllung aller Versprechungen Pipin's herbeizuführen, wird von Vielen bezweifelt. Gegen die von ihm geleisteten Zusagen erhielt Otto von Johann XII. das Versprechen, der Papst wolle, so lange er lebte, von Otto nicht abfallen Der Papst erfüllte auch einen langgehegten, aber bisher nur auf Hindernisse gestoßenen Lieblingswunsch Otto's. Er hatte, wie oben erzählt worden, gelobt *), ein Bisthum in Merseburg

---

*) Thietmar von Merseburg berichtet von der Schlacht auf dem Lechfelde: »Am nächsten Tage, d. h. am Feste des heiligen Laurentius (10. August »955) warf sich der König vor Gott nieder und that, sich allein unter Allen »als den Schuldigen bekennend, mit vielen Thränen das Gelübde: wenn Christus »ihm an jenem Tage durch seine Fürbitte Sieg und Leben gewähren werde, so »wolle er in der Stadt Merseburg diesem Feuersieger zu Ehren ein Bisthum »gründen und seinen großen, neuerdings angefangenen Palast zu einer Kirche »ausbauen lassen.« In Verfolg dieser, fast wörtlich in sie aufgenommenen Erzählung, meldet nun die aus den ersten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts herrührende Halberstädtische Chronik (Leibnit. Scriptor. Brunsvicensia illustrantium Tom. II., S. 115) in Uebereinstimmung mit vielen, freilich noch spätern Chroniken dieses: »Aber obgleich unter Beistande der göttlichen Güte die Feinde »getödtet oder in die Flucht getrieben worden und ihm in herrlicher Weise Sieg »und Triumph zu Theil geworden war, auch alle Fürsten den König einstimmig »zur Erfüllung des Gelübdes für ein so ausgezeichnetes Wunder aufforderten, »vermochte derselbe doch niemals den unbeugsamen Sinn des Bischofs Bernhard

zu errichten, wie er auch seinen Lieblingssitz Magdeburg zum Erzbisthum erhoben wünschte. Er erbat und erhielt von Johann XII. die Bestätigung

---

»(von Halberstadt) dazu zu bewegen, vom Besitzthum seiner Kirche herzugeben. »Deshalb scheute sich der Kaiser nicht, ihn gefangen zu nehmen und zu Quedlin»burg in einen Kerker zu setzen und bewachen zu lassen. Nachdem er da»selbst einige Tage in ganz unverschuldeter Trübsal zugebracht, wußte er sich »durch einen seiner Capläne seine Stola, seinen Ring und Bischofsstab zu ver»schaffen und ließ am grünen Donnerstage den Kaiser sammt allen Bischöfen, »welche dort bei ihm waren, um die erste Stunde des Tages zu sich entbieten. »Alle meinten, der Bischof habe sich entschlossen, dem Kaiser zu willfahren und »fanden sich auf den ergangenen Ruf bei ihm zusammen. Nachdem er einige »Worte der Ermahnung gesprochen, bedrohete er sie mit der Excommunication »und untersagte ihnen die Verwaltung des Gottesdienstes in seinem Sprengel »von diesem Tage an. Den Kaiser selbst aber that er für seine so ganz unge»rechtfertigte Gefangennahme in den Bann. Sie betrachteten ihn anfangs als »einen irreredenden Greis, der leere Worte in den Wind spreche und verlachten »ihn. Als sie ihn nun aber aus dem Gefängnisse führten, bemerkten sie, wie er »mit den Pontificalibus und allem Nöthigen, sowie allen geistlichen Waffen ver»sehen und ausgerüstet war. Nun schüttelten sie freilich die Köpfe und geriethen »in nicht geringe Verwirrung. Weil sie sich in der Klemme befanden, faßten sie »zuletzt den gesundesten Entschluß, der ehrwürdige Bischof müsse von aller Haft »befreiet und auf seinen Bischofssitz zurückgeführt werden. Der Kaiser sowohl, »als die Bischöfe geleiteten ihn mit ihrem gesammten Gefolge in stattlicher »Weise bis zu dem St. Stephans-Dom (in Halberstadt). Dem Bischofe wohnte »aber eine so beharrliche Liebe zu Gott und Strenge bei, daß er dem Kaiser, »als er mit Allen den Seinen nahete, weder durch die schuldige Procession, noch »durch das Klingen der Glöcklein irgend eine feierliche Ehre erwies, weil ihn »das Urtheil, das er unter dem Richterspruche des heiligen Geistes gegen ihn »gefällt hatte, daran hinderte. Der Kaiser, den durch göttliche Anregung Reue »anwandelte, entfernte sich ein wenig von der Stadt und kehrte alsbald nach »Art der Büßer mit entblößten Füßen zurück, warf sich vor dem Bischofe zu »Boden und erbat sich die Wohlthat der Lossprechung, die ihm auch ertheilt »wurde. Auf Bitten des Bischofs entfernte der Kaiser sich abermals eine Strecke »weit von der Stadt und kam im königlichen Ornate, auf einem Rosse reitend, »unter allgemeinen Jubeln und Jauchzen zurück, ward mit entsprechender Feier»lichkeit empfangen und beging mit höchster Freude das Osterfest in Halberstadt. »So ward aller Hader zwischen dem Kaiser und Bischofe beendet, so daß, so »lange Bernhard lebte, der Kaiser niemals Hand an Erfüllung seines Gelübdes »legte, ja desselben nicht einmal erwähnte. Auf Bernhard's Bitten erneuerte »vielmehr der Kaiser die Reihenfolge aller Bestimmungen und Statute seiner »Vorgänger der verewigten Kaiser für die Halberstädter Kirche und bekräftigte »dieselben durch königliche Privilegien.«

Leuckfeld zieht diese Erzählung in seinen Halberstädtischen Antiquitäten in Zweifel. Allein in ihren Grundzügen ist sie psychologisch so ganz dem Charakter

seiner Absichten, an passenden Orten neue Bisthümer unter den Slawen anzulegen. Otto bewirkte ferner, daß Johann XII. dem wegen offener Empörung entsetzten und von seinem Bruder Heinrich geblendeten Bischof Herold von Salzburg unter Androhung der Excommunication ferner Messe zu lesen verbot.

---

der beiden großen Männer angemessen, daß darin ein inneres Zeugniß für ihre Wahrheit zu finden ist. Dieser Fall ist nicht der einzige, wo Otto willig für rasches, ungerechtes Handeln Reue und Buße that. Dies geschah zum großen Aerger des Quedlinburger Historikers Voigt, welcher diese freie That Otto's »eine Begebenheit dieses stockfinstern Zeitalters, die ebenfalls von dem Geiste Hildebrand's zeugt,« nennt und der unmuthig ausruft: »Dies Alles that ein deutscher König, der den Bischof zu Rom einsetzen und absetzen konnte!« Andere ehrliche Leute werden gerade aus diesem Grunde Otto's Selbstbezwingung für eine desto größere That halten. In Bernhard's Verhalten dagegen entspricht jeder Zug mit treffender Portraitähnlichkeit dem Bilde, das die Geschichte uns von ihm aufbewahrt hat. Auch ist es Thatsache, daß Otto vor Bernhard's Tode das Bisthum Merseburg, so wenig als das Erzbisthum Magdeburg, dessen Territorium gleichfalls theilweis zu Bernhard's Sprengel gehörte, zu Stande brachte, was Thietmar von Merseburg mit den Worten bezeugt: »Als Otto in »Magdeburg auch ein Bisthum gründen wollte, konnte er das nicht durchsetzen, »so lange Bernhard, der siebente Bischof der Halberstädter Kirche, in dessen »Sprengel Magdeburg lag, am Leben war.«

Nach Winnigstädt's Halberstädtischer Chronik ward Bernhard unter dem Quedlinburger Schlosse »in ein Gewölbe gesetzt, da jetzt eine Capelle ist und heißt »noch St. Nicolai in Vinculis, unter der Treppe in der Schloßkirche.« Solche örtliche Traditionen sind auch nicht zu verachten. Wirklich befindet sich auch noch heutzutage beim alten Münster in Quedlinburg eine solche Seiten-Capelle. Das Chronic Brunvic. pict. erzählt die Geschichte, eben so wie die Halberstädtische Chronik. Da ist aber nicht Merseburg, sondern Magdeburg der Zankapfel. Sie meldet beim Jahre 955. In dessen Jare rovede Keyser Otte over de Oder, und sande den roff de moneken to Meydenborch. Dusse Keyser Otte de wolde einen Bischopdom buwen to Meydeborch, dess wolde Bischop Bernd nicht hebben to Halverstadt, unde sede dat were in syner parre, do vengk Keyser Otte den Bischop unde satte ane in den kerkener to Quelinborch, dar in den guden Donnersdage let sick de Bischop bringen syn Bischop wand unde toch dat ane, unde leyt den Keyser to sick eyschen. De Kesyer dachte, he welde gunde to buwen, do de Keyser vor den kerkener kam, do sted de Bischop met synem stave und dede den Keyser in den Ban mit allen synen hulperen und leyde den sangk over al det stichte to Halverstad. De Keyser de lachede und mende, de Bischop were dull worden, doch so frochte he den Ban unde sande den Bischop wedder to Halverstadt so vorbleyff de Dom nach eyn wille went dat Bischop Bernd starff.

Noch vor dem Ende des Februar 962 verließ Otto Rom, um Berengar aufzusuchen, der sich, wie seine Anhänger, inzwischen in den verschiedenen Burgen, die sie zum Aufenthalte gewählt, befestigt hatte. In Pavia brachte er zuvor noch das Osterfest (30. März) zu und blieb dort fast einen Monat. Die italienischen Bischöfe begabte der neue Kaiser mit bedeutenden Rechten und Freiheiten, um ihr Interesse an das Kaiserthum zu fesseln. Zunächst wandte sich Otto dann gegen die böse Willa, welche sich auf einer Insel im Orta-See verschanzt hatte. Er mußte sie zwei Monate lang belagern, bevor er sie in seine Gewalt bekam. Seine Absicht, das garstige Weib, indem er sie freigab, durch Großmuth zu gewinnen, schlug fehl; denn Willa eilte sogleich zu ihrem Gemahle und bestärkte denselben in seinem Widerstande gegen den Kaiser. Da der Sommer bereits verstrichen war, ging der Kaiser nach Pavia, wo er bis Ostern 963 Hof hielt. Am Feste selbst, den 19. April, weilte er noch in Pavia, rückte aber dann mit den aus Deutschland von Bruno ihm zugesandten Verstärkungen gegen Berengar selber in's Feld. Am 19. Mai kam er vor Montefeltro an, wo Berengar sich festgesetzt und stark befestigt hatte. Den ganzen Sommer aber lag er in vergeblicher Belagerung vor diesem festen Bergneste. Da erfuhr Otto, daß Johann XII., des geleisteten Eides uneingedenk, mit Berengar's Sohne, Adalbert, wider ihn Unterhandlungen angeknüpft habe, welche die Absicht verriethen, den Kaiser nur erst wieder aus Italien zu entfernen.

Der Papst hatte sich in seinen Berechnungen getäuscht gefunden. Es war ihm weit mehr um die Sicherung seiner weltlichen Herrschaft, als um Herstellung der Würde des Papstthums zu thun gewesen. Denn er betrachtete sich als erblichen, weltlichen Fürsten von Rom und wollte seine Länder nicht blos als Papst besitzen. Daß Otto als Kaiser gleichsam den Oberlehnsherrn vom Kirchenstaate, wenn auch nur als Schirmherr der Kirche, darstellte, war gegen Johannes Absicht gewesen. Noch mehr aber verdroß ihn, daß Otto gegen die eigenen, aber nicht gegen des römischen Fürsten Feinde zog und sich die italienischen Prälaten durch seine Freigebigkeit zu verbinden gewußt hatte. Vor Allem aber fürchtete er, Otto werde in Rom selbst seine Kaiserrechte, auf eine Alberichs Erben empfindliche Weise zur Geltung bringen. Deshalb hatte Johann XII., um sich nur erst der lästigen Anwesenheit des Kaisers in Italien zu erwehren, mit Adalbert, Berengar's Sohne, in Unterhandlungen sich eingelassen, der wiederum die Corsicaner und Saracenen zu Bundesgenossen aufgeboten. Auch mit dem griechischen Kaiser suchte Johann XII. gegen Deutschland gerichtete Verbindungen einzugehen und die Ungarn zu einem

Einfalle in Deutschland zu bewegen. Gelang dieses, so mußte Otto Italien verlassen. Auf die Kunde von den Abfallsabsichten des Papstes hatte Otto zuverlässige Späher nach Rom gesendet, welche mit Bestätigung des Verrathes Johann's zurückkehrten. Obgleich nun auch Otto Briefschaften in die Hände fielen, welche Johann's XII. Intriguen in Constantinopel und Ungarn wider ihn bewiesen, übte er doch die größte Langmuth gegen Jenen, den er nur als einen leichtsinnigen Jüngling betrachtete. Als Johann sich verrathen sahe, suchte er sich rein zu brennen und den Spieß umzukehren. Er schickte Gesandte zu Otto in das Lager vor Monteseltro, welche die gegen den Lebenswandel des Papstes erhobenen Klagen zum Theil als gerecht anerkannten und Abstellung dieser Beschwerde verhießen, dagegen schwere Anschuldigungen wider den Kaiser selbst erhoben, weil er sein Wort breche, indem er die Leute des Exarchates sich selber, nicht dem Papste huldigen lasse, auch treulosen Unterthanen des Papstes bei sich Aufnahme gewähre. Otto schickte Bischöfe und Ritter nach Rom, deren erstere seine Unschuld beschwören, letztere durch einen Zweikampf dieselbe erhärten sollten, wenn Johann solches verlange. Der Papst verlangte beides nicht, sondern schickte wieder Gesandte um die Verhandlungen in die Länge zu ziehen. Inzwischen kam Adalbert aus dem Saracenen-Neste Fraxinetum (Garde-Frainet) im Juli 963 nach Rom und ward mit offenen Armen empfangen. Otto ließ nun einen Theil seines Heeres zur Fortsetzung der Belagerung gegen Berengar zurück und zog mit dem andern vor Rom, wo er im October Lager nahm. Sobald er dies gethan, flohen der Papst und Adalbert. Die Römer nahmen den Kaiser am 2. November 963 in ihre Stadt auf, stellten ihm Geißeln und unterwarfen sich durchaus seinen Befehlen. Sie schwuren, niemals einen Papst zu erwählen, oder zu ordiniren, wenn nicht in Uebereinstimmung mit der Wahl des Kaisers und seines Sohnes des Königs Otto. Dieses Theilnahmerecht an der Papstwahl, hatte nicht einmal den Carolingern zugestanden. Damit war die Kirche des Abendlandes fast in des Kaisers Hand gegeben. Die erste Folge davon war die völlige Rücksichtslosigkeit gegen Johann XII., zu der Otto sich in der Erbitterung über dessen Treulosigkeit und Unwürdigkeit verleiten ließ.

Nach drei Tagen*) ward unter Otto's Vorsitz eine große, aber nicht legale Synode in Rom gehalten, welcher neben dem Abgeordneten der römi-

*) Das Nachfolgende ist ein zum Theil wörtlicher Auszug aus dem liber de rebus gestis Ottonis Magni Imperatonis, das Bischof Liudprand von Cre-

schen Großen und des römischen Volkes 4 Erzbischofe und 90 Bischöfe und Geistliche aus Rom beiwohnten. Der Kaiser eröffnete die Versammlung mit der Frage: warum der Papst Johannes XII. nicht dem heiligen Concile beiwohne? Der römische Clerus und das Volk antwortete: „Der Grund seiner Abwesenheit sei ganz offenbar und selbst den entferntesten Völkern, den Iberern, Babyloniern und Indiern bekannt, der Papst sei keiner von denen, die von Außen in Schaafkleidern umhergingen, innen aber reißende Wölfe seien, nein! er wüthe selbst öffentlich; öffentlich habe er sich auch dem Teufel übergeben.“

Der Kaiser forderte nähere Angabe und Begründung der Anklagen. Es traten nun mehrere Cardinäle auf und beschuldigten den Papst der abscheulichsten Dinge. Otto, dessen Sächsisch die Römer nicht verstanden, übertrug dem Bischof Liudprand, seine Meinung den Römern lateinisch vorzutragen. Dieser erhob sich und sprach:

„Sehr oft begiebt es sich und wir glauben es erfahrenen Leuten, „daß hochgestellte Personen von feindselig Gesinnten verläumdet werden. „Der Gute mißfällt den Bösen eben so, wie der Böse den Guten. Des„halb müssen wir diese Anklage wider den Papst, welche eben der Cardinal„Diacon Benedict vorgetragen und aufgesetzt hat, für zweideutigen „Werthes halten, so lange wir nicht wissen, ob dieselbe vom Eifer für „die Gerechtigkeit oder von leidenschaftlicher Ruhlosigkeit eingegeben wor„den. Deshalb beschwöre ich, der ich die mir übertragene Würde und „Autorität mit nichts verdient zu haben glaube, Alle bei Gott, den Nie„mand, wie sehr er es auch möchte, täuschen kann, so wie bei dessen „heiliger Mutter, der unbefleckten Jungfrau Maria, und bei dem höchst „kostbaren Leibe des Apostel-Fürsten, in dessen Kirche dieses vorgetragen „wird, daß keine Schmach auf den Herrn Papst geworfen werden soll, „die er nicht verschuldet hat und die nicht von den bewährtesten Männern „mit eigenen Augen ist gesehen worden.“

Hierauf sprachen die Bischöfe, Priester, Diaconen und die übrige Geistlichkeit, so wie das ganze römische Volk wie ein Mann:

„Wenn der Papst Johann nicht das, was vom Diaconus Benedict „verlesen worden und nicht noch weit mehrere und schändlichere unwürdige „Thaten begangen hat, so möge uns der seligste Fürst der Apostel, welcher „mit seinem Worte den Unwürdigen den Himmel verschließt, den Gerechten „aber öffnet, nicht von den Fesseln der Sünde befreien, sondern wir

---

mona verfaßt aber nicht beendet hat. Er war selbst auf Otto's Römerzuge, auch beim Concile zu Rom anwesend.

„wollen in den Fesseln des Fluches liegen und am jüngsten Tage zu „denen an der Linken gestellt werden, welche zu Gott dem Herrn sprechen: „Geh weg von uns, und: die Erkenntniß deiner Wege wollen „wir nicht. Wenn Ihr uns nicht glaubt, so müsset Ihr wenigstens „dem Heere des Kaisers glauben, dem er noch vor fünf Tagen mit dem „Schwerdte umgürtet, mit Schild, Helm und Panzer bewaffnet, begegnet; „nur der dazwischen fließende Tiber hat verhindert, daß er nicht in diesem „Aufzuge dem Heere in die Hände fiel."

Der heilige Kaiser sprach:

„Für diese Thatsache giebt es so viele Zeugen, als Krieger in un„serm Heere."

Die heilige Synode sprach:

„Gefällt es dem heiligen Kaiser, so mag dem Herrn Papst ein „Schreiben zugefertigt werden, er solle herkommen und sich von diesen „Anschuldigungen reinigen."

Darauf ward folgendes Schreiben an ihn festgestellt:

„Den höchsten Bischof und allgemeinen Papst, den Herrn Johannes, „grüßen Otto von Gottes Gnaden Imperator Augustus, mit den Erz„bischöfen und Bischöfen Liguriens, Tusciens, Sachsens, Frankens im „Herrn. Als wir im Dienste Gottes nach Rom gekommen, Eure Söhne, „nämlich die römischen Bischöfe, Cardinäle, Priester und Diaconen, außer„dem aber auch das gesammte Volk nach dem Grunde Eurer Abwesen„heit fragten, und was für ein Grund es wäre, daß Ihr uns, die Ver„theidiger Eurer Kirche nicht sehen wolltet, brachten dieselbe solche Dinge „und so Großartiges wider Euch vor, daß, wenn es Gauklern nachgesagt „wäre, es uns Abscheu eingeflößt haben würde. Damit das Alles Euerer „Hoheit nicht verborgen bleibe, wollen wir Einiges kurz beschreiben, weil, „wenn wir alles namentlich ausführen wollten, ein einziger Tag dazu „nicht ausreichen würde."

Nachdem das Schreiben die Anschuldigungen aufgezählt, fährt dasselbe fort:

„Deshalb bitten „wir Euere Väterlichkeit dringend, Ihr wollet nicht „ablehnen, nach Rom zu kommen und Euch von dem Allen zu reinigen. „Fürchtet Ihr etwa die Gewaltthätigkeit der verwegenen Menge, so ver„sichern wir Euch eidlich, daß nichts wider die Bestimmung der heiligen „Satzungen geschehen soll. Gegeben, am 6. November 963."

Nachdem er dieses Schreiben gelesen schrieb der Papst folgende Entgegnung:

„Johann Bischof, Diener der Diener Gottes, allen Bischöfen. Wir

„haben sagen hören, daß Ihr einen andern Papst setzen wollt. Thut „Ihr das, so excommunicire ich Euch vom allmächtigen Gotte, so daß „Ihr keine Erlaubniß habt, irgendwen zu ordiniren und die Messe zu „feiern.“

Als dieses Schreiben in Rom eintraf, waren noch mehrere früher nicht anwesend gewesene hohe Prälaten daselbst angekommen, auf deren Rath dem Papste anderweit geschrieben ward:

„Dem höchsten Bischofe und allgemeinen Papste, dem Herrn Johann, „entbieten Otto von Gottes Gnaden Imperator Augustus, sammt der „ganzen heiligen zu Rom im Dienste Gottes versammelten Synode „ihren Gruß in dem Herrn. In der vorigen, am 6. November gefeierten „Synode haben wir ein Schreiben an Euch gerichtet, worin die Worte „Eurer Ankläger und die Gründe der Anklage enthalten waren. Wir „haben in diesem Schreiben auch, wie es Recht ist, Eure Hoheit ge- „beten, nach Rom zu kommen und Sich von diesen Vorwürfen zu reinigen, „erhielten aber einen Brief von Euch, nicht wie denselben die Zeitver- „hältnisse erfordern, sondern worin die Eitelkeit unberathener Menschen „sich ausspricht. Das Nichterscheinen auf der Synode mußte mit einem „vernünftigen Grunde entschuldigt werden. Es hätten aber auch Abge- „ordnete Euer Hoheit erscheinen müssen, welche darzuthun hatten, daß „Krankheit oder andere triftige Abhaltungsgründe Euch von der „heiligen Synode fern hielten. In Euerm Briefe aber stehet Anderes „geschrieben, was wohl einer knabenhaften Albernheit, aber nicht einem „Bischofe zu schreiben anstand. Ihr habt nämlich Alle für den Fall, „daß wir einen andern Bischof auf den römischen Stuhl erheben sollten, „excommunicirt, daß sie keine Erlaubniß mehr haben sollten, Messe zu „singen und kirchliche Anordnungen zu treffen. Denn so steht geschrieben: „Ihr sollt nicht Erlaubniß haben, irgendwen zu ordiniren. Bis jetzt „haben wir gemeint, ja glauben es noch fest: zwei Verneinungen bildeten „eine Bejahung, wenn Eure Autorität nicht die Sätze alter Schriftsteller „außer Kraft setzte. Wir wollen auf Eure Absicht, nicht auf Eure Reden „antworten. Wenn Ihr ungesäumt zur Synode kommt und Euch von „den Vorwürfen reinigt, dann wollen wir unbedenklich Eurer Autorität „Folge leisten. Wenn Ihr aber (möchte es doch nicht geschehen!) ablehnt, „zu kommen und Euch von den vorgeworfenen Capital-Verbrechen zu „reinigen, zumal Euch nichts am Kommen hindert, weder Schifffahrt zur „See, noch Krankheit, noch Länge des Weges, dann verachten wir Eure „Excommunication und werden dieselbe vielmehr auf Euch zurückschieben, „weil wir solches zu thun berechtigt sind. Judas, unseres Herrn Ver-

„räther, ja Verkäufer, hatte zuvor sammt den Uebrigen von seinem „Meister die Macht zu binden und zu lösen in den Worten empfangen: „Wahrlich, sage ich euch, Alles, was ihr binden werdet auf „Erden, wird auch gebunden sein im Himmel, und was ihr „lösen werdet auf Erden, wird auch im Himmel gelös't „sein. So lange er unter seinen Mitjüngern gut war, vermochte er zu „binden und zu lösen. Nachdem ihn aber seine Geldgier zum Mörder „gemacht hatte, wollte er das Leben Aller tödten. Welchen nachher Ge„bundenen vermochte er aber zu lösen, oder welchen Gelös'ten vermochte „er zu binden, außer seine eigene Person, die er mit dem unglücklichen „Stricke erwürgte? Gegeben am 22. November."

Als die zur Ueberbringung dieses Schreibens Abgeordneten nach Tivoli kamen (wo Johann sich bisher aufgehalten), fanden sie ihn nicht. Als ein Jäger ausgerüstet, hatte er sich in Feld und Wald vertieft. Niemand wußte anzugeben, wo er sich befand. Da sie ihn nicht anzutreffen vermochten, brachten sie das Schreiben an die Pseudo-Synode zurück, die nun zum dritten Male zusammentrat. Der Kaiser sprach:

„Wir haben seine Ankunft abgewartet, um ihm in seiner Gegen„wart vorzuhalten, was er gegen uns unternommen hat. Weil wir aber „mit Gewißheit überzeugt sind, daß er nicht erscheinen wird, so begehren „wir einmal über das andere, daß Ihr anerkennen wollet, wie treulos er „gegen uns gehandelt hat. Wir thun daher Euch den Erzbischöfen, „Bischöfen, Priestern, Diaconen und der übrigen Geistlichkeit, ingleichen „den Grafen, Richtern und allem Volke hiermit kund und zu wissen, wie „derselbe Papst Johann, welcher von unsern Aufrührern, Berengar und „Adalbert, unterdrückt war, an uns eine Botschaft nach Sachsen gesendet „und gebeten hat, wir möchten um der Liebe Gottes willen, nach Italien „kommen und die Kirche des heiligen Petrus, so wie ihn selbst aus ihren „Rachen erlösen. Was wir nun unter Gottes Beistande geleistet, brauchen „wir nicht zu sagen, da Ihr Augenzeugen gewesen seid. Durch mein „Bemühen ihren Händen entrissen und in die gebührende Ehre wieder „eingesetzt, hat er den Eid und die Treue vergessen, die er mir auf den „Leib des heiligen Petrus gelobt und hat denselben Adalbert nach Rom „kommen lassen, ihn gegen mich vertheidigt, Aufruhr erregt und ist vor „den Augen unserer Krieger ein Heerführer geworden, angethan mit Helm „und Panzer. Darüber mag nun die heilige Synode entscheiden und „bestimmen."

Hierauf antworteten die römischen Priester, die übrige Geistlichkeit und das gesammte Volk:

„Eine unerhörte Wunde ist durch ein unerhörtes Werkzeug auszu„brennen. Wenn jener durch seine verderbten Sitten nur sich, nicht aber „Allen schadete, so möchte er ja wohl geduldet werden. Wie viele recht„schaffene Leute sind durch das Beispiel seines Wandels verderbt? Wir „bitten daher die Hoheit Eurer Regierung, Ihr wollet diesen Un„menschen, der durch keine Tugend seine Laster wieder gut macht, „aus der heiligen römischen Kirche ausstoßen und einen Andern an seine „Stelle setzen, der durch das Beispiel eines guten Wandels uns vorzu„stehen und zu nützen vermöge, indem er für sich recht lebt und uns zum „rechten Leben ein Vorbild gewährt."

Darauf sprach der Kaiser, dem ganz entgangen sein mußte, daß Niemanden zusteht, die Hand an den Gesalbten des Herrn zu legen:

„Mir gefällt, was ihr sprecht. Nichts würde uns angenehmer sein, „als daß ein solcher, der diesem heiligen und allgemeinen Stuhle vor„gesetzt werden möchte, gefunden werden könne."

Nach diesen Worten sprachen Alle einstimmig:

„Wir wählen Leo, den verehrungswürdigen Protoscrinarius der heiligen „römischen Kirche, einen bewährten und der höchsten Stufe des Priester„thumes würdigen Mann, zu unserm Hirten. Er sei höchster und all„gemeiner Papst der heiligen römischen Kirche, nachdem der abtrünnige „Johannes, seines ruchlosen Wandels wegen, verstoßen worden."

Nachdem Alle dieses drei Male hintereinander erklärt hatten, und der Kaiser seine Zustimmung gegeben, führte man Leo, der als Laie gar nicht wählbar gewesen, nach alter Sitte unter Lobgesängen zum Lateran, erhob ihn in der St. Peterskirche durch die heilige Consecration zum höchsten Priesterthume und versprach durch Eid Treue und Beihilfe.

Es bedarf wohl kaum der schon angedeuteten Bemerkung, daß diese in dem gewaltthätigen zehnten Jahrhundert abgehaltene Synode vor den nachmals wieder erneuerten und genauer festgestellten canonischen Formen, als zu Recht bestehend nicht erachtet werden kann. Diesen gegenüber behält Baronius Recht, wenn er sagt, er kenne keine Synode, auf welcher dem Kirchenrecht stärker entgegengehandelt, die Canones ärger übertreten, die Ueberlieferung schlimmer verletzt und zertreten und die Gerechtigkeit mit größerer Schmach unterdrückt und niedergeworfen worden.

Wie weit die beschworene Treue der Römer reiche, sollte Otto bald erfahren. Mit dem Papstthum glaubte er nun in Ordnung und entließ den größern Theil seines Heeres. Kaum hatte Johann dieses vernommen, als er durch heimliche Kundschafter die Römer aufwiegeln und ihnen die Preisgabe des Schatzes Petri und der andern Kirchen in Aussicht stellen

ließ, wenn sie sich wider den Kaiser und den Gegenpapst erheben und diese niedermachen würden. Die Römer standen wirklich auf am 3. Januar 964. Allein Otto ward mit wenigen zusammengerafften Treuen schnell der Meuterei Herr. Eine Menge von Römern wurden bei dieser Gelegenheit niedergemacht. Die Römer stellten Geißeln, baten um Frieden und schwuren auf's Neue Treue. Acht Tage darnach, am 11. Januar 964, verließ Otto Rom und gab auf Leo's Fürbitten sogar den Römern ihre Geißeln zurück. Der Kaiser suchte jetzt in den Marken von Spoleto und Camerino Adalbert auf, der sich dort aufhalten sollte. Inzwischen waren die von Berengar und seinen Anhängern besetzt gehaltenen Burgen gefallen und von Otto's Truppen eingenommen und Willa sammt Berengar zu Gefangenen gemacht. Sie wurden nach Bamberg in die Verbannung gesandt, wo sie auch (und zwar Willa als Nonne zuerst) im Jahre 966 ihr Leben beschlossen.

Während Otto verschiedene Gegenden Italiens durchzog, vertrieben die Römer schon im dritten Monate ihren neuen Papst Leo wieder, nachdem es dem abgesetzten Papste Johann, namentlich durch seine Einwirkung auf übrigens sehr unwürdige, aber vornehme römische Damen gelungen war, sich abermals einen Anhang in der treulosen Stadt zu verschaffen. Schon sechs Wochen nach Otto's Abzug erschien Johann in Rom und hielt am 19. Febr. 964 eine Synode*), auf welcher alle Beschlüsse der illegalen Ottonischen Synoden für ungültig erklärt wurden, Leo aber abgesetzt ward. Den Cardinal-Diacon Johannes und den Protoscrinarius Azo ließ Johann verstümmeln. Beide Männer waren seine Gesandten an Otto nach Deutschland gewesen. Leo war zu Otto in das Gebiet von Camerino geflohen, wo er mit ihm am 3. April 964 das Osterfest beging.

Während Otto, um Leo wieder einzusetzen, mit seinem rasch verstärkten Heere gegen Rom zog, ereilte den unwürdigen Papst ein jäher Tod in der Blüthe seiner Sünden.

Statt Johannes wählten die Römer, welche jetzt auch den vertriebenen, weil widerrechtlich erwählten Leo verschmäheten, den Cardinal-Diacon Benedict, einen sonst untadelhaften Mann, zum Papste. Die Römer sandten an Otto, der sich in Rieti befand, um dessen Zustimmung zu dieser Wahl zu erhalten. Sie erhielten die Antwort: „Nicht eher, bevor er sein Schwerdt lassen müsse, werde Otto zugeben, daß Leo des Stuhles Petri beraubt werde. Ungeachtet dieser Antwort schwuren die Römer, welche ihr altes Wahlrecht

*) Von den 16 Bischöfen der Umgegend, welche dieselbe bildeten, hatten elf selbst an Otto's Synode Theil genommen.

wieder geltend machen wollten, Benedict Treue. Obwohl dieser mit den Römern Otto geschworen, ohne dessen Willen keinen Papst zu wählen und zu weihen, nahm er die Wahl an. Theils hatte er sich von der Ungiltigkeit von Leo's uncanonischer Wahl überzeugt, theils mochte ihm die Gefahr der Verweltlichung und Abhängigkeit des Papstthums von weltlicher Macht vorschweben. Er war ein für das wahre Interesse der Kirche glühender Mann. Wie andere Geistliche, war daher auch er zu Johann zurückgekehrt und hatte die Absetzung Leo's mit beschlossen, den er, obwohl selbst Theilnehmer der Wahl, für rechtswidrig erwählt erachtete. Als er die Wahl annahm, war er von seinem guten Rechte vollkommen überzeugt und setzte sich vor, die Unabhängigkeit der Kirche und die Wahlfreiheit der Römer mit allen Kräften zu vertheidigen. Da dieselben sehr schwach waren, gehörte zu jenem Entschlusse ein wirklicher Heroismus.

Otto entbrannte hierob in heftiger Entrüstung. Er zog mit seinem Heere vor Rom, umwallte dasselbe und verlegte alle Ausgänge. Durch Krieg und Hunger zugleich bedrängte er die Stadt. Die Umgegend ward durch Brand und Plünderung verheert. Im vollen Bewußtsein seiner Papstwürde entflammte Benedict V. die Römer zum Widerstande. Er scheute keine Gefahr, stieg selbst auf die Stadtmauer und bedrohete von da herab den Kaiser und die Seinigen mit der Excommunication. Seuchen und Hunger nöthigten bereits am 23. Juni 964 die Römer zur Uebergabe ihrer Stadt und zur Auslieferung des Gegenpapstes. Wenige Tage darnach (vor dem 29. Juni) wurde in der Kirche des Lateran abermals wiederum eine illegale Synode gehalten. In seinem päpstlichen Ornate ward Benedict von denen hereingeführt, die ihn gewählt hatten. Ein Cardinal-Archidiacon mußte ihn befragen, „mit welcher Befugniß, nach welchem Ge„setze er sich des päpstlichen Schmuckes bediene, da noch sein anwesender „Herr und Papst Leo lebe, welchen er zugleich mit seinen Begleitern „nach der Anklage und Absetzung Johannes zum ersten Bischofe erwählt „habe? Ob er leugnen könne, den Eid geleistet zu haben, sammt den „übrigen Römern nie einen Papst erwählen oder ordiniren zu wollen, „ohne des Kaisers und seines Sohnes Einwilligung?

Benedict war ein geknicktes Rohr. „Habe ich gefehlt," sprach er, „so erbarmet Euch meiner!"

Otto war erschüttert. Hier stand nicht ein lasterhafter Priester, nicht ein verwegener Usurpator vor ihm. Nein! Es war ein redlicher Mann, ein würdiger Geistlicher, ein für die Unabhängigkeit der Kirche wider die Ueberwucherung von der weltlichen Macht, mit reinem Eifer kämpfender

Kirchenfürst, der aus Gewissenhaftigkeit, was man gewissenlos nannte, geworden war. Eine tragischere Situation hatte Otto noch nicht vor sich gehabt. Durch einen Thränenstrom machte sich seine lange verhaltene innere Bewegung Luft. Mit rührenden Worten bat er die Synode um Schonung. Liudprand erzählt:

„Darauf zeigte der Kaiser durch Vergießung seiner Thränen, wie „barmherzig er war und bat die Synode, wider Benedict kein Vorurtheil „walten zu lassen. Wenn er könne und wolle, so möge er auf das Ge„fragte antworten und seine Sache vertheidigen; könne, oder wolle er „nicht und erkläre er sich für schuldig, so möge man ihm aus Furcht „Gottes doch Mitleid angedeihen lassen. Nachdem er Solches vernommen, „warf Benedict sogleich sich dem Herrn Papste Leo und dem Kaiser zu „Füßen und bekannte laut, er habe gesündigt und sei ein Eindringling „auf dem himmlischen römischen Stuhle. Hierauf nahm er sich selbst das „Pallium ab und überreichte es sammt dem Bischofsstabe, den er in der „Hand hielt, dem Herrn Papste Leo*). Der Papst zerbrach den Stab „und zeigte dem Volke die Stücken. Darauf befahl er dem Benedict, „sich auf den Boden niederzusetzen. Sodann zog er ihm das Meß„gewand, welches die Planeta genannt wird, aus, und nahm ihm eben„mäßig die Stola ab. Nach dem Allen sprach er zu den Bischöfen: „„Benedict, dem Usurpator des heiligen römischen und apostolischen Sitzes, „„entziehen wir hiermit alle Ehre der Bischofs- und Priesterwürde; in „„Betracht der Barmherzigkeit des Herrn Kaisers Otto aber, durch dessen „„Bemühen wir auf den uns gebührenden Sitz wieder zurückgeführt sind, „„wollen wir ihm die Weihe des Diaconates belassen. Zu Rom darf er „„jedoch nicht weilen, sondern er soll in die ihm bestimmte **) — Ver„„bannung gehen!“

Benedict lebte in Hamburg noch längere Zeit in ehrenvoller Verbannung, erfuhr aber die Genugthuung nicht mehr, daß Otto nach Leo's Tode ihn auf den Stuhl Petri berufen lassen wollte. Besser erging es den Römern, welche Leo's und Otto's Milde zugleich erfuhren. Sie schwuren, nachdem ihnen ihre Schuld verziehen, beiden von Neuem Treue. Am letzten Tage des Juni verließ Otto mit seinem Heere Rom. Auf

*) Dieses Verhalten Benedicts, der sich für den rechtmäßig erwählten Papst ansehen durfte, ist nur durch seine Demuth erklärlich. Benedict bekannte sich, wie andere Heilige, denen Gott selbst schon auf Erden Zeugniß gegeben, aus Selbstgeringschätzung für schuldig.

**) Mitten in diesem Worte destina — — bricht Liudprands Geschichte der Thaten Otto's ab.

dem Wege nach Ober-Italien brach in dem Heere die Pest aus, welche die edelsten und mächtigsten Männer dahin raffte, die der Kaiser bei sich hatte, namentlich Heinrich, den Bischof von Trina und Gottfried, den Herzog von Lotharingen. Otto entzog sich aber nicht eher dem Heere, als bis nach fast vier Monaten die Seuche gewichen war, welche dessen Reihen entsetzlich gelichtet hatte. Nun ging er nach Ligurien und genoß die schöne Herbstzeit in Muße und Waidmannsvergnügungen. Inzwischen war auch das letzte Castell Berengar's, eine Insel im Comer-See eingenommen und Otto mit der ganzen Gewalt der italienischen Könige bekleidet. Jetzt erst war das Ziel erreicht, das ihm bei der Werbung um Adelheid's Hand, noch nicht ganz bestimmt, vorgeschwebt. Von den Grenzen der griechischen Besitzungen bis zu den Alpen gehorchte ihm Italien. Selbst die Venetianer schickten ihm im Anfange Decembers Gesandte nach Ravenna und erbaten sich die Bestätigung für die Güter ihrer Geistlichkeit, die im Königreiche Italien belegen waren.

Ein recht frohes Weihnachtsfest verlebte unter solchen Umständen Otto in Pavia. Da erreichte ihn die Kunde „wie seine beste Mutter „sich über seine so lange Abwesenheit nur gar zu sehr gräme. Darob „ergriff den guten Sohn eine so wunderbare Liebe und Sehnsucht, die „Geliebte Christi zu sehen," daß er um Neujahr aufbrach und mit Adelheid, welche zwei Töchter Berengar's unter ihre Hofdamen aufgenommen, über die Alpen nach Deutschland zog, aus dem er länger als drei Jahre entfernt gewesen war. Unter der Beute, die er heimbrachte, waren dem frommen Otto eine Anzahl von Leibern Heiliger bei Weitem das Liebste.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Mathilde stiftet in Otto's Abwesenheit ein Frauenkloster in Nordhausen. — Ihre Wundergaben.

Während Otto's langer Abwesenheit hatte seine ehrwürdige Mutter fortwährend zwischen Hoffnung und Furcht geschwebt, ob es ihrem Sohne in Welschland wohl oder übel gehe. Viel zu spärlich liefen ihr die Nachrichten, welche bald für das Eine, bald für das Andere lauteten, ein. Die Muttersorgen waren ihre vorherrschende Empfindung. In die Liebe, welche sie Heinrich nicht mehr auf Erden zuwenden konnte, hatten sich

Otto und Bruno getheilt. Doch war Otto, als der Entferntere und in Fährlichkeiten verwickelte, wegen der größern Angst, die er ihr machte, jetzt der vorgezogene. Für sein Wohlergehen ließ sie unzählbare Gebete emporsteigen zum Throne Gottes. Zahllose Messen ließ sie lesen für sein irdisches und ewiges Heil, sowie für seine wohlbehaltene Heimkehr. Ihre Almosen spendete sie hauptsächlich für Otto. In dem ihr anvertrauten Enkel liebte und herzte sie den abwesenden Vater.

Einer der Orte, an welchen sich Mathilde während Otto's langer Abwesenheit aus Deutschland vorzugsweis gern aufhielt, war die Pfalz zu Nordhausen. Auf einer kleinen Anhöhe, in anmuthiger Umgebung belegen, bot dieser Palast eine liebliche Rundschau dar. Beeinträchtigt war diese damals noch nicht durch den Duft des „reinen Nordhäusers," in den Hunderte von Blasen täglich Tausende von Scheffeln schönen Korns verderben. Auch hatte ein damaliger Bewohner der königlichen Pfalz weder von der Witterung der 3000 Schweine, die jährlich in Nordhausen gemästet werden, noch von der Oelkuchen-Athmosphäre zu leiden, welche jetzt die Stadt umgiebt. Merkwürdig ist, daß Mathilden's beide Lieblingsstädte, Quedlinburg und Nordhausen, so wenig Heiligengeruch behalten haben. Eine Stadt war Northusen damals ohne Zweifel schon, wenn auch die prahlerische Inschrift des jetzt am Töpferthore eingemauerten Steines, den die Nordhäuser unter ihre sieben Wunder rechnen*): „Anno Domini 410 Theodosius secundus, nobilissimus Hispanus Romanorum Imperator anno imperii sui quarto hanc urbem fundavit libertatibus armisque imperialibus ditavit. hilf. got. maria. berat." sich längst als ein ungeschicktes Machwerk erwiesen hat, dessen Anfertigung ganze Tausend Jahre später angenommen werden muß, als das Ereigniß, das dadurch bewiesen werden soll. Allerdings lautet die Sage, daß Nordhausen von einem Könige Merwig gebauet worden. Doch ist hierunter wohl schwerlich der fränkische Merowäus verstanden, sondern wie aus dem Beisatze: Thuringorum zu Rex erhellt, ein von jenem ver-

*) Curia, Rolandus, Saxum, Ballista, Canalis, Fons, Ales sunt Nordhusae miracula septem.

Wie das Rathhaus unter die Wunder kam, ist selbst ein Wunder. Vor den vielen andern Rolanden, die norddeutsche Städte aufzuweisen haben, sticht der Nordhäusische keineswegs wunderbar hervor. Der Stein mag eher für ein Wunder gelten, da er etwas höchst Unglaubliches bezeugt. Die große Feldschlange ist nicht mehr. Am Canale ist auch nicht viel zu sehen und Brunnen und Adler sind nichts weniger, als dazu angethan, zur Verletzung der horazischen Maximen Nil admirari zu verführen.

schiedener mythischer thüringischer König, der im vierten Jahrhundert gelebt, und die Städte Erfurt und Nordhausen erbauet haben soll. Kein besserer Zeuge, als jener Stein, ist die alte Linde auf dem Geiersberge, über dem westlichen Theile der jetzigen Stadt, für deren Alter. Denn, wer kann beweisen, ob der Namen dieser Linde der richtige ist und ob er alt, ja so alt, als die Linde selbst ist, welche noch keine vierzehn Jahrhunderte alt sein kann? Sicher dagegen ist, daß Northusen als Ort bereits unter Ludwig dem Deutschen 874 genannt worden und daß die Umgegend den alten Helmegau bildete.

Dieser Gau nun war eine gar liebliche Gegend, deren Anblick zum Verweilen einlud. Alle Reize derselben ließen sich von der Pfalz übersehen. Die Lage derselben auf hügeligem Terrain, ringsum blühende und anmuthige Thäler und am Eingange der berühmten goldenen Aue, war schon an sich bezaubernd. Der im Mittelalter von einer Palästinafahrt heimkehrende Graf Bothe von Stolberg sprach: „Ich lasse Jedem das gelobte Land und lobe mir die goldene Aue!“ Traut schlängelt sich die Sorge, welcher der Mühlgraben damals das Wasser noch nicht entzog, vom Kohnstein kommend, im Bogen um die Stadt, von welcher sie trotz ihres behenden Schrittes nicht zu schnell sich entfernt. Auf ihren niedrigen Ufern wanderten von jeher zahlreiche Heerden von Gänsen. In jenen Zeiten der Unschuld wateten sie noch sorglos an den Ufern umher, unbekümmert darum, wie Doctor Luther viele Millionen ihrer Nachkommen unglücklich machen sollte, die ihm zu Ehren nun schon länger, als dreihundert Jahre lang, zu den Martinsabenden in Nordhausen geschlachtet und verspeist werden. Schaute aber Mathilde dem Laufe der Sorge entgegen, so zeigten ihr die nächsten Höhen ein prächtiges Panorama, den südlichen Abhang des Harzes, auf dessen anderer Seite das geliebte Quedlinburg mit ihres tief betrauerten Gemahles Gruft belegen, sowie die Hainleite mit den vorgelagerten Zügen. Die Pfalz gewährte ihr den Blick von der Bergpforte des Eichsfeldes bis zum fabelreichen Kyffhäuser. Bot ihr so ihr Wittwensitz nach allen Seiten hin lockende Aussichten, so war dies Vergnügen doch mehr eine Erscheinung der Natur.

Weit anziehender noch mußte Mathilden Nordhausen durch Ereignisse aus ihrem Leben geworden sein. Sie hatte zweimal, und das spricht schon ihre Vorliebe für diesen Ort aus, in Nordhausen ihr Wochenbett gehalten. Hier gebar sie Gerberge, die nachmalige Wittwe des Herzogs Giselbert von Lotharingen und spätere Gemahlin des französischen Königs Ludwig IV. (Outremer). Hier gebar sie ferner um 915 ihren theuern

Heinrich, in dem sie des Vaters Ebenbild liebte. Die Anhänglichkeit an das ihr liebe Nordhausen wollte sie eben so wenig unbezeugt lassen, als ihre Vorliebe für andere Orte, wo sie gern weilte.

Nachdem sie, wie wir gesehen, zu Quedlinburg ein Frauenstift und in Pölde ein Mönchskloster errichtet, stiftete sie endlich ein Nonnenkloster *) zu Nordhausen, um die Zeit, als ihr Sohn Otto zu Rom die Kaiserkrone empfing. Im Namen des jungen Königs, den sie bei sich hatte, wurde die neue Stiftung seiner Großmutter bestätigt **). Es ist möglich, daß die Schenkungsurkunde desselben für das neue Kloster, welche 962 zu Nordhausen ausgestellt sein soll, der königlichen Bestätigung sogleich folgte, wenn sie nicht die Bestätigung sogleich mit enthielt. Die ältere Vita Mathildis berichtet dieses Ereigniß, das sie mit den Gebeten, die Mathilde für den abwesenden Otto verrichtete, in Verbindung bringt, mit den Worten: „Und wie sie erwog, durch welches außerordentliche „Opfer sie den obersten Kriegshelden dem Sohne gewinnen möchte, reifte „in der Tiefe ihrer Seele dieser Entschluß: Sie stiftete mit Billigung

*) Nach einer Urkunde von 1016 war dies Kloster gestiftet zur Ehre der Mutter Gottes, Johannes des Täufers und des Märtyrers Eustachius. Dafür setzt eine Urkunde vom Jahr 1157 die Mutter Gottes, das heilige Kreuz und den Märtyrer Eustachius. Der Annalista Saxo aber (Pertz. Mon. Script. VI. S. 621) nennt nur sanctae Mariae Dei genetrici et Sanctae Crucis in Northusen; der chronograph. Saxo (Leibnit. Access. histor. S. 176) dagegen giebt nur die Mutter Gottes als die, welcher das Kloster gewidmet worden, an.

**) Solche Bestätigungen durch den jungen Kaiser benutzt der Quedlinburger Historicus Voigt als gewünschten Anlaß zu Ausfällen auf den Clerus: »Wenn »man sonst,« sagt er, »keine Beweise in den Händen hätte, daß die Geistlichkeit »durch List und Ränke dem Geschlechte der Ottonen die besten Länder abge»nommen und selbst die niedrigsten Mittel nicht unversucht gelassen habe, eine »despotische Gewalt über die Gemüther der Fürsten zu erlangen; so würde dieser »Vorfall allein dazu hinreichend sein. Nicht genug, daß die Clerisei sich der »Schwäche Mathildens bediente, durch dieselbe ein Stück Landes nach dem »andern dem Kaiser abzulisten; bediente sie sich auch noch des unedeln Kunst»griffes, ein Kind von sechs Jahren in ihr Interesse zu ziehen und denselben »den Anfang seiner Regierung mit einer Schenkung an ein Kloster machen zu »lassen. Selbst die wildesten Völker schämen sich, die Handlung eines Kindes »für verbindlich anzusehen, weil sich die gesunde Vernunft nur allzusehr dagegen »empört. Aber die christliche Geistlichkeit schämte sich nicht, wider den klaren »Inhalt der deutschen und römischen Gesetze und wider das Gefühl der gesunden »Vernunft von einem sechsjährigen Kinde Geschenke anzunehmen.« Wahrlich, wenn man so etwas liest, wird es schwer, sich des Ausrufes zu enthalten: Unvernunft, dein Name ist Voigt!

„ihres Enkels, des jüngeren Otto, in Nordhausen ein Kloster, in welchem „sie eine Schwesterschaar zu ihrem und der Ihrigen Seelen- und Körper„heil vereinigte. Von Grund auf begann sie den Bau und so lange sie „hienieden weilte, ließ sie ihm stets die mütterlichste Sorgfalt angedeihen „und gewährte Alles, was seiner Förderung ersprießlich schien.“

Die jüngere Vita dagegen meldet etwas abweichend: „Damals bauete „sie auch in der Stadt Nordhausen ein Kloster, unter Zustimmung ihres „kleinen Enkels Otto, für das Seelenheil des Königs Heinrich und ihres „theuersten Sohnes, den sie nach dem Vater genannt und in der nämlichen „Stadt geboren hatte. Sie hatte darin ein Häuflein *) Nonnen ver„sammelt.“

Das neue Kloster erhielt seine Stelle neben der königlichen Pfalz oder Burg, welche wahrscheinlich damals in der Gegend über der jetzigen Wassertreppe belegen gewesen. Der noch heute sogenannte Königshof im Altendorfe war wohl nur das Gehöft, die curtis oder villa regia, das Nordhäusische Familiengut des sächsischen Hauses, mit welchem die Einkünfte verbunden waren. Die Namen der Finkenburg, so heißt die untere Ecke der Bäckerstraße über jener Treppe, des Kaiserstuhles (ein fester Thurm an der innern Stadtmauer bei derselben Treppe) und der nahen Kaisermühle dienen zur Bestimmung der Lage der kaiserlichen Burg, sowie auch die vom Königshofe dahinführende Ritter- und Pfaffenstraße bezeichnende Namen haben.

Nachdem Mathilde ein langes, nur Gott geweihetes Leben geführt, nachdem sie durch eine, alle ihre Lebensgebiete durchdringende, unabläßige und gründliche Ascese ihr Wesen gereinigt und sie so immer mehr von dem göttlichen Geiste in sich aufgenommen und den ihrigen demselben ähnlich gemacht hatte, bezeugten sich an ihr auch die Wirkungen und Erscheinungen, zu welchen eine solche Ascese bei heiligen Personen den Grund legt und welche oft so höchst wunderbar sind.

In einem ganz besondern Grade scheint ihr die Gabe der Thränen zu Theil geworden zu sein, welche sich bei ihr eben so wohl im Beweinen

---

*) Turmulam nicht tria Millia (3000), wie Mabillon in seinen Benedictiner-Annalen im 66. Buche, III. Band der Pariser Ausgabe S. 591 annimmt und in Leibnizens Abdrucke der Vita durch einen lächerlichen Schreib- oder Druckfehler zu lesen, wonach auch in deutschen Nachbildungen drei Tausend Jungfrauen paradiren.

der eigenen Unvollkommenheit, wie im Schmerze bei Betrachtung der Leiden, das von ihr Geliebte erdulden mußten, sich äußerte. Anfangs hatte sie wohl auch um irdisches Weh geweint. Mit der Zeit aber erkannte sie immer deutlicher, daß ihre Thränen Gotte gehörten und es sich nicht zieme, dieselben um andere, als auf ihn bezügliche Dinge zu vergießen. Nicht unwahrscheinlich würde auch sie, wenn sie Jemand um nichtsnütziger und unwürdiger Dinge willen hätte weinen sehen, wie die selige Rosa von Lima zu ihrer Mutter eifernd haben sagen können: „Ha! „was nimmst du vor! Du verschwendest einen Schatz, der allein Gottes „Schatzkammer angehört; denn einzig Gott gebührt diese kostbare Flüssig„keit zur Abwaschung unserer Sünden."

Eine Vorgängerin dieser Rosa war Mathilde auch in ihrer Liebe zu den Thieren, ihren Mitgeschöpfen. Sie gab sich dieser liebenden Empfindung hin ohne sich von der Besorgniß abhalten zu lassen, daß ein protestantischer Gottesgelehrter des 19. Jahrhunderts dergleichen, „als in verzerrten Zügen erscheinende Liebe zu den Thieren und überhaupt zur niedern Creatur" brandmarken möchte. Sie hatte mit ihnen als Gottes Creaturen einen Freundschaftsbund geschlossen und war eben so mildthätig gegen sie, wie gegen ihren Mitmenschen. Ihrer fürsorgenden Veranstaltungen für den Hahn und die kleinen Singvögel ist bereits gedacht. Ihrer treuen und liebevollen Beobachtung war es nicht entgangen, wie das Thierreich ein dunkles Sehnen durchwebt, wodurch es in die Nähe und zum Umgange des Menschen hingetrieben wird, ein Rest der alten Unterthänigkeit, worin die Natur sich zum Menschen fühlt. Es ist, als wenn die Thierwelt im Menschen das verdüsterte Licht witterte, an dessen Scheine sie sich einst im Paradiese freute, die Sonne, in deren Wärme ihr einst wohl war und wie durch die Menschheit, welche auch über sie den Fluch herabzog, ihr die Abnahme desselben wieder vermittelt worden. Besondere Anziehungskraft üben auf die Thierwelt heilige Personen. Zahllos sind die Beispiele des vertraulichen Anschmiegens der Thiere an höhere Menschen, die denn auch jenen in der Macht dessen, der sie beide ins Dasein gerufen, geboten. Den Diesseits-Menschen und atheistischen Naturforschern dünken solche Erscheinungen, wenn sie im Leben eines Heiligen berichtet werden, lächerliche Legenden, weil ihnen die Macht einer in Gott erstarkten Willenskraft, welche, wie Paulus (Hebr. XI., 33) im Hinblick auf Samson, David, Daniel bezeugt, der Löwen Rachen verstopft, eine Unbegreiflichkeit ist. Wem dieses aber begreiflich ist, der wird folgende in Quedlinburg vorgefallene Geschichte, für wahr annehmen können, welche die jüngern Vita also erzählt:

„Die heilige Gebieterin pflegte täglich zur Messe Brodt und Wein „zum Heil und Frommen der ganzen heiligen Kirche zu opfern. Eines „Tages war nach beendeter Messe ein goldenes Krüglein unversehens ver„loren gegangen, in welchem die Heilige Gottes den Wein zum Opfer „dargebracht hatte. Richburg, ihre Kammerfrau, und andre ihrer Dienerinnen, „suchten es, von gar großer Furcht geängstet, überall und vermochten das „Krüglein nicht zu finden. Als am folgenden Tage die Messe gesungen „werden sollte, verlangte die Dienerin Christi das gewöhnliche Krüglein „von der genannten Klosterfrau. Hocherröthend antwortete diese, dasselbe „müsse gestohlen sein. Nach der Messe trat die Königin in einiger Erregung „aus der Kirche. Da kam ihr sogleich eine junge Hirschkuh entgegen, „welche zahm in den Mauern des Klosters gehalten wurde. Als die „Königin solche erblickte, rief sie dieselbe mit schmeichelndem Winke zu „sich und beschwor sie beim Namen Christi, sie sollte das Gefäß, so sie „verschlungen, wieder hergeben. Das Thier gehorsamte der Kraft der „Gebietenden und spie schneller wie das Wort, das Krüglein aus, indem „es mit Recht dem Gebote derselben gehorchte *).“

So erscheinen die Heiligen oft noch im sterblichen Leibe als wiederhergestellte Menschen, und üben ihr Machtgebot über die Creatur, wie Adam vor seinem Falle. Die ältere Vita hat daher nicht Unrecht, wenn sie von Mathildens selbstloser, tugendreicher Thätigkeit Anlaß nimmt zu sagen: „Unter solch glückseligem Wirken erhöhte die göttliche Gnade sie „so weit, daß sie selbst in der Wunderthaten Lichte durch des Herrn „Walten strahlte.“ Die neuere Vita aber drückt diesen Gedanken unter Anschluß einer Wundererzählung also aus:

„Aber die Güte des allmächtigen Gottes, welche das Verdienst der „verehrungswürdigen Königin nicht länger verborgen bleiben lassen wollte,

---

*) In der ältern Vita, welche die Scene ebenfalls nach Quedlinburg verlegt, ist die Geschichte also erzählt: »Während sie voll Andacht einst in der »Kirche dem Gottesdienste beiwohnte, erfaßte eine im Kloster zahm gemachte »Hirschkuh ein Krüglein, das, wie in Klöstern bräuchlich, als Weingefäß diente, »und verschluckte dasselbe. Umsonst versuchten die erschreckten Anwesenden von »dem Thiere durch Schlagen, Drohen, Händeklatschen den Raub wieder zu er»langen. Da hielt die gottselige Königin ihre Hand an des Thieres Mund und »sprach mit sanfter Stimme: »»Gieb her, uns gehört, was du genommen.«« »Und kaum war dies gesagt, als die Hirschkuh das verschluckte Gefäß wieder von »sich gab. Wer möchte Zweifel hegen, daß durch ihr Verdienst der höchste »Regierer den thierischen Sinn menschlich umgewandelt? Sehr Vieles aber wirkte »noch der Herr in ihr, das wunderbar erscheinen würde, könnte es in allen »Einzelheiten verzeichnet werden.«

„wirkte Wunder durch dieselbe, damit Allen augenscheinlich offenbar würde, „wie sehr ihr das Leben der Folgsamen gefalle. Denn, als sie einmal „zu Quedlinburg den Jahresgedächtnißtag des Königs Heinrich mit großer „Feierlichkeit, wie sie es immer gewohnt gewesen war, beging, strömte „eine solche Menge von Armen zusammen, daß dieselbe gar nicht zu „zählen war. Ueber ihre Ankunft höchst erfreut, gebot die Königin, es „solle ein Theil oben auf dem Gipfel des Berges, der andere aber unten „im Thale sich lagern. Sie selbst bediente die, welche auf dem Berge „gespeis't wurden, die Andern empfahl sie den Speisevertheilern. Nach„dem sie alle aus der königlichen Küche gekommenen Speisen vertheilt, „und mit weit geöffneter Hand alles Nothwendige reichlich gespendet „hatte, so war doch denen im Thale noch kein Festbrodt zu Theil ge„worden. Sie stand gerade auf des Berges Gipfel, ergriff hurtig ein „Brodt, machte sofort das Kreuzeszeichen darüber, rief den Namen Christi „an und warf es aus der Höhe hernieder. Das Brodt sprang von „einer Stelle zur andern abwärts über Felsen und dichte Zäune und fiel „gerade dem Armen in den Schooß, dem sie es zu geben beabsichtigt „hatte. Das geschah vor einer sehr großen Menge anwesenden Volkes, „welches Zeugen dieses Wunders war. Hierauf dankte die glückseligste „Königin Christo, durch dessen Gnade und Kraft, dieses, wie sie erkannte, „sich begeben hatte."

Wie zu andern Zuständen, so gelangte Mathilde durch ihr heiliges und ascetisches Leben auch zu der Gabe des Fernsehens im Raume und des Vorschauens in der Zeit, die gleichfalls partielle Wiederherstellungen des ursprünglichen, nach dem Sündenfalle verlorenen Zustandes sind, oder als Anticipation des Zustandes der Seele aufgefaßt werden können, in welchem sich dieselbe befinden muß, wenn sie von der materiellen Leiblichkeit gesondert sein wird und die wiederum ein Abglanz der Ebenbildlichkeit Gottes ist, dem Alles gegenwärtig ist und der Alles weiß. Denn das Ferngesicht und die Prophetengabe sind eine Art endlicher, beschränkter und modificirter Allgegenwart und Allwissenheit, oder ein Analogon dieser Eigenschaften Gottes unter den Menschen. Wie sich diese Gabe Mathildens bereits bei der Krankheit und dem Tode ihres Sohnes Heinrich geäußert, ist schon oben erzählt und wie sie wieder bei der Krankheit und dem Tode ihres Enkels Heinrich hervortrat, wird weiter unten gezeigt werden. Auch bei der Nachricht von der Geburt ihres Enkels Otto, äußerte sich dieses Schauen in die Zukunft:

„Hierüber hatte aber," so erzählt die ältere Vita, „die selige Mathilde „mit prophetischem Geiste geweissagt. So oft nämlich ein königlicher

„Sprößling zur Welt kam und ihr davon Kunde ward, pflegte sie nur: „„Gott sei Dank!“ zu sagen. Als sie jedoch die Geburt dieses „Knaben aus des Boten Munde vernommen, beugte sie ihre Knie zur „Erde, rief die Gott dienende Schaar zusammen, ließ Lobgesänge an= „stimmen, die Kirchenglocken läuten, empfahl den Neugeborenen dem „himmlischen Könige, und indem sie ihm ein beglücktes Leben wünschte, „sprach sie: dieser wird einst, an Ruhm die Andern überstrahlend, uns „Eltern eine Zierde gewähren.“

Eine ähnliche Prophezeihung rücksichtlich ihres Enkels Heinrich meldet die jüngere Vita in folgenden Worten:

„Diejenige, welche in Wunderwirksamkeit glänzte, entbehrte auch die „Gabe der Weissagung nicht. Als die königliche Familie einstmals in „Frohse *) sich zusammengefunden, erschienen auch die königlichen Knaben, „die Söhne ihrer Söhne, der junge Otto, Kaiser Otto's Sohn und „Heinrich, des Bayern=Herzogs Heinrich Kind. Und wie die verehrungs= „würdige Königin diesen vor allen ihren übrigen Kindern geliebt hatte, „so zog sie auch seinen Sohn Heinrich, ihren kleinen Enkel, den andern „Enkeln mit ihrer Zuneigung vor. Indem nun die ehrwürdige Mathilde „zum Mahle an der königlichen Tafel saß und neben ihr die Königin „Adelheid, standen die Knaben vor ihnen und ergötzten sich am kindlichen „Spiele. Da trat Heinrich, welcher der Heiligen Gottes der liebere „war, der Tafel näher, blickte liebevoll die herrliche Großmutter an, neigte „sich traulich auf ihren Schooß, als begehrte er einen Kuß von ihr. Da „hob ihn die verehrungswürdige Königin erfreut auf, umfing ihn mit „ihren Armen und sprach also: „O Herr, allmächtiger Gott, Dank und „„Preis spenden wir dir für deine Liebe, daß du uns diesen Enkel ge=

*) Alle bisherigen Geschichtschreiber verstehen hier Frohse zwischen Magde= burg und Schönebeck. Ich glaube aber, es ist hier Frohse am damaligen Aschers= lebener See, jetzt im Anhaltischen, gemeint. Denn hier befand sich ein mit dem Gernrodischen vereinigtes Frauenstift. Bei der Stiftung des Gernroder war auch Mathilde mit thätig, obwohl der tapfere Gero, der dort auch seine Ruhe= stätte gefunden, als der Hauptstifter erscheint. Zur Aebtissin hatte Gero Mathildens Nichte, Hedwig, die noch nicht zwanzigjährige Wittwe seines Sohnes Siegfrid eingesetzt. Gernrode und Frohse liegen nicht weit von Quedlinburg. Mathilde liebte aber an solchen heiligen Orten mit den Ihrigen sich zusammen= zufinden. Für Frohse an der Elbe aber spricht gar kein äußerer und innerer Grund als der Name. Dabei mag jedoch nicht unerwähnt bleiben, wie unter den von Otto I., dem Stifte Quedlinburg, mittelst Urkunde vom Jahre 937 ge= machten Vergabungen sich auch 15 slawische Familien in Vrasó, d. h. Frohse an der Elbe befinden.

„„sund erhalten, dessen Vater des Todes düsterer Tag hinweggenommen. „„Dank dir, daß du unsern Namen aus unserer Familie nicht hast ver„„tilgen wollen. Wir bitten dich, bewahre diesen, so lange du uns im „„sterblichen Leben belassen willst, damit er unsern liebenswürdigen Sohn „„Heinrich, wenigstens im Namen und Anrufen ersetze.“

„Darauf sprach die verehrungswürdige Königin Adelheid also: „Wie „„erfreulich ist dieses Knaben Erscheinung, und wie stattlich anzuschauen „„sein Antlitz! Wo wird eine Jungfrau sich finden, seiner würdig an „„Gestalt und Geist? Wir haben ein Töchterchen, Namens Emma *), „„diese wollen wir für ihn aufheben, wenn es Gott und Euch gefällt, „„daß er, ein erwünschter Eidam, mit uns in Verbindung trete.“

„Hierauf schwieg die Dienerin Christi. Lange zögerte sie mit der „Antwort. Dann seufzte sie lange und entgegnete diese Worte: „Fern „„sei, daß von unserer Seite Euch etwas so Trauriges begegne; Eurer „„Tochter frommt es mit einem glücklichern Gemahle sich zu verbinden. „„Nur damals und so lange war dieser Name eine Zierde, als unser „„Herr Heinrich lebte; seitdem er aber auf seine Nachkommen über„„gegangen, hat es ihm nimmer an Mißgeschick gefehlt **). Was soll „„ich von den Nöthen und Trübsalen sprechen, die sein Vater zu erdulden „„hatte? Noch stehet es im göttlichen Rathschlusse, was diesem begegnen „„soll. Wir hoffen aber, daß dieser Namen in unserm Geschlechte nicht „„ausgehe, bevor aus dieses Knäbleins Samen ein Enkelchen entsproßt, „„das zur königlichen Würde erhöhet wird.“

„Wer aber möchte zweifeln, daß der auserwählten Dienerin Christi „Weissagung, in dem christlichsten Könige Heinrich ***) jetzt erfüllt worden,

---

*) Sie heirathete im Jahre 966 den König Lothar von Frankreich, und war die einzige Tochter Adelheids aus ihrer ersten Ehe.

**) Dies stimmt mit Thietmars von Merseburg Aeußerung (I., 14) überein, welcher von Otto's und seines Sohnes Regierung bezeugt: »Viele aber bestätigen, »daß unter diesen Fürsten und seinem Sohne häufige Bewegungen entstanden »und wenig Sicherheit und Ruhe herrschte. In den Tagen aber, in denen der »junge Heinrich, der als Herzog der Dritte, in die Reiche der Scepterträger »aber der Zweite seines Namens ist, zu regieren anfing, ist die Wucherpflanze »der Bosheit verdorrt und des holden Friedens lachende Blüthe hell her»vorgetreten.«

***) Kaiser Heinrich II der Heilige, welchem der Verfasser der jüngern Vita dieselbe zugeeignet hat, wie die ältere Otto II. dedicirt ist. Die jüngere ist natürlich mehr Heinricisch, die ältere bis auf den Umstand, daß sie Otto I. einen ungesetzlichen Erwerb seiner Krone zum Vorwurfe macht, mehr Ottonisch gehalten. Deshalb nennt Jaffé beide »Productionen höfischer Historiographie«, wobei mir

„der sonder Gewalt und Waffen die Höhe des Regiments erstieg und in „friedlicher Ruhe jetzt die ehrenreiche Würde inne hat? O, mit Recht zu „preisender König Heinrich, rufe wieder und wieder die Weissagung der „trefflichen Königin vor dein Gedächtniß und erkenne, wie du den Thron „einer so hohen Würde durch ihre Vermittelung, durch ihr Verdienst er„stiegen hast. Der allmächtige Herr Gott, der dich erwählt und ohne „Gewaltthätigkeit der Ehre Gipfel dir verliehen, verleihe dir seines „Segens Fülle und kröne dich mit der Krone der Gerechtigkeit, er mache „dich lieblich den Guten und schrecklich den Bösen, auf daß du diejenigen, „welche nach Gerechtigkeit streben, mit der Milde Sanftmuth kräftigst, die „Irrenden aber durch der Gerechtigkeit Strenge schrecken mögest: des „Herrn Engel schreite dir allezeit vorauf, begleite dich und folge dir. Er „möge alle deine Schritte lenken und alle deine Feinde unter deinen „Füßen zermalmen, auf daß du zum Frommen der heiligen Kirche noch „lange Zeit lebest und nochmals empfangest das Leben ohne Ende. Der „Verfasser dieser Rede würde nicht unterlassen, dir, glorwürdiger König, „mehr des ewigen Glückes und des irdischen Erfolges zu wünschen, wenn „solches nicht von übel Wollenden mehr tadelnswerther Schmeichelei, als „wahrhafter Liebe zugeschrieben werden würde. Noch sehr vieles Löb„liche bleibt über dich zu sagen übrig; allein das soll übergangen bleiben, „um der Mißfallenden Mund zu schließen.“

---

nicht genugsam erwogen scheint, daß ja jeder Historiker aus dem politischen Standpunkt betrachtet und schreibt, auf welchem er sich befindet. Eine mehr boshafte als wahre Bemerkung Jaffé's ist es aber, wenn er zu den beiden oben mitgetheilten Prophezeihungen sich also äußert: »Recht ergötzlich und belehrend »zugleich, ist es wahrzunehmen, wie die angebliche Seherkraft Mathildens der »Parteistellung jedes der beiden Geschichtschreiber dienen muß. Der ältere be»richtet seinem Herrn und Kaiser Otto, bei dessen Geburt habe Mathilde seine »Thronbesteigung vorhergesagt. Der jüngere Historiker weiß Kern und Behuf »dieser Prophezeihung sehr wohl zu würdigen. Er streicht sie weg und legt dafür »eine Scene ein, in welcher Mathilde so unzart ist, der Kaiserin Adelheid, der »Gemahlin Otto's I. in's Gesicht zu offenbaren, daß dereinst ein Enkel ihres »Heinrich die Krone tragen werde.« Ton und Farbe dieser Bemerkung beweisen, wie sehr derjenige, der sie machte, den Grundsätzen jener Geschichtsbaumeister zugethan ist, welche durch eine tendenziöse, glaubenslose Auffassung der Vergangenheit, der Geschichte Gewalt anthun, die Vorzeit entchristlichen, die Thatsachen in ein falsches Licht stellen und verwirrend auf das Urtheil der Gegenwart einwirken. Das Uebelste ist, daß sie von den alten ehrlichen Geschichtsschreibern des Mittelalters sich einbilden, dieselben hätten in gleicher Art wie sie, Geschichte gemacht. Um den Ton der sogenannten höfischen Production kennen zu lernen, habe ich die Apostrophe an Heinrich II. oben mit aufgenommen.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Des Markgrafen Gero letzte Zeiten und Tod. — Letzte Familienzusammenkunft Mathildens mit ihren Kindern und Enkeln zu Cöln. — Erzbischof Bruno stirbt. — Mathildens Enkelin, Aebtissin von Quedlinburg. — Otto's Abschied von seiner Mutter in Nordhausen.

Nachdem Kaiser Otto auf seiner Heimkehr aus Italien am 13. Januar 965 zu Chur eingetroffen, zog er den Rhein hinab. Ueberall wurde er von den Fürsten und seinen hohen Anverwandten empfangen. Alles kam dem ruhmvollen Kaiser entgegen. Auf der Grenze von Franken und Alemannien kamen ihm bei Heimsheim (zwischen Stuttgart und Pforzheim), wie der Fortsetzer von Reginos Chronik meldet, seine Söhne Otto und Wilhelm entgegen, die er mit hoher Freude an sein Herz drückte. Nach der jüngern Vita führte ihm seine Mutter den Knaben Otto zu, „den er ihr bei seinem Abzuge nach Rom anvertraut hatte.“ Mit ihm brachte sie zugleich ihren Enkel Heinrich dem Oheime entgegen. Mathilde muß ihn dann aber wieder verlassen haben. Wie weiter unten ersichtlich, kam sie nach Cöln erst, nachdem alle ihre Abkömmlinge dort bereits versammelt waren. Zu Worms, wo er am 2. Februar Mariä Lichtmeß feierte, traf er zu seinem unbeschreiblichen Vergnügen mit seinem ihm dahin entgegengekommenen Bruder Bruno zusammen, der mit ihm die Fastenzeit über in Franken verweilte und in Ingelheim ein fröhliches Ostern mit ihm (am 26. März) feierte. Otto besuchte von Ingelheim aus Frankfurt, Wiesbaden und die Pfalz Heerstein, worauf er von Ingelheim zu Schiffe den Rhein hinabfuhr gen Cöln.

Auf dieser Reise ereilte Otto'n die Nachricht vom Tode seines alten treuen Gero. Dieser hatte während des Kaisers Abwesenheit in Italien treu des Reiches Grenze gegen Norden und Osten gehütet. Des Sachsen-Herzogs Hermann Neffe, der tapfere aber unruhige Wichmann, hatte zwar 958 einen schweren Eid geleistet, gegen König und Reich nichts unternehmen zu wollen und Gero dafür Bürgschaft geleistet. Als aber Otto lange in Italien verweilte, glaubte Wichmann mit Erfolg Etwas unternehmen zu können. Er ging zum Dänenkönige Harald, um, mit diesem verbündet, das Reich von Neuem mit Krieg zu überziehen, das jetzt des königlichen Schutzes entbehrte. Harald wollte von einer solchen

Verbindung nichts wissen. Er antwortete: nur dann werde er Wichmann trauen, wenn dieser seinen Oheim, den Herzog, oder einen andern vornehmen Sachsen ermordet haben würde. „Da aber," sagt Widukind, „Wichmann's niederträchtige Gesinnungen von einem Kaufmanne verrathen worden, so wurden einige von seinen Gefährten gefangen und „vom Herzoge (Hermann) als Reichsverräther mit dem Strange hin„gerichtet. Wichmann und sein Bruder (Eckbert) aber entflohen." Nach diesem Eidbruche wollte Gero die versprochene Bürgschaft für Wichmann nicht weiter leisten. „Er lieferte daher denselben an die Slawen aus. „Wichmann wurde freundschaftlich von diesen aufgenommen und wendete „nun seine Tapferkeit gegen noch entferntere Barbaren (die Lachen), welche „er durch häufige Schlachten aufrieb." Dann ging Wichmann zu den Waarern (Wagriern) einen, den Abodriten benachbarten Wendenstamme. Als diesen sein Oheim gezüchtigt, entwich der unruhige Wichmann nach Osten und hetzte den Slawenstamm, welche Vulcini hießen, zu feindseligem Betragen gegen Misico (Micczislaw) den Polenherzog, einen Freund des Kaisers. Er brachte diesen in große Bedrängniß, verlor aber selbst auf diesem Feldzuge das Leben. Inzwischen aber hatten auch die Lausitzer, ein anderer Wendenstamm, durch die Siege ihrer nördlichen von Wichmann geführten Landsleute wahrscheinlich ermuntert, wider Gero sich empört. Noch einmal mußte der alte Markgraf sein Schwerdt ziehen. Eine große Schlacht lieferte er dem Feinde. Diese kostete ihm seinen geliebten Neffen Siegfrid, den er nach seiner eigenen Söhne frühen Tode, als Sohn gehalten. Allein sein Sieg war so vollständig, daß er ungehindert bis an die Oder vordrang, wo er an den Grenzen der Polen stand, die eben von den, durch Wichmann aufgeregten Wenden bedrängt wurden. Die Polen warfen sich ihm in die Arme und so machte er dieses Volk seinem Kaiser bis zur Warthe tributpflichtig.

Mit diesem ruhmreichen Zuge beschloß Gero seine Heldenlaufbahn. Noch in demselben Jahre (963) begab er sich nach Einholung der kaiserlichen Erlaubniß, als schlichter Pilger nach Rom. Ohne Zweifel hat er sich mit seinem Herrn und Kaiser, der damals in Italien weilte, gesehen und ihm über den Stand seiner Ostmark Bericht erstattet. Das wird dann auch seine letzte amtliche Handlung gewesen sein. In Rom legte er auf dem Altare des heiligen Petrus seine siegreichen Waffen nieder und weihete an des Apostelfürsten Grabe sich und sein ganzes Eigenthum Gott und den Aposteln Petrus und Paulus, wofür er den Arm des heiligen Cyriacus empfing. Seine Habe wandte er dem von ihm gestifteten Kloster Gernrode zu, das er unmittelbar den Heiligen:

Petrus und Paulus und der römischen Kirche unterwarf, der es jährlich ein Pfund Silber als Zins zu zahlen hatte. „Und so bitte ich, auf dem „Boden hingestreckt,“ sagt Gero in der darüber ausgestellten Urkunde von 963, „euch ihr beiden großen Leuchten der Kirche, Petrus und „Paulus, daß ihr meiner Seele nach Bestattung meines Fleisches die „Thore des Paradieses eröffnet und bei der Prüfung am jüngsten Tage „meine Fürsprecher und Vertreter bei Gott seid, auf daß ich nach dem „Gerichte würdig erachtet werde, mit Euch in den lichten Wohnungen des „Himmels zu weilen und dort in endloser Freude zu leben.“

Gero's Pilgerfahrt nach Rom fällt in die letzten Monate des Jahres 963. Im Anfange des nächsten kehrte er nach Deutschland zurück, wo er nur noch etwa sechszehn Monate lebte und am 20. Mai 965 starb, während Otto auf seiner Reise am Rheine begriffen war, der an ihm einen seiner treuesten Freunde und Anhänger verlor, weshalb er mit dem tiefsten Schmerze die Kunde seines Heimganges vernahm. Seine Ruhestätte fand der tapfere „Markgraf von Gottes Gnaden,“ wie er sich selber nannte, in der Kirche des von ihm gestifteten Klosters in Gernrode, das bis dahin ein nur „Rode“ geheißenes Dorf gewesen sein soll, dem man dem Markgrafen zu Ehren dessen Namen vorsetzte. Dasselbe liegt am Fuße des durch seine reizende Aussicht auf Berg, Wald und lachende Flur berühmten Stufenberges, am Abhange einer jener Mulden, welche den an seinem Nordostrande jäh abfallenden Harz umgürten und die auf der andern Seite vom Bickeberg begrenzt wird. Die alte, in neuerer Zeit restaurirte Stiftskirche gewährt noch ein Bild des ältesten, einfach rohen Baustyles. Gero's Grab ist dort noch befindlich: „Zu Laußenitz Erster Fürst was ich, Dreißick Wendische Fürsten tödt' ich, Stiffte Gernrode von eigner Hab daselbst man sieht noch heut mein Grab *).“

---

*) Thietmar von Merseburg faßt Gero's letzte Zeit in folgende Worte zusammen: »Markgraf Gero, der Vertheidiger des Vaterlandes, ging, als er durch »den Tod seines einzigen Sohnes, des edeln Siegfrid, heimgesucht wurde, nach »Rom und legte, als ein greiser Krieger, der seine Dienstzeit nunmehr vollendet »hatte, vor dem Altare des Ersten der Apostel, des heiligen Petrus, seine sieg»reichen Waffen nieder und nachdem er durch seine Bitten von dem apostolischen »Herrn (dem Papste einen Arm des heiligen Cyriacus erlangt hatte, weihte er »sich sammt seiner ganzen Habe Gott. Er kehrte nämlich in das Vaterland zurück »und erbaute in einem Bergwalde, der nach ihm (Gernrode) genannt wird, ein »Kloster, in welches er Hathui (Hedwig), die Wittwe seines Sohnes, die schon »vorher den Schleier hatte, als Aebtissin einsetzte. Bischof Bernhard (von Halber-

Außer seiner Mutter Mathilde und seinem Bruder Bruno, seinen Söhnen Otto und Wilhelm, seiner Tochter Mathilde und seinem Neffen Heinrich, waren auch seine Schwester Gerberge mit ihren Söhnen Lothar und dem jüngern, Carl*) und viele Fürsten und Große des Reiches, ingleichen eine Menge von Bischöfen und Prälaten in Cöln anwesend, wo sich der ganze Glanz des neuen Kaiserthumes entfaltete. Bruno's erzbischöflicher Palast beherbergte die hohe Verwandtschaft. Dies war die letzte allgemeine Zusammenkunft. „Hier umarmte," sagt die jüngere Vita, „sich die königliche Sippe zum letzten Male; hier führten sie „nach der gütigen Fügung Gottes mit einander die letzten Gespräche. „Nachher sahen sie einander in diesem sterblichen Leibe nicht wieder, „wohl aber freuen sie sich, wie wir hoffen, mit einander in der ewigen „Ruhe **)."

Hochfestlich muß es damals in Cöln hergegangen sein. „Es stehet „fest," sagt Ruotger im Leben Bruno's, „daß kein Ort jemals durch „solchen Glanz, durch solchen Ruhm der in ihm versammelten Menschen „jeglichen Geschlechtes, Alters und Ranges verherrlicht wurde. Jeden„falls war dieses Fest des Wiedersehens nach langer Trennung ein un„vergleichlich schönes und die alte Königin war des Festes Mittelpunkt."

„Die ruhmreiche Königin Mutter aber," so lautet die zusammengezogene Erzählung beider Lebensbeschreibungen Mathildens „(beglückt „durch die Abkunft eines solchen Fürstengeschlechtes), ward zuerst vom „Kaiser und ihrem Sohne, dem Erzbischofe Bruno und ihren übrigen „dort zusammengekommenen Sprößlingen mit hohen Ehren empfangen. „Sie labte sich freudenvoll am Anblicke ihrer Kinder und Enkel und „brachte Christo Preis und Dank für das Wohlergehen Aller und dafür, „daß ihr Sohn, der Kaiser, wohlbehalten in solcher Herrlichkeit heim„gekommen. Nachdem sie einander gegenseitig begrüßt, traten sie in den „Saal ein und führten unter einander trauliche Gespräche. Da erschien

---

»stadt) führte sie ein. Nachdem er dieses Alles angeordnet, ging er den Ge»nannten (Bernhard, Wilhelm, Mathilde) in seligem Abscheiden voran am »20. Mai.«

*) Sigebert von Gemblours bezeichnet auch die Schwester Hedwig als mit anwesend.

**) Die ältere Vita drückt das oben Stehende in folgender Weise aus: »Dort fand die gesammte königliche Familie beiderlei Geschlechtes im Drange »wechselseitiger Sehnsucht sich zusammen, wie wir glauben, auf Fügung der »göttlichen Gnade; denn in diesem Leben vereinigt haben sie nachmals sich weder »selbst gesehen, noch sind sie von Andern gesehen worden."

„auch Balderich, Bischof von Utrecht (918—976), der zu den Zeiten „König Heinrich's der Lehrer des Erzbischofes Bruno gewesen war, ver„neigte sich vor Allen und segnete die königliche Versammlung. Darauf „redete er die heilige Gebieterin Mathilde insbesondere an: „„Freue Dich, „„verehrungswürdige Königin, die Gott mit solchen Gaben beehrt hat. „„Jetzt siehest Du Deine Kinder und die Kinder derselben! Wahrlich, „„an Dir erfüllt sich das Wort des Psalmisten, der da sagt: Und Du „„sollst Deine Kindeskinder erblicken."" Die Königin dagegen „brachte Gott ihren Dank dar, wie sie es immer zu thun gewohnt war. „Dann unterhielt sie sich mit ihren Kindern und Enkeln über die Ein„richtung des Nordhäuser Klosters und wie quälend ihr die Furcht sei, „sie möge das begonnene Werk nicht vollenden können. Endlich sprach „sie unter Thränen also: „„Dieses Münster ist, wie wir glauben, unser „„letztes Bauwerk. Unser Alter ist zum Arbeiten zu gebrechlich; an die „„übrigen Klöster vertheilen wir unsere Besitzungen und Habe, darum „„empfehlen wir Euch Allen, ihr wollet das begonnene Werk vollenden, „„weil wir es begonnen haben für die Seelen unseres Gebieters und „„unseres theuersten Sohnes Heinrich, ingleichen für des Reiches be„„ständiges Wohl, sowie Euer Aller Wohlergehen."" Hierauf antwortete „Kaiser Otto in Aller Gegenwart: „„Gott möge Euer Beginnen fördern; „„an unserer Hilfe soll es nicht fehlen. Wir ermahnen vielmehr unsern „„Sohn Otto und unsere übrigen Nachkommen, daß sie demselben, so „„lange sie leben, Vorschub leisten."" Nachdem die Königin auf diese „Art beruhigt worden war, verfügten sie sich nach Sachsen."

Hier hielt Otto sich längere Zeit auf. Namentlich verweilte er in Magdeburg, wo er die Kirchen Hamburgs und Magdeburgs mit reichen Gaben bedachte. Sodann besuchte er die Pfalzen Quedlinburg und Wahlhausen. Hier in Sachsen traf den Kaiser ein schwerer Schlag: die Trauerbotschaft vom Ableben seines Bruders Bruno. Dieser war im September nach Compiegne an der Oise gereist, um seine hadernden Neffen, den König Lothar und Hugo's Söhne zu versöhnen."

„Bei diesem Geschäfte," sagt Ruotger, „begann er sich unwohl zu „fühlen. Sein körperliches Uebelbefinden hielt ihn in Rheims zurück, „nachdem er sich fünf Tage dagegen gewehrt und unterwegs nicht weniger, „als in der Herberge beständig dem Lesen obgelegen, ohne in dieser Zeit „Speise zu sich zu nehmen. Als ihn der Bischof Wikfried (von Verdun) „fragte, worin sein Kranksein denn eigentlich bestehe, antwortete er, es „sei keine Krankheit, sondern eine Auflösung seines Körpers. Der Bischof „jener Metropole nahm ihn mit höchsten Würden auf und behandelte

„ihn auf das Menschenfreundlichste. An einem Feste des h. Remigius, „das gerade in diese Zeit fiel, fand er sich ein wenig leichter, so daß „seine Leute und Begleiter Hoffnung auf Wiedergenesung faßten. Er „selbst aber berief die mit ihm hergekommenen Bischöfe Theodorich (von „Metz) und Wikfried und begehrte, sie möchten ihm Gelegenheit schaffen „und behilflich sein, sein Testament zu machen. Als jene dieses, von „Schmerz erfüllt und heftig weinend, ablehnten und ihm verhießen, er „werde die erwünschte Gesundheit binnen Kurzem wieder erlangen, ent- „gegnete er mit jener geistigen Regsamkeit, die er stets zeigte: „„Das „„muß geschehen, so lange es Zeit ist; es bleibt uns darnach noch vieles „„Andere zu thun, übrig.““ Die Krankheit nahm nun zu und ward „schwerer. Das Ausbleiben des Athems zeigte, daß es ihm an's Leben „gehe. Da dictirte er einem herbeigerufenen Notarius vor den genannten „Zeugen selber sein Testament *). Alle Habe, die er erworben, als er „noch in guter Hoffnung lebte, that er von sich, vertheilte sie, schenkte „sie den Armen. Was er zur ordentlichen Herstellung der äußern Ge- „bäulichkeiten der Kirchen Gottes zusammengebracht, theilte er kurz nach „der ihm verliehenen Weisheit in passender und würdiger Weise. Der „glänzende Geist, den er mit reinem Herzen und beständiger Uebung „verfeinert, demnächst Gott zurückgab, hatte ihn, wie deutlich aus seinen „Worten erhellt, auch auf dem Sterbebette nicht verlassen.“

„Hiernächst sammelte der nun Arme Christi die Kraft seines Geistes „und berief die Bischöfe allein wieder zurück. Als diese bei ihm saßen, „eröffnete er sein Inneres und ließ unter häufigen Seufzern und unter „strömenden Thränen folgende Worte vernehmen: „„Dreierlei Art scheint „„mir das Bekenntniß zu sein, mittelst dessen sich des Menschen Herz „„Gotte, seinem Herrn, dem Zeugen der Nieren und dem Herzens- „„erforscher offenbart, nicht um es ihm, der Alles weiß, deutlicher darzu- „„legen, sondern damit der, welcher sich wenig kennt, sich wahrhafter „„erkennen lernt und entweder Gott um des Guten willen, das er ge- „„than, lobe, oder sich wegen seiner übeln Handlungen anklage. Da „„dieses immer geschehen soll — denn also zu wachen, ist uns geboten „„worden, auf daß nicht der Dieb komme und wenn wir unvorsichtig „„sind, sich, um uns zu schädigen, bei uns einschleiche — besonders aber „„wenn der Herr des Hauses mittelst einer Krankheitsbeschwerde anklopft, „„so ist es nothwendig, daß der Geist sich mit allen möglichen Kräften „„aufrichte, sich mit seiner Absicht, so stark er vermag, vor dem ihm

*) Dasselbe ist uns von Ruotger aufbewahrt.

„„nahenden Richter erhebe, sein irdisches Verlangen unterdrücke und seine „„Hoffnung emporlodern lasse, auch an den ewigen Gütern, wie wenig „„er dieselben auch verdient haben mag, durchaus nicht verzweifle, sich „„selber mißtraue und auf den Herrn sein Vertrauen setze. Nun sehet, „„geliebten Brüder, wie jetzt an die Pforte meines Herzens geklopft „„wird; ich werde gerufen, um von meinen Werken Rechenschaft zu geben. „„Vermöget ihr Etwas, so gewährt mir, ich bitte Euch, Beistand. Reichet „„mir die Hand Eures Gebetes. Ungewiß schwebe ich zwischen Furcht „„und Hoffnung; möge ich nach keiner Seite zu weit vorschreiten! Darauf „„muß mein Bemühen gerichtet sein. Allein, welche Kräfte habe ich „„dazu? Ich erwarte das Mittel der Barmherzigkeit. Ich bin in der „„Hand meines Schöpfers, ich erwarte, daß mir geschehe, was ihm ge„„fällt. Gut ist es, dem Herrn zu bekennen. Bekenntniß und hohe „„Gesinnung sind sein Werk. Nichts Gutes kann geschehen, das er „„nicht wirkt. Es giebt aber auch ein Bekenntniß, das die Sünden „„nicht beweint, aber Barmherzigkeit begehrt; davon wird durch den „„Psalmisten in der Person Gottes gesagt: Ein Lobopfer wird mich „„ehren und darauf ist der Weg, wo ich ihm mein Heil „„zeigen will. Dieses Heil, das ist, den Herrn Jesum, bekenne ich „„mit dem Munde und glaube mit dem Herzen, daß Gott ihn von den „„Todten auferweckt hat. Hier sind, wie ich anerkenne, alle Schätze der „„Weisheit und des Wissens verborgen. Diesen Jesum kann man nur „„im heiligen Geiste einen Herrn nennen; vor ihm ist alles mein Ver„„langen und mein Seufzen ist nicht verborgen vor ihm. Ich habe ge„„sprochen, ich werde wider mich meine Ungerechtigkeiten dem Herrn be„„kennen. Das ist die zweite von Klagen begleitete Art des Bekennt„„nisses in den Sünden. Die dritte Art ist diejenige, welche der selige „„Apostel Jakobus empfiehlt: Bekennet einander Eure Sünden „„und betet für einander, damit Ihr das Heil erlanget. „„Das, meine Herrn und Brüder, will ich mit Euch thun. Darum bitte „„ich dringend. Ich hoffe aber, daß wir einen Fürsprecher beim Vater „„an Jesu Christi dem Gerechten haben; er selbst ist die Sühne für „„unsere Sünden.""

„Nachdem er also sich vor dem Herrn ganz ausgegossen, begehrte er „das Sacrament des Leibes und Blutes des Herrn, dessen Kraft er wohl „kannte. Als dasselbe gebracht worden war, zeigte der Mann Gottes „das, was er im Geiste empfand dadurch, daß er sich mit dem ganzen „Körper niederwarf. Erquickt durch diese Lebensnahrung, ward er an „Hoffnung gestärkter auf sein Lager zurückgebracht und verblieb nun nicht

„weniger, als fünf Tage, in gleicher körperlicher Schwäche, aber auch „gleicher Geistesinbrunst. Als der Festtag des seligen Märtyrers Gereon „und seiner Genossen sich bereits zu Ende neigte, gerieth er plötzlich in „eine Ekstase, was bei allen Bischöfen, Herzögen, Grafen und allen sonst „Anwesenden eine ungemeine Betrübniß erregte, weil sie glaubten, nun „sei die Auflösung des geliebtesten Leibes nahe. Er, ein wenig wieder „zu sich gekommen, beschwichtigte, wie es seine Gewohnheit war, die „Aufregung mit einem Winken der Hand und stillte das Jammern und „Weinen der Anwesenden. Die Angeseheneren und dieser letzten An- „sprache Würdigern nannte er beim Namen und sprach: „„Bekümmert „„Euch, meine Brüder, bekümmert Euch nicht um dieses mein Loos. „„Durch den Rathschluß der göttlichen Vorsehung ist allen Sterblichen „„dieses Gesetz auferlegt. Unerlaubt ist es, nicht zu wollen, was der „„Allmächtige als etwas Unvermeidliches gefügt hat. Diesen Trübsalen „„folgen binnen Kurzem Freuden. Mit nicht neu angenommenem, son- „„dern in ein besseres umgewandeltem Leben gehe ich dahin, wo ich in „„Bälde weit mehrere und herrlichere Männer erblicken werde, als ich „„hienieden jemals gesehen habe.““ Mehr als dieses, redete er nicht, „sondern streckte die ermüdeten Glieder auf dem Bette zur Ruhe aus. „Wie gewöhnlich, brachte er bald darnach bei hellem Tageslichte mit den „Brüdern das Officium der Vesper zu Ende und bei schon tiefer Nacht „auch das Completorium. Als einen, der bald abscheiden sollte, empfahl „er sich dem Herrn, seinem Gotte und den Fürbitten seiner Heiligen „auf's Eifrigste. Seinen Heimgang hatte er durch die große Wegezehr, „das heilige und einzige Unterpfand unserer Erlösung gesichert. Den „Bischöfen, sich selber und denjenigen, welche zur Stelle waren, ertheilte „er das Zeichen seines Segens. So erwartete er die erschreckende Stunde „seiner Auflösung mit ganz des Herrn Befehl gewärtigendem Gemüthe. „Nachdem die Mitternacht vorüber war, wendete er sich mit aller ihm „möglichen Anstrengung gegen seinen Neffen, den Bischof Theodorich und „sprach: „„Herr! bete!““ und alsbald hauchte er unter den dem Herrn „Singenden und Betenden und gar sehr Weinenden seinen Geist aus. „Was an ihm unsterblich war, ward dem Schöpfer zurückgegeben. Sei- „nen entseelten Körper aber haben, wie er selbst befohlen, am nämlichen „Tage, d. h. am 11. October 965, seine unermüdeten Grafen auf einer „Tragbahre fortgetragen und mit demselben am achten Tage den erhabenen „Sitz seines Erzbisthums, die Metropole Cöln, erreicht. Einige der- „selben haben eidlich und sonst auf außerordentliche Weise bekräftigt, wie

„sie auf jenem langen Wege unter ihrer Last keinerlei Müdigkeit und „Beschwerlichkeit gespürt hätten."

Einen unbeschreiblichen Eindruck brachte dieser Todesfall zunächst in Lothringen und der Cölner Erzdiöcese hervor, wo man des Entschlafenen großes Herz, seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seine erhabenen Tugenden, seine Leutseligkeit, seine Hilfwilligkeit, den Adel seines Geistes, seine tiefe Wissenschaft, sein unsäglich segensreiches Wirken aus nächster Anschauung kannte. Zum Glück hatte seine Weisheit die lotharingischen Verhältnisse für den Fall seines Abtretens so geordnet, daß die Regierung und Verwaltung, wenn auch in ganz verschiedener Weise, doch völlig im Interesse des Königs ihren Fortgang nahmen. Das Reichskanzleramt ging fortan ausschließlich auf den Erzbischof von Mainz über und ward von Wilhelm auf — wie Niemand ahnte — nur kurze Zeit übernommen.

Am tiefsten zu Herzen nahm sich des frommen Mannes frühzeitigen Tod seine alte Mutter, die heilige Mathilde. Kaum waren einige Monate verflossen, als sie diesen Sohn in der frischesten Kraft seines Alters (er war noch nicht vierzig Jahre alt) zu Cöln inmitten seiner thätigen, noch viele Jahre verheißenden Wirksamkeit verlassen. Ihren Schmerz zu stillen, reichte kein irdischer Trost aus. Die nun vollendete Heilige bedurfte eines solchen auch nicht mehr. Sie gedachte, wie der Herr Himmels und der Erden selber vom Himmel herabgestiegen und von Liebe zu allen Menschenkindern, auch zu ihr, getrieben, unser Elend auf sich genommen, damit wir Geduld lernten und unser irdisches Leid willig tragen möchten. Sie vergegenwärtigte sich, wie dieser himmlische Kreuzträger auch nicht einen Augenblick hindurch von seiner Geburt an bis zu seinem letzten Athemzuge am Kreuze ohne irgend ein Leid gewesen. Sie sahe ihn, wie er von Kindes Beinen an mit Entbehrungen jeder Art zu kämpfen gehabt, wie so Viele ihn feindselig in Wort und That behandelten, Statt ihm zu danken für die unermeßlichen, von ihm empfangenen Wohlthaten, wie er unaussprechliche Schmach und Unbillen mit sanftem Sinne ertrug, wie seine Wunderthaten gelästert, seine göttlichen Lehren verhöhnt wurden. Herr, rief sie aus, wenn sie solche Erwägungen anstellte und des schmerzlichen Verlustes daneben gedachte, den ihr Bruno's Tod bereitet, Herr, weil du in deinem Leben geduldig gewesen bist und eben dadurch deines himmlischen Vaters Willen erfüllt hast, ist es billig und recht, daß ich elende Sünderin nach deinem Willen mich in Geduld füge und, so lange dir's beliebt, dieses vergänglichen Lebens Last in immer tieferer Verwaisung zu meinem eigenen Heile trage. Ist das gegen-

wärtige Leben auch eine schwere Last und wächst dieselbe auch mit zunehmenden Alter, wo alle irdischen Stützen sinken, welche uns dieselbe tragen helfen, so können wir uns doch mit deiner Gnade darin Verdienste erwerben. Durch dein Vorbild und den Vorgang der Heiligen wird es uns erträglicher. Ach! Wie dankbar muß ich dir sein, daß du mich und alle Gläubigen gewürdigt hast, uns den Weg zu deinem himmlischen ewigen Reiche zu zeigen und uns auf denselben voraufzuwandeln! Denn dein Leben ist unser Weg und mittelst der heiligen Geduld wandeln wir dir nach und zu dir, der du unsere Krone bist. Wärest du uns nicht voraufgegangen, hättest du uns nicht gelehrt, wer möchte sich anschicken, dir zu folgen?

Und Mathilde faßte sich und wandelte den Weg weiter, den Bruno's Tod ihr mit neuen Dornen belegt hatte.

In ihrer Ergebung ward ihr aber bald eine große Freude zu Theil. Ihre zur Aebtissin des Stiftes Quedlinburg erwählte Enkelin Mathilde, welche berufen war, der Großmutter fromme Thätigkeit dereinst fortzusetzen, wurde um Ostern 966 in Gegenwart ihres Vaters Otto, ihrer Mutter Adelheid und ihrer Großmutter, ihres Bruders Otto, ingleichen aller auf kaiserlichen Befehl zusammenberufenen Erzbischöfe und Bischöfe des Reiches, zur ersten Aebtissin *) feierlich geweihet. Der Papst confirmirte sie und nannte sie in der Bestätigungsbulle „höchst glänzend „durch Adel des Körpers und der Seele, eine unvergleichlich lobens„würdige Aebtissin." Auch bezeugt er, daß er in Gemäßheit des Concils von Ravenna das Stift in seinen Schutz genommen habe, daß weder ein Geistlicher noch Weltlicher dasselbe irgend wie belästigen, oder seine Besitzungen mindern solle und sie und jede andere Aebtissin für diesen Schutz (Mundiburdium) jährlich ein Pfund Silber „zur Unterhaltung der Leuchten vor dem Leibe des Apostelfürsten" an den heiligen Stuhl zahlen solle.

Diese Mathilde war eine ebenbürtige Enkelin ihrer erhabenen Ahnfrau. Ausgezeichnet, in einer damals noch seltenen Art, ward sie durch die schöne und ehrende Zueignungsschrift, worin ihr der Corveyer Mönch, Widukind, seine vortrefflichen Annalen widmete **). Eine wie ausgezeichnete

---

*) Die Gründe, weshalb vor ihr noch keine Aebtissin regierte, sind oben im elften Capitel erörtert.

**) Er nennt sie Regina. Mabillon, der im VI. Capitel des XLVII. Buches seiner Benedictiner-Annalen die Wahl und Einführung Mathildens meldet, macht hierzu die Bemerkung, wie ehemals auch unvermählte Königstöchter: »Königin« angeredet worden.

Frau sie gewesen, beweist auch der Umstand, daß ihr Neffe Otto III. während seiner Abwesenheit in Italien die Regentschaft des Reiches ihr übertrug, welche sie in der von ihrem großen Vater ererbten Umsicht und Entschiedenheit, mit einer Klugheit und Würde führte, welche die Schriftsteller ihrer Zeit nicht genug rühmen können. Leider gestattet der Zweck gegenwärtiger Schrift und der Raum nicht, Näheres von dieser ausgezeichneten Frau zu melden, welche sich sogar das ungeschmälerte Lob des mit dergleichen sonst nicht sehr freigebigen Historikers ihres Stiftes, des Syndikus Voigt, verdient hat, der dasselbe benutzt, um ihrer Großmutter nachträglich noch Eins zu versetzen, indem er sagt: „Man „rühmt ihre Frömmigkeit; aber man findet keine Spur, daß diese Tugend „— wie dies der Fall bei ihrer Großmutter sein mochte — in Schwär„merei und Andächtelei übergegangen sei.“ — Mathilde starb am 7. Februar 999, zehn Monate vor ihrer am 17. December 999 heimgegangenen Mutter.

Kaum hatte Otto am Neujahrstage 965 Italien verlassen, so waren daselbst wieder Unruhen ausgebrochen, da Berengars Söhne sich wieder eingefunden und gewiegelt hatten. Zwar hatte der von Otto über die Alpen gesandte Schwaben-Herzog Burchard die Rebellen im Juni 965 besiegt; allein nun erhoben sich die Römer. Leo VIII. war im März gestorben und Otto dachte daran, den bei Adaldog in der Verbannung lebenden Benedict zu seinem Nachfolger zu befördern. Dieser starb jedoch am 5. Juli 965. Mit Otto's Willen wählten nun die Römer den Bischof von Narni, der am 1. October 965 als Johann XIII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Streitigkeiten mit dem römischen Adel führten zu einem Aufruhr. Johann ward in Folge dessen am 16. December 965 gefangen genommen und mehrere Monate lang eingekerkert gehalten.

Die Gefangenschaft des Papstes, seines Schützlings, und die unruhige Stimmung in der Lombardei riefen den Kaiser nach Italien. Er wäre auch dahin aufgebrochen, hätten ihn nicht Reichsgeschäfte in Deutschland zurückgehalten. Zunächst waren die Lotharingische und Cölner Angelegenheiten zu regeln, für welche nach Bruno's Tode anderweit zu sorgen war. Er kam selbst nach Cöln und feierte daselbst das Weihnachtsfest. Nachdem er hier und zu Aachen sich mit den Großen und Kirchenfürsten berathen und Alles bestellt hatte, was nöthig erschien, ging er nach Sachsen zurück, wo er zu Quedlinburg der vorgedachten Weihung seiner Tochter Mathilde beiwohnte.

Nachdem Otto daheim Alles geordnet, ging er, etwa im Juli 966, nach Nordhausen, um Abschied von seiner Mutter zu nehmen *).

*) Nach den beiden alten Lebensbeschreibungen Mathildens mußte man annehmen, Otto sei unmittelbar von Cöln im Juni 965 in Gesellschaft seiner Mutter nach Nordhausen gereis't und habe nach siebentägigem Aufenthalte daselbst Abschied von ihr genommen. Diese Angabe ist aber nicht streng historisch zu nehmen. Denn es steht fest, daß damals Otto noch nicht für immer Abschied von seiner Mutter hat nehmen können, weil er sie ja noch Ostern 966 in Quedlinburg sahe. Der Abschiednahme folgte nach den ausdrücklichen Worten der jüngern Vita die Abreise durch Thüringen nach Italien. Da Otto vor derselben noch Mariä Himmelfahrt (17. August) in Worms feierte, so dürfte sein Abschiedsbesuch in den Anfang August oder Ende Juli gefallen sein. Obgleich Giesebrecht zugiebt, daß Otto bis in den Juli meist in den Harzgegenden verweilt, möchte er doch an einem Aufenthalte Otto's zu Nordhausen, nachdem derselbe seine Mutter in Quedlinburg gesehen, zweifeln, weil er erst vorher am 12. April in Nordhausen gewesen. Dies folgert er aus einer in Höfer's Zeitschrift für Archivkunde abgedruckten, von Nordhausen angeblich am 12. April 966 datirten Urkunde, worin Otto dem Johanniskloster zu Magdeburg für sein, seiner Gemahlin Adelheid und seines Sohnes, des Königs Otto, Seelenheil den Honigzehenten in der slawischen Provinz Nizizi schenkt.

Diese Urkunde bewеis't aber für den vorliegenden Fall gar nichts, da sie, wie Seite 7 der Nachträge und Verbesserungen zur ersten Abtheilung von E. G. Förstemann's urkundlicher Geschichte der Stadt Nordhausen nachgewiesen worden, vom Jahre 955 und nicht, wie Höfer angenommen hatte, von 954 datirt, mithin auch nicht (wie Giesebrecht annimmt) von 966. Vom April kann sie aber auch nicht datiren, weil im April Otto von Ingelheim aus, seine Reisen nach Frankfurt, Wiesbaden und Heerstein machte, und erst im Juni nach länger als dreijähriger Abwesenheit wieder in Sachsen erschien. Förstemann will den 12. August gelesen wissen. Allein damit ist für den Abschiedsbesuch Otto's bei seiner Mutter nichts gewonnen, da dieser erst im Jaht 966 und zwar nach dem Aprilfeste in Quedlinburg Statt gefunden haben kann. Giesebrechts Zweifel, daß er zu Nordhausen Statt gefunden, ist sonach mit nichts gegründet. Gerade die über Nordhausen gegebenen Nachrichten in der jüngern Vita, erscheinen in dem ganzen Werke die genauesten und fast wie von Augenzeugen herrührend. Zweifelt Giesebrecht deshalb doch selbst nicht daran, daß sogar die ältere Vita in Nordhausen entstanden sei, und daß die Aebtissin Richburg das wichtigste Material dazu dargeboten haben möge. Auch vom Verfasser der jüngern Vita nimmt er an, derselbe habe mit dem Nordhäuser Kloster in enger Verbindung gestanden. Ich möchte die zweite Vita, namentlich aus Anlaß der Schilderung des Abschieds zwischen Mutter und Sohn, welcher ganz offenbar nur aus localer und persönlicher Anschauung hervorgegangen ist, noch stärker Nordhäusisch nennen, als die erste Vita und kann mir daher nicht denken, daß gerade diese schönste Parthie des Werkes, welche so leben- und seelenvoll an uns herantritt, in Bezug auf die Localität anfechtbar sein sollte. Es scheint vielmehr Förstemann's Ver-

Ueber diesen Besuch weiß die neuere Vita Mathildens Folgendes zu erzählen:

---

muthung weit mehr für sich zu haben, daß die Grundlage dieser Vita, welche der Vorrede zufolge, ein vom Kaiser Heinrich II. zu deren Abfassung aufgeforderter Geistlicher verfertigt, einen Aufsatz (vielleicht Aufzeichnungen der Richburg) zur Grundlage gehabt hat, welcher das Andenken der Stifterin und ersten Wohlthäterin in dem nordhäusischen Kloster erhalten sollte. Mit besonderer Vorliebe verweilt der Verfasser dieser neuen Vita bei der Stiftung des Nordhäuser Klosters. Seine Erzählung scheint sogar darauf berechnet zu sein, der freigebigen Fürsorge des Kaisers dieses Kloster besonders zu empfehlen.

Wenn wir nun in einer Urkunde, de dato Mühlhausen 1017, lesen, wie Heinrich dem Kloster, das ihm der Biograph seiner Aeltermutter so dringend an das Herz legte, auf Verwenden des Abtes Godehard von Altaich, den Hof Gamen mit allen Pertinentien schenkte, so scheint Förstemann's Vermuthung, daß dieser Godehard auch der Verfasser der jüngern Vita gewesen, so unwahrscheinlich nicht. Denn der Verfasser ist, besage Vorrede, von Heinrich II. aufgefordert, das Leben von dessen Aeltermutter darzustellen. Obgleich derselbe nun meint, »es seien des Kaisers Herrschaft so viele an Geist und Weisheit ihn überbietende Männer unterworfen, die mit ihrer Rede Strahl das Tiefe zu durchdringen verstehen,« denen die Arbeit besser zu übertragen gewesen wäre, so konnte Heinrich nicht leicht auf einen andern Gelehrten fallen, da unter denen, die ihm näher standen, offenbar Godehard der geeignetste war. Es kömmt dazu, daß es keinen andern Schriftsteller jener Zeit giebt, dem die Autorschrift dieser Vita (deren literarisches Verdienst selbst Giesebrecht nicht gering anschlägt), mit gleicher Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden könnte. Ist die Sprache auch kein ciceronianisches Latein, so zeichnet sie sich vor der in den übrigen Erzeugnissen jener Zeit üblichen Schreibweise, welche von unlateinischen Worten starrt, und mit groben Sprachfehlern übersäet ist, vortheilhaft aus. Wenn dem Verfasser dieser Vita von dem Quedlinburger Historiker Voigt der Ton eines schwärmerischen Pfaffen vorgeworfen wird, so ist ein solcher Vorwurf aus diesem Munde nur ein Lob für den Autor.

Jener Godehard nun war um 960 in Bayern geboren, gebildet im Kloster Altaich, drei Jahre am Hofe des Bischofs von Salzburg, Mönch zu Altaich (991—997) und Abt daselbst (997—1005), Abt zu Hersfeld (1005—1012) und wieder zu Altaich (1012—1022) durch Kaiser Heinrichs II. Gunst Bischof zu Hildesheim (von 1022 bis an seinen Tod 1038). Godehard, der von Innocenz II. canonisirt ward, stand mit Heinrich II. ganz in dem Verhältnisse, wie der Verfasser der jüngern Vita Mathildens in der Zueignung an den gedachten König als zwischen sich und demselben bestehend zu erkennen giebt. Wäre Godehard wirklich der Verfasser, so würde diese Vita als ganz besonders glaubwürdig erscheinen müssen. Da sie aber, abgesehen hiervon, in Allem was Nordhäusisch ist, wegen ihrer augenscheinlichen Genauigkeit darin vorzugsweis Glauben verdient, so ist auch wohl nicht zu bezweifeln, daß Otto von seiner Mutter wirklich zu Nordhausen Abschied nahm, und daß gerade diese Scene in der ganzen Schrift

„Die von Gott geliebte Königin rief die Klosterfrauen zusammen „und empfahl alle dem Kaiser. Dieser nahm sie mit freundlichem Ge„müthe und heiterm Antlitze auf, empfahl sie Gott und sprach: „Die „„heilige Mutter Gottes, die Jungfrau Maria, die Himmelskönigin wolle „„sich Jener gnädig annehmen und sie allezeit durch die Liebe ihres „„Sohnes beschützen, auf daß sie Gott allein über Alles lieben und ihm „„mit ganzer Seele dienen, nicht aus Begierde nach Menschenlob, sondern „„allein aus Verlangen nach der himmlischen Seligkeit. Dazu bitten wir „„auch, daß unsere Söhne und Enkel von solchem Erbarmen gegen diese „„Klosterfrauen bewegt werden mögen, daß, so lange noch ein Fünklein „„unseres Geschlechtes übrig ist, es jenen niemals an Trost und Hilfe „„fehlen möge!"

„Sodann bestätigte Otto zu seinem, seiner Eltern und Nachkommen „Heile Alles von Neuem, was die Heilige Gottes mit Zustimmung ihres „Enkels zuvor gegeben hatte und er fügte *) außerdem noch hinzu, was „seine Mutter wünschte."

---

am wenigsten Roman ist. Dieselbe kann aber nur im Sommer 966, nicht aber im Jahre 965 vorgefallen sein.

*) Dieses Geschenk Otto's II. bestand, einem alten Auszuge der verloren gegangenen Urkunde von 962 zufolge, aus dem Markte, dem Zolle und der Münze in der Stadt Nordhausen. Als Kaiser gab dieser zweite Otto dem Nordhäuser Nonnenkloster im Jahre 974 einen bedeutenden Beweis seiner Gnade, als er den vor acht Jahren gegen seinen Vater ausgesprochenen dringenden Bitten seiner Großmutter zu genügen das Besitzthum desselben ansehnlich vermehrte. Am 17. Juni 974 schenkte er demselben zu Pölde für seines Vaters Seelenheil und für sein eigenes Wohl auch auf die Anforderung seiner Mutter, das ihm gehörige Gut Vogelsburg im nachmaligen Amte Weißensee mit Allem, was dazu gehörte an Leibeignen beiderlei Geschlechtes, an Gebäuden, Ländereien, Wiesen, Wäldern, Mühlen u. s. w., so daß die Aebtissin dasselbe zum Besten der Kirche verwalten solle auf ewige Zeiten.

Heinrich der II. dagegen schenkte, wie schon gedacht, im Jahre 1017 den Hof Gamen (der einst zu Mathildens westphälischen Erbgütern gehört und den sie ihrem Kloster in Nordhausen zugewendet) dem Kloster sammt allen Nutzungen, Hofstätten, Gebäuden u. s. w.

Durch eine Urkunde vom 16. März 1157 erhielt das Nordhäuser Frauenstift, resp. die Aebtissin Caecilia, von Friedrich I. Barbarossa gegen eine unbedeutende Gegenleistung auch die königliche Burg — welche einst Mathilden gehört hatte und 972 von Otto II. seiner Theophania geschenkt gewesen war — den Hof und das gesammte königliche Grundeigenthum zu Nordhausen. Im Grimme über die wider ihn ausgesprochene Reichsacht, erhob sich Herzog Heinrich der Löwe 1180 wider seine Angreifer und überfiel und zerstörte vorzugsweise kaiserliche Pfalzen

„Hernach blieben sie noch sieben Tage lang in der Stadt Nord„hausen zusammen und die heilige Königin legte ihrem Sohne gar Vieles „ans Herz, als wenn sie ihn in diesem sterblichen Leibe nicht wiedersehen „würde. Als aber der Tag anbrach, auf welchem der König seine Abreise „festgesetzt hatte, standen sie früh auf und führten unter vielen Thränen „eine lange Unterredung. Alsdann gingen sie in die Kirche, um mit„einander die Messe zu hören. In ihren Mienen suchte die verehrungs„würdige Königin Heiterkeit zu zeigen. Aber ihr Herz drückte schwerer „Gram. Nachdem die Messe beendigt war, ging sie von Neuem ihren „Sohn mit folgenden Worten an: „Mein theuerster Sohn, präget acht„„sam Alles Euerm Gedächtnisse ein, was wir an diesem Orte Eurer „„Treue anempfohlen haben. Hier haben wir oft in Freude gelebt. „„Hier hat uns Gott aus den Gefahren bei der Niederkunft errettet. „„In dieser Stadt haben wir Euern Bruder Heinrich geboren, den wir, „„um des geliebten Namens willen, übermäßig geliebt haben. Hier ist „„auch Eure Schwester Gerberge geboren. Und weil wir auf die Für„„bitten der heiligen Jungfrau Maria an diesem Orte zwei Mal den „„Geburtsnöthen entgangen sind, so haben wir dieses Kloster ihr zu „„Ehren gegründet, hauptsächlich, wie ich früher erwähnt habe, für die „„Seelen Eures Vaters und Bruders und für Eure eigene Wohlfahrt. „„Deshalb geziemt es sich, daß, so oft Ihr Euch hieran erinnert, Ihr „„um unserer Willen den an dieser Stätte Wohnenden, eine desto größere

---

und Besitzungen. So kam er auch 1180 oder 1181 vor die Stadt Nordhausen, warf Feuer hinein und verbrannte dieselbe. Namentlich ward das Frauenstift ein Raub der Flammen. Vierzig Jahre lag dasselbe in Trümmern. Alsdann wurde durch Kaiser Friedrich II. die Stiftung der heiligen Mathilde aufgehoben und dafür ein weltliches Mannsstift gegründet. Das »leichtfertige Leben« der Klosterfrauen, das als Grund dabei angegeben wurde, ist nicht erwiesen und sollte, wie Förstemann richtig bemerkt, nur als Vorwand dienen, für »das Bestreben der weltlichen Macht, ihrem unmittelbaren Einflusse den wichtigsten Theil des reichen Kirchengutes, die Stadt selbst, wieder zu unterwerfen. Eben so hatte die im Interregnum oder in den ersten Zeiten Rudolphs des Habsburgers, Seitens der Bürger vorgenommene Zerstörung der kaiserlichen Burg lediglich den Zweck, die bürgerliche Freiheit zu fördern. Mit der Burg wollten die Bürger das Bollwerk der königlichen Centralisation vernichten, wie auch hier Förstemann richtig bemerkt. Rudolph I. war schwach genug, ihnen in einer von Erfurt 1282 – 1290 datirten Urkunde ihren Frevel zu verzeihen. Ein später neu gegründetes Frauenkloster, hatte mit dem eingegangenen nichts gemein, am wenigsten sollte es für eine Herstellung desselben gelten. Mathildens nordhäusische Stiftung hatte also nur etwa 250 Jahre gewährt.

„„Theilnahme zuwenden wollet. Ueber dieses ist, wie uns dünket, dieses „„die letzte Unterredung, welche wir mit einander führen. Darum sei „„dieser letzte Anblick Eurer Mutter Euch eine Mahnung an dieses „„Kloster.“

„Darauf ward der Kaiser gerührt in seinem Herzen und versprach „Alles zu erfüllen, was sie begehrt hatte. Alsdann gingen sie zusammen „aus der Kirche, blieben vor der Thür stehen und umarmten einander. „Zähren netzten beider Wangen. Nachdem sie sich gegenseitig Küsse ge„reicht, zerflossen alle Anwesenden in Thränen. Die Königin aber blieb „auf der Stufe zur Pforte stehen und geleitete ihren auf sein Roß zu„schreitenden Sohn mit dem leuchtenden Blicke ihrer Augen. Hierauf „trat sie in die Kirche zurück und eilte hastig zu der Stelle, wo der „Kaiser während der Meßfeier gestanden hatte. Sie knieete nieder und „küßte weinend die Fußtapfen des hinweg ziehenden Sohnes. Als dieses „Graf Witigo und die andern Ritter, welche noch zurückgeblieben waren, „sahen, seufzten sie erschüttert, gingen hinaus und meldeten es dem Kaiser. „Der sprang augenblicklich vom Rosse herab, kehrte schluchzend in die „Kirche zurück und fand Jene beim Eintreten noch auf der nämlichen „Stelle betend und viele Thränen vergießend. Alsbald warf er sich vor „ihr auf den Boden nieder und sprach: „O verehrungswürdige Herrin „„und Frau, mit welchem Dienste vermögen wir Euch diese Thränen zu „„vergüten?“ Und abermals traten sie zusammen und redeten nur „Weniges mit weinender Stimme. Zuletzt sprach die verehrungswürdige „Königin: „Was frommt es uns, länger zu verweilen? Obwohl wir „„widerstreben, so müssen wir uns doch von einander losreißen. Wenn „„wir einander anschauen, werden wir unsere Betrübniß nicht mindern, „„sondern vielmehr erhöhen. So gehet nun in Christi Frieden. Unser „„Angesicht wirst du im sterblichen Fleische nicht wieder schauen. Wir „„haben, wie wir meinen, nichts übersehen, sondern Eurer Treue Alles „„empfohlen, was wir im Herzen trugen. Möget Ihr unserer Seele nur „„diese Gunst gewähren, daß Ihr fleißig dieses Ortes gedenket!“

„Der Kaiser aber zog von dannen, bereis'te andere Städte des „Thüringer Landes und unternahm dann nochmals eine Fahrt nach Rom.“

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Otto auf dem Gipfel seiner Laufbahn. — Neue Romfahrt. — Seine Beziehungen zum oströmischen Kaiser. — Schwierigkeit bei Gründung eines Erzbisthums zu Magdeburg.

Als Otto sein Heimathsland verließ, waren dieses und er auf dem höchsten Gipfel ihrer Bedeutung angelangt. Was war aus jenem sächsischen Lande, in welchem erst seit Menschengedenken Städte und Burgen sich erhoben hatten, in einem halben Jahrhundert geworden? Ein wildes, unwirthbares Terrain, starrend von Urwald und durchschnitten von Mooren und Sümpfen, an wenigen Stellen erst cultivirt, hatte es im rapiden Fortschreiten unter der weisen Regierung patriotischer, schaffender und thatkräftiger Männer, denen Heinrich und Otto die Verwaltung übertragen, andere Länder eingeholt, an denen die Cultur halbe Jahrtausende gearbeitet. Es war das Herz Deutschlands geworden, von ihm ging der Pulsschlag aus, der im ganzen Reiche die belebende Bewegung unterhielt.

Unter allen deutschen Ländern, dem Christenthume zuletzt gewonnen, hatte es der Christenheit ihren Herrscher gegeben, welcher auf dem kaiserlichen Throne Roms, selbst den Nachfolger des heiligen Petrus leitete und einen vom römischen Volke erwählten Bischof im fernsten nördlichen Gaue seines Nachbars in der Gefangenschaft hielt. Der sächsische Edeling saß auf dem Throne des Augustus. Er war der wahre Erbe der cäsarischen Vollmacht, deren Thron Carl der Große über die Alpen in das germanische Bereich gerückt hatte. Schon Otto's Zeitgenossen hatten ihn Carl den Großen zur Seite gestellt. Wir haben gesehen, wie Otto Carl's Gedanken nur erneuert und in einer andern genialen Weise in das Leben eingeführt hat, indem in Otto's Seele kein anderes Ideal als in Carl's Geiste lebte: die römisch-germanische Welt sollte, wie in einer Kirche, so auch in einem Reiche vereinigt sein und zusammengehalten werden, wobei er mehr aus der Theokratie des alten Bundes, als aus der Despotie des heidnischen römischen Kaiserstaates die Maximen entlehnte. Doch dachte er nicht daran, wie es wohl Carl gethan, Italien, dem er die Kaiserwürde verdankte, mit Deutschland zu verschmelzen und damit in einerlei Reichsorganismus zusammenzufügen. Das Gemisch des Wälschen und Germanischen mochte ihm wohl nicht gefallen. Denn Italien blieb ein gesondertes Reich, das seine besondere Canzlei, seine

eigenen Beamten und Landtage hatte. Er ging über eine sogenannte Personal-Union nicht hinaus, die er durch nachdrückliche und nie ausgesetzte Wahrnehmung der oberlehnsherrlichen Rechte stützte. Die andern Länder der Monarchie Carl's des Großen, in denen dieser hauptsächlich geherrscht hatte, insbesondere das westfränkische und burgundische Reich, erkannten zwar eine gewisse Oberherrlichkeit Otto's an, ihre Herrscher wurden sogar nur durch seinen Einfluß auf ihren Thronen erhalten und Otto betrachtete sie gewissermaaßen als Provinzen seines Kaiserreiches, allein ihre Fürsten erschienen doch nicht auf den Reichstagen und es kann nicht einmal dargethan werden, daß sie Otto den Vasallen-Eid geleistet hätten, wie denn auch nicht nachweisbar ist, daß der Kaiser in diesen Ländern einen Vornehmen mit seiner Würde oder seinen Besitzungen belehnt oder eine gesetzgebende Macht darin ausgeübt hätte. Sie gehörten daher nicht eigentlich zum Reiche. Dagegen hatte Otto nach Norden und Osten hin Carl's Reich sehr erweitert und über die deutschen Stämme weit hinaus ausgedehnt, auch demselben zahlreiche Barbarenstämme hinzugefügt, deren Befestigung im Christenthume die letzte Sorge seines Lebens war.

Von dem Reiche Carl's des Großen unterschied sich aber das Ottonische dadurch, daß es nicht den straffen Zusammenhalt anstrebte, vielmehr der Entwickelung der Nationalitäten und der Selbstständigkeit der einzelnen Länder eine freiere Bewegung zugestand, womit freilich der Keim zu großen Gefahren für seinen eigenen Bestand gelegt ward. Bei Otto hatte dieses nicht viel zu bedeuten. Seine Persönlichkeit allein reichte aus, wilde Schößlinge, die aus solchem Keime sich zu entwickeln wagten, zu beseitigen und die Fruchtbarkeit dieser Keime zu unterdrücken oder gebunden zu halten. Seine Kaiserwürde war eine strenge Realität, ein machtvoller Inhalt. Der Waffenruhm und der Bekehrungserfolg gaben ihr einen strahlenden Schimmer und so herrschte Otto in reichster Machtfülle. Niemand konnte ihm den Stand des ersten und mächtigsten Oberlehnsherrn der Christenheit streitig machen, Niemand war ihm gewachsen. Selbst der Nachfolger des heiligen Petrus wurde von ihm geleitet. Ein solches Regiment würde sich derselbe vielleicht noch heute gefallen lassen. Denn Otto's Hauptabsehen war dabei die Erhaltung, Sicherung und Erweiterung der Kirche. Diesen Zweck hatte er denn auch nur im Auge, als er, nachdem er seine betagte, ehrwürdige Mutter verlassen, von Worms, wo er 966 das Fest Mariä Himmelfahrt gefeiert, durch den Elsaß dem Rhein entgegen über den Splügen nach Italien zog. Es begleiteten ihn seine Gemahlin und viele deutsche Große. Die Leitung

des Reiches hatte er unter Aufsicht des Erzbischofs Wilhelm dem jungen Könige Otto anvertraut.

Nachdem er beim Durchzuge durch die Lombardei im September 966 einige Exempel an rebellischen Großen und einem Bischofe statuirt, zog er gen Rom, das er gegen Weihnachten erreichte. Der inzwischen seiner Haft entflohene Papst Johann XIII. war mit Fürst Pandulfo's Hilfe schon im November nach Rom zurückgekehrt. Die wetterwendischen Römer holten ihn am 12. November 966 im feierlichen Zuge ein, weil sie glaubten, dadurch den Kaiser zu versöhnen, dessen Anrücken sie fürchten mußten. Otto war aber nicht so wohlfeilen Kaufes abzufinden. Er bereitete den Römern ein schlimmes Weihnachtsfest. Dasselbe begann mit strengem Strafgerichte. Von den Urhebern der Vertreibung Johannes wurden dreizehn gehängt, darunter elf oder zwölf Decurionen. Die Gräber eines andern inzwischen erschlagenen Anführers der Rebellen, Roffred *) und eines Verschwornen wurden geöffnet und die Gebeine herausgeworfen. Der größte Schimpf aber traf den Stadt-Präfecten Petrus, der auf der Flucht ergriffen, dem Papste übergeben war. Johann ließ ihm den Bart scheeren, ihn dann bei den Haaren an das Pferd der Reiterstatue Constantins aufhängen und endlich nackt auf einen Esel setzen, Statt des Zaumes den Schwanz in der Hand. So wurde er mit der schmählichen Zier eines befiederten Schlauches auf dem Kopfe, zweier solcher Schläuche an den Hüften, ein Tambourin an den Schwanz des Esels gebunden, durch ganz Rom getrieben, gegeißelt, verhöhnt, endlich in's Gefängniß geworfen und zuletzt vom Kaiser über die Berge in die Verbannung geschickt.

Hierauf hielt Otto, nachdem er das Weihnachtsfest begangen, eine feierliche Synode in Rom. Unter den Anwesenden war auch Pandulfo von Capua, dessen Herrschaft Capua mit Benevent von einem Meere zum andern reichte. Dieser unterwarf, um gegen Griechen und Saracenen, die ihn abwechselnd mit ihren Einfällen heimsuchten, einen Halt zu haben, sich Otto förmlich und nahm seinen bisherigen Besitz von demselben zu Lehen an. Diesem fügte Otto die Marken Spoleto und Camerino hinzu. So hatte Otto nun auch im südlichen Italien einen Anhaltspunkt gewonnen.

Das Osterfest beging Otto mit dem Papste in Ravenna, wo wieder eine große Kirchenversammlung gefeiert ward, an der 59 deutsche und

*) Roffred, ein Campanischer Graf, Petrus der Stadt-Präfect und Consul Hugo hatten den Papst gefangen gesetzt.

italienische Bischöfe Theil nahmen. Hier erhielt der Papst, was jemals der Stuhl Petri an Land und Leuten im Abendlande besessen, Ravenna namentlich, unverkürzt zurück, obwohl Otto sich wieder über Rom die Oberherrlichkeit vorbehielt. Aus den Berathungen des Conciles ging auch die Bulle hervor, welche anordnete, es solle zu Magdeburg, als dem gelegensten Orte, bei der neugebauten Kirche des heiligen Moritz *) ein Erzbisthum für die Slawischen Länder errichtet, dem die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg untergeordnet sein sollten. Ueber dieses wurde dem Kaiser die Befugniß ertheilt, an geeigneten Orten neue Bischofssitze zu errichten, namentlich zu Merseburg, Zeitz und Meißen. Die Ausführung ward jedoch von Verhandlungen mit dem Erzbischofe von Mainz und dem Bischofe von Halberstadt abhängig gemacht. Jene Bulle nennt Otto den erhabensten der erhabenen Kaiser; als der dritte nach Constantin habe er die römische Kirche erhöhet. Deshalb sollte Magdeburg von Rom nicht mindere Ehre empfangen als Constantinopel und den ersten Metropolen der Christenheit gleich gestellt werden.

So erscheint Otto auf dieser Versammlung als mächtiger Gebieter Italiens, in engster Vereinigung mit dem Papste, von Allen anerkannt und hoch geehrt.

Nun dachte er daran, auch mit dem oströmischen Reiche in Verbindung zu treten, um mit ihm das gleiche christliche Interesse gegen Heiden und Saracenen **) in Verbindung zu bethätigen. Damals herrschte zu Constantinopel Nicephorus, welcher durch seinen Statthalter in Calabrien und Apulien regierte und die Oberhoheit über die Fürsten von Capua und Benevent in Anspruch nahm. Er konnte aber, im Kampfe wider die Saracenen unglücklich, wie Otto meinte, jetzt nicht daran denken, diese Ansprüche und den durch Annahme Pandulfo's zum Vasallen von Otto darauf gemachten Angriff zu verfolgen. Vermuthlich waren

---

*) Thietmar von Merseburg meldet (II, 11): »Im Jahre des Herrn 961, »am Abende vor der Geburt unseres Herrn wurde dem Kaiser zu Regensburg »der Leib des heiligen Mauritius und einiger Genossen desselben, nebst andern »Theilen heiliger Leiber überbracht. Dieses Alles wurde mit den höchsten »Ehren, wie es sich ziemte, nach Magdeburg gesandt und dort von den ein»müthig versammelten Einwohnern der Stadt und des Landes in Empfang ge»nommen, wird auch zum Heile des Vaterlandes daselbst bis auf den heutigen »Tag verehrt« In Erwartung des künftigen Erzbisthumes hatte Otto das Moritzkloster fortwährend mit reichen Begabungen bedacht.

**) Diese hatten namentlich im schon genannten Fraxinetum, in Calabrien und Sicilien, vorzugsweis also in den griechischen Besitzungen oder deren Nähe sich festgesetzt.

ihm letztere noch nicht klar geworden. Denn er schickte Gesandte nach Ravenna, um Otto's Freundschaft zu erlangen. Otto glaubte, diese Freundschaft nicht besser gewähren und die beiderseitigen Ansprüche nicht glücklicher ausgleichen zu können, als wenn er Nicephorus Stieftochter (seines Vorgängers Romanus II. Tochter), Theophano, für seinen Sohn Otto zur Ehe begehrte. Dabei wünschte er ohne Zweifel, Theophano möge seinem Sohne die Besitzungen der Griechen in Unter-Italien als Mitgift zubringen. Allein hierin hatte er sich verrechnet. Nicephorus war so wenig gewillet, einen Fuß breit griechischen Bodens herzugeben, daß, als er unterrichtet worden, wie Otto den Pandulfo in Lehenspflicht genommen, er ein griechisches Heer nach Bari sandte und demselben in Person nachreiste. Otto's Gesandter traf ihn unterwegs und hielt ihn nur durch die Versicherung zurück, Otto wolle auf keine Weise die Rechte des morgenländischen Kaisers antasten. Durch diese Versicherung, zu der ihm übrigens alle Ermächtigung fehlte, brachte Otto's Gesandte — es war der Venetianer Dominicus — es dahin, daß sich Nicephorus der Werbung um Theophano's Hand wenigstens nicht abgeneigt erwies. Er kehrte auf Dominicus Versicherung nach Constantinopel zurück und gab den Krieg gegen Otto auf, traute ihm aber doch so wenig, daß er mit den Saracenen im Westen Frieden schloß und ihnen Sicilien überließ, um gegen Otto freie Hand zu behalten. Inzwischen hatte in Erwartung der ausgebliebenen Braut Otto seinen 14jährigen Sohn aus Deutschland kommen lassen, welcher gegen Ende Octobers in Verona anlangte und dort mit seinem Vater und dem Könige Conrad von Burgund das Allerheiligenfest feierte. Am 21. December 967 zogen Vater und Sohn in Rom ein und am Weihnachtsfeste krönte der Papst in der Kirche des Vatican den jungen Otto unter dem Zurufe des ganzen römischen Volkes zum Kaiser.

Statt der zugesagten Braut schickte der vorsichtige Nicephorus vorerst nur eine Gesandtschaft, welche den Kaiser Otto in Italien aufsuchte. Dieser schrieb darüber unterm 18. Januar 968 aus Capua folgenden von Widukind aufbewahrten Brief an seine Herzöge und Befehlshaber in Sachsen:

„Otto, von Gottes Gnaden Imperator Augustus den Herzögen „Hermann und Thietrich (Dietrich) und den übrigen Befehlshabern in „unsern Staaten alles Liebe. Nach Gottes Willen steht es mit unserer „Gesundheit und allem Uebrigen sehr gut. Uebrigens sind Gesandte des „Königs von Constantinopel an uns unterwegs, Männer von ausge„zeichneter Würde, welche, wie wir hören, dringend um Frieden bitten.

„Es mag nun gehen, wie es wolle, mit Krieg werden sie uns, so „Gott will, zu überziehen, nicht wagen. Die Provinzen Apulien und „Calabrien, welche sie bisher inne hatten, werden sie uns, wenn wir „nicht einig werden, hergeben müssen. Wenn sie sich aber unserm Willen „fügen, so haben wir vor, im bevorstehenden Sommer unsere Gemahlin „mit unserm uns gleichnamigen Sohne nach Franken zu schicken und so Gott „will, einen Zug nach Fraxinetum (Garde Frainet) zu unternehmen, um die „Saracenen zu vernichten und dann zu Euch kommen. Ueber dieses „wollen wir, daß, wenn die Redarier, wie wir vernommen, solche Nieder„lage erlitten haben, Ihr denselben auf keine Weise den Frieden zuge„stehet. Ihr wißt ja, wie oft sie ihr Wort gebrochen haben. Unser „Sohn hat am Feste der Geburt des Herrn vom seligen, apostolischen „Bischofe die Krone zur Kaiserwürde empfangen."

Die Verhandlungen mit den Gesandten nahmen indessen einen ganz andern Gang, als Otto vermuthet. Otto konnte seine Vasallen, Pandulf und dessen Bruder weder im Stiche, noch ihrer Lehenspflicht entlassen, wie griechischer Seits verlangt zu sein scheint. Eine Verständigung ward nicht erzielt. Otto sahe, daß er die Princessin Theophano für seinen Sohn auf diesem Wege nicht erlangen würde. Deshalb wollte er den Griechen Apulien und Calabrien abnehmen. Er hatte sich die Sache leichter vorgestellt, als er sie fand. Allerdings traf er, da er im Anfang März 968 in diese Provinzen mit Heeresmacht einfiel, auf geringen Widerstand. Er rückte vor Bari, die Hauptstadt Apuliens. Da sie sich nicht ergab, begann Otto sie einzuschließen und zu belagern. Er vermochte aber die Stadt nicht zu nehmen, weil sie von der See her Unterstützungen erhielt. Dies konnte Otto, ohne Flotte, nicht verhindern. Nachdem er die Stadt einen Monat lang belagert, zog er Ende Aprils von derselben ab. Dagegen schlug er wieder den Weg der Unterhandlung ein. Er sendete den Geschichtsschreiber, Bischof Liudprand von Cremona, seinen alten Geschäftsträger, als Gesandten nach Constantinopel, um den Kaiser Nicephorus wieder auszusöhnen und die gewünschte Vermählung des jüngern Otto mit Theophano herbeizuführen. Liudprand war allerdings ein für seine Zeit ungewöhnlich gebildeter Mann und durch Kenntniß der Landessitten und Sprache, Schlauheit und Geschäftsgewandtheit zu einer solchen diplomatischen Sendung sehr geeignet. Allein ihm fehlte für Behandlung solcher Dinge die nöthige Ruhe. Er war anspruchsvoll, aufbrausend, jähzornig und verdarb mit seiner Heftigkeit das Gute, das er erzielte. Auch waren die Griechen noch schlauer, als er. Seine Gesandtschaft,

auf welcher er sieben Monate (vom Mai bis Ende December 968 zubrachte, war ganz erfolglos. Die Unterhandlungen nahmen kein günstiges Ende und die Werbung um Theophano ward auf fast höhnische Art zurückgewiesen. Die Gesandten des Papstes, welche gleichzeitig erschienen waren, diese Verbindung der beiden Kaiserhöfe vermitteln zu helfen, wurden in's Gefängniß geworfen. Außer der Erfolglosigkeit seiner Mission hatte sich Liudprand ebenfalls über viele zu Constantinopel erfahrene Kränkungen zu beklagen, zu deren vielen er freilich selber die Veranlassung gegeben hatte.

So wenig Otto die Hand Theophanos, oder Apulien und Calabrien erlangt hatte, so wenig brachte er die in seinem Schreiben an die sächsischen Herzöge und Vornehmen angekündigte Vertreibung der Saracenen aus dem Räuberneste Fraxinetum, das zwischen Toulon und Nizza in der Mitte auf dem Ufer der Provence lag, zu Stande. Nicht einmal einen Zug dahin konnte er unternehmen. Dieser Plan hatte also eben so wenig ein Ergebniß, wie Otto's früherer Versuch, die Zurückziehung der saracenischen Freibeuter aus Fraxinetum auf diplomatischem Wege zu erzielen, zu welchem Ende Otto den Mönch Johann aus dem Kloster von Gorze in Lotharingen 953 an den Khalifen Abderrhaman von Cordova abgesandt hatte

Dagegen war Otto der Erfüllung seines Wunsches, in Magdeburg ein Erzbisthum zu errichten, näher gekommen, freilich um einen sehr theuern Preis. Die beiden mächtigen Gegner dieses Planes, Bischof Bernhard von Halberstadt und Otto's eigener Sohn, Wilhelm, der Erzbischof von Mainz, waren binnen Monatsfrist, während Otto seinen Zug nach Apulien angetreten, vom Schauplatze ihres irdischen Wirkens abgerufen worden. Bernhard starb am 2. oder 3. Februar und Wilhelm am 2. März 968. Wilhelm war, so sehr er seinen Vater ehrte und ihm in allen Dingen förderlich war, die er mit der Kirche und seiner Würde verträglich hielt, der eifrigste Verfechter der Rechte der Kirche, wenn seines Vaters Pläne deren Interessen zu verletzen schienen, wobei er sich nicht darum kümmerte, ob sein Vater bei solcherlei Vorhaben den heiligen Vater auf seiner Seite hatte. In dem bereits einmal behufs Schilderung der deutschen Zustände um die Mitte der funfziger Jahre des zehnten Jahrhunderts angeführten Schreiben an Papst Agapet vom Jahre 955 sagt Wilhelm: keine Kirche gebe es, die nicht auf irgend eine Weise geschädigt worden, die seinige bedürfe, nachdem sie wohl ausgestattet und abgegränzt worden, einer Erweiterung nicht. Dagegen gehe man damit um, dieselbe

zu verkleinern, man bedecke die Schuld mit der Gerechtigkeit und sage, es soll geschehen, um das Christenthum weiter auszubreiten.

„Aber," fährt er fort, „ich wundere mich, was Christus mit Belial, „was der Raub mit Almosen, was Fluch und Segen mit einander ge„mein haben? Dazu kömmt das Ansehen Eurer eigenen Unterschrift, „welche der heiligen Mainzer Kirche und mir das Privilegium zugesichert „hat, daß, wenn irgend Jemand dieselbe einer bisher gehabten Ehre be„rauben wollte, er selbst des Seinigen verlustig gehen und wenn er nicht „zu besserer Einsicht gelange, von der Majestät des ewigen, apostolischen „Bannstrahles getroffen werden und am jüngsten Tage Rechenschaft darüber „geben solle. In die Verkürzung unseres Bisthumes und die Verlegung „der Halberstädter Kirche, werde ich, so lange ich lebe, nimmer willigen, „selbst, wenn einer von jenen falschen Propheten in Schaafskleidern, die „innen reißende Wölfe sind, mit Geld und Edelsteinen bepackt, nach Rom „ginge und von dorther wiederkehrend, sich brüstete, er bringe so viele „Pallien, mit baarem Gelde gekauft, heim, als er wolle — was von „Euer apostolischen Majestät zu denken, mir unmöglich fällt — und wenn „er auch apostolische Briefe aufwiese, wonach es von der apostolischen „Majestät dem Könige erlaubt sein solle, so viele Bisthümer zu errichten, „wie ihm beliebt. Ich glaube nicht, daß solches ohne mein Wissen recht „ist, ohne mein Wissen, sage ich, der ich in den Ländern Deutschland und „Frankreich als nächst Euch der erste in der Christenheit bessern soll, was „zu bessern ist, ohne dabei Jemand Andern Rechenschaft schuldig zu sein, „als Euch. Liegt dergleichen Beraubung unserer Kirche aber wirklich in „Euerer Absicht, so werdet ihr doch wohl erst Briefe an unsern Herrn, „den König, an mich, als durch Euere Barmherzigkeit Euern Vicar, an „Bruno, den Erzbischof der heiligen Kirche zu Cöln und an Ruodbert, „den Erzbischof der heiligen Kirche von Trier senden, um nach Euerm „Willen an einem beliebigen Orte — mir am liebsten wäre zu Mainz „— ein Concil der heiligen Brüder zu versammeln. Da mag dann „zuerst über den Zustand der heiligen Kirche verhandelt werden, über die „Bischöfe, welche geblendet und von ihren Sitzen vertrieben sind, über „den blinden Herold, über Rather von Lüttich, der obwohl canonisch und „gesetzlich inthronisirt, doch alsbald wie ein Pächter fortgejagt ist, sowie „über alles das Unkraut, welches den Weizen der heiligen Kirche erstickt. „Und dann will ich zu Euch kommen und Euere apostolische Würde an„rufen und mich zu fernen Nationen zum Predigen senden lassen, wenn „ich für die Unsrigen nicht mehr nöthig bin. Das will ich lieber, als „die Leiden unserer Kirche und der Heiligen ansehen, wenn wirklich das

„Geld Hadamars*) mehr gilt, als die fromme Stiftung des heiligen „Bonifacius unseres Vorgängers, die Stiftung Eurer Vorgänger und der „unsrigen. Mag es alsdann so viele Pallien geben, wie Bischöfe. Ich „mag denn nicht mehr Bischof sein.“

Fand Otto für die Ausführung seines Lieblingplanes: die Errichtung eines Erzbisthumes in Magdeburg, beim eigenen Sohne so festen Widerstand, so kann solches von dem Bischofe Bernhard noch weniger befremden, der von der beabsichtigten Maaßregel noch weit näher betroffen wurde, als Wilhelm. So lange er lebte, konnte er sich nicht überwinden, Magdeburg aus seinem Sprengel frei zu lassen. Durch keinerlei Mittel gelang es dem Kaiser, den alten Bernhard zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Eine merkwürdige Probe dieses Widerstandes ist bereits oben mitgetheilt und gezeigt, wie die Geschichte gewiß nicht eine bloße Erfindung ist.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Des Erzbischofs Wilhelm und der Königin Mathilde letzte Tage und Tod. — Stimmen der Mit- und Nachwelt über Mathilde.

Wilhelms Ende läßt sich, von dem seiner heiligen Großmutter getrennt, nicht vortragen. Kehren wir daher nach Deutschland zurück. Wir können, was wir zu melden haben, nicht besser erzählen, als mit den Worten der jüngern Vita, die auch hier weit ausführlicher ist, als die Aeltere:

„Es nahete,“ so heißt es dort, „die sehr Vielen trauervolle Stunde, „in welcher Gott die Seele der erleuchteten Königin aus dem Kerker des „Fleisches erlösen wollte, damit sie den Lohn ihrer Arbeit und die Ehre „der ewigen Vergeltung empfangen möchte. Ein ganzes Jahr hindurch war „sie schon sehr krank gewesen. Gleichwohl und obgleich ihr die leiblichen

---

*) Hadamar, Abt von Fulda, war von Otto nach Rom gesendet, um die Verlegung des Halberstädtischen Bischofssitzes nach Magdeburg und dessen Erhebung zum Erzbisthum auszuwirken. Er hatte die Zusage, vielleicht auch schon das Pallium für den Erzbischof mitgebracht.

„Kräfte versagten, bereis'te sie die königlichen Besitzungen. Nachdem sie „ihre Umreise durch die Städte des Sachsenlandes beendet, auch den „einzelnen Klöstern, was dieselben am meisten bedurften, hatte zukommen „lassen, begab sie sich wieder in die Stadt Nordhausen, die sie gar zu „lieb hatte, um die Richburg zu sehen, welche sie vor Kurzem als Aebtissin „eingesetzt hatte. Sobald sie angekommmen war, ließ sie diese vor sich „rufen und fragte sie weitläuftig über die ihr anvertraute Congregation „aus. Hiernächst betrat sie selbst das Kloster und forschte sorgfältig „darnach, mit welchem Eifer eine Jede dem Lernen obgelegen. Denn „sogleich, nachdem sie das Münster erbaut, hatte sie stets die Gewohnheit „beobachtet, selbst die Schule zu besuchen und mit Aufmerksamkeit sich „von dem Fleiße der Einzelnen Kenntniß zu verschaffen, weil es ihre „angenehmste Beschäftigung war, die Fortschritte eines Menschen zu sehen „und zu hören. Dieses Mal verweilte sie in dieser Stadt von der Zeit „des Herbstes an bis gegen das Fest der Geburt Christi. Nach dem „Feste des heiligen Apostels Thomas (21. December 966) berief sie die „Aebtissin wieder vor sich und hatte mit derselben diese Unterredung: „„O du uns immer treu Gewesene, du beste Mitwisserin unserer Trüb„„sale, wir erkennen an der Zunahme unserer Schwäche, wie der Tag „„unserer Auflösung herannahet; darum ziemt sich's, daß wir unsere „„Abreise von hier beschleunigen, damit uns nicht dahier der letzte Tag „„des gegenwärtigen Lebens zuvorkomme.“ Vor Schluchzen und Thränen „konnte die Aebtissin anfänglich nicht reden. Bald aber sprach sie also: „„O liebwerthe Gebieterin, was soll diese Weissagung? Warum sagt „„Ihr uns Unglücklichen so trauriges Leid voraus oder wem hinterlasset „„Ihr uns Einsamen? Denn wir hoffen, daß Gott uns gnädig sei und „„uns Solches noch nicht begegne. Aber weil es zweifelhaft ist, welchen „„Ausgang Eure Krankheit nehmen wird, so bitten wir Euch demüthig, „„daß Ihr noch einige Zeit hier bleibt, bis wir sehen, ob Gott giebt, „„daß Eure Krankheit sich mildere, damit, wenn das schwere Unglück „„eintritt, daß der unser Heil beneidende Tod uns Euer Leben raubt, „„wir doch wenigstens durch den Trost gestärkt werden, daß an diesem „„Orte Euer liebwerther Leib bei uns ruhen möge.“ Darauf gab ihr „die geliebte Königin dieses zur Antwort: „„Daran hatte ich auch schon „„lange im Voraus gedacht, und wie lieb würde es uns gewesen sein, „„daß unser Leib an diesem Orte bestattet würde, wenn es Gott im „„Voraus so bestimmt hätte, denn alsdann würde unseres Sohnes und „„unser Enkel Fürsorge gegen Euch um so größer sein! Doch wir „„fürchten uns, hierzu unsere Zustimmung zu geben, weil unser Herr

„„Heinrich in Quedlinburg ruhet, neben dem auch ich der Gruft über„„geben werden und den jüngsten Tag erwarten soll. Wenn aber jetzt „„an diesem Orte unser Tod eintreten sollte, wird Euer Herz noch tiefer „„betrübt werden und es würde Euch eine schmähliche Verachtung treffen, „„wenn dann mein todter Leib wider Euern Willen von hier hinweg„„geführt würde. Diese Gründe mahnen uns, die Abreise von hier zu „„beschleunigen. Doch, liebet Gott allezeit und lasset keine andere Liebe „„zu, als die seinige, sondern achtet immerdar auf seinen Dienst. Seid „„im Gebete recht wachsam und verharrt in Euerem heiligen Vorsatze. „„Seid der Seelen eingedenk, für welche wir dieses Kloster gegründet, „„dazu auch unserer Enkel, die noch in diesem sterblichen Leben weilen. „„Auch unserer gedenket; denn Ihr werdet nie wieder Jemand sehen, der „„Euch geneigter ist. Wir befehlen Euch Gotte, dem Vater der Weisen, „„der heiligen Jungfrau Maria und den Fürbitten der Heiligen, deren „„Reliquien wir hier eine Stelle angewiesen haben; Euer Herz beun„„ruhige sich nicht, vielmehr richtet Eure Hoffnung auf Gott, denn, wenn „„wir auch leiblich abwesend sind, so werden wir doch mit unserer Liebe „„Euch stets gegenwärtig sein!““

„Am 22. December (967) schied also die von Gott geliebte Königin „aus der Stadt Nordhausen und ließ die dort befindlichen Klosterfrauen, „welchen sie stets mit mütterlicher Liebe zugethan gewesen, in der größten „Betrübniß zurück. Denn, o Schmerz! Dieselben sollten sie in diesem „sterblichen Leibe nicht wiedersehen, sie, die ihre Ehre, Freude, Zierde „und Ruhm gewesen war. Sie begab sich eilig nach Quedlinburg, wo „nach Gottes Rathschlusse die heilige Seele aus des Leibes Kerker be„freit werden sollte. Als der Tag ihrer Auflösung sich näherte, ließ sie „die vorerwähnte Aebtissin Richburg zu sich entbieten, der ihr geheimstes „Denken und Empfinden bekannt war, um in Quedlinburg ihren Todestag „abzuwarten und ihr in der letzten Noth, wie vorher, getreulich Beistand „zu leisten. Im Vorgefühle des herannahenden Todes überantwortete sie „den Bischöfen und Priestern alle Einkünfte, welche sie zum Nutzen der „Armen noch nicht verwendet hatte und vertheilte dieselben mit frei„gebiger Hand unter die Klöster, eingedenk der Vorschrift des Wortes: „verkaufe Alles was du hast und gieb es den Armen.“

„Während eine zahllose Menge herbeiströmte, um die kranke Königin „zu besuchen, kam auch Wilhelm, der Erzbischof von Mainz. Obwohl „derselbe auf Gottes Geheiß noch früher sterben sollte, kam er doch zur „Heiligen Gottes, um ihr Worte des Trostes zu spenden. Der Sterbende „besuchte die Sterbende und tröstete, seines eigenen Todes sich nicht vor-

„sehend, diejenige, die ihn, wenn auch nur kurze Zeit, überleben sollte. „Als die selige Königin des Bischofs ansichtig ward, sprach sie mit „heiterm Antlitze und freundlicher Begrüßung: „„Wir zweifeln nicht, daß „„Ihr durch Gottes Willen zu uns gesendet seid; denn Niemand könnte „„uns trauter und zu diesem Werke willkommener sein, nachdem uns die „„Hoffnung genommen worden, daß unser geliebter Sohn Bruno so „„lange am Leben bliebe, um meinem Tode beizuwohnen und meinen „„Leib der Erde anzuvertrauen. Nun aber hört zuerst meine Beichte „„und ertheilt uns, kraft der Gewalt, die Euch von Gott und dem hei- „„ligen Petrus, dem Fürsten der Apostel übergeben worden, Absolution, „„dann gehet in die Kirche und singet eine Messe für unsere Sünden „„und Vergehungen, außerdem für die Seele unseres Herrn, des Königs „„Heinrich und für alle lebenden und verstorbenen Gläubigen Christi.““

„Nachdem die Beichte beendet worden, ging der Bischof zur Kirche „und erfüllte das Verlangen der Königin vollständig. Nach beendigter „Messe trat er wieder in das (Kranken-) Zimmer und ertheilte ihr aber- „mals den Nachlaß der Sünden. Alsdann salbte er sie mit dem heiligen „Oele und stärkte sie mit dem heiligsten Geheimnisse des Leibes und „Blutes Christi. Hierauf verweilte er noch drei Tage bei ihr, weil er „ihren Tod für nahe bevorstehend hielt. Als er aber am vierten Tage „erkannte, daß der Tag der Auflösung noch nicht so nahe sei, begab er „sich zur kranken Königin und begehrte die Erlaubniß zur Abreise, wobei „er untröstlich weinend klagte, weil er wahrnahm, daß ihre Krankheit „nicht nachließ. Ließ aber die Herbigkeit der Trauer in seinem Geiste „auf einige Zeit nach, so erkannte er, daß er nicht Schmerz, sondern „Freude zu empfinden habe, weil zu glauben war, die Seele der Hei- „ligen Gottes werde, wenn sie aus dem Leibe scheide, aus der Mühsal „zur Ruhe gelangen. Die heilige Herrin und der Bischof redeten noch „sehr Vieles mit einander, das zu erzählen, sehr weitläuftig ist. Da- „zwischen beschied die Königin die Aebtissin Richburg vor sich und fragte „dieselbe, ob noch Etwas übrig geblieben sei, das sie dem Bischofe „schenken könne. Jene aber antwortete und sprach: „„Was kann Euch, „„Geliebteste Gottes, noch übrig sein, alles Eurige ist für die Noth der „„Armen vertheilt?““ Aber jene sagte: „„Wo sind die Gewänder, welche „„wir für unser Begräbniß zurückzulegen, befohlen haben? Diese bringe „„man uns her, damit sie unserm Enkel als ein Pfand unserer Liebe „„geschenkt werden, denn er wird, wie wir glauben, derselben früher be- „„dürfen, als wir, weil er eine sehr schwierige Reise anzutreten hat. „„Es ist ja immer zweifelhaft, wohin des Schicksals unbeständiges Walten

„„sich wendet, oder in welche Beschwerlichkeiten es die armen Menschen „„hineinzieht. Wenn aber unser Tod eintritt, so kann an uns das „„Sprüchwort in Erfüllung gehen, das im Munde des Volkes lebt: „„Verwandte finden schon Hochzeit- und Sterbekleid.““ „Während die Königin also sprach, kam die Aebtissin mit den Gewändern. „Sie nahm dieselben, übergab sie dem Bischofe und sprach: „„Diese „„Geschenke mögen Euch Zeichen der Erinnerung an uns sein.““ Als der „Bischof dieselben in Empfang genommen, dankte er, segnete sie und trat „zurück. Zu den Umstehenden gewandt aber sprach er leise: „„Von hier „„begeben wir uns nach Radulferode *) und lassen einen von unsern „„Geistlichen hier, der, wenn unserer Gebieterin Tod eintritt, schnell zu „„mir zurückkommen und uns die Meldung machen soll, damit wir wieder„„kehren und mit geziemender Ehre ihren Leib der Erde übergeben.““ „Die Königin aber hob, als ob der Bischof diese Worte an sie gerichtet „hätte, das Haupt empor und sprach: „„Es ist nicht nöthig, daß jener „„hier bleibe, er mag lieber mit Euch reisen. Ihr bedürfet ihn mehr „„als Begleiter auf Euerer Reise. Gehet hin im Frieden Christi, wohin „„sein Wille es bestimmt hat.““

„Der Bischof aber reiste von da nach Radulferode. Hier nahm er „einen Arzeneitrank und starb eines plötzlichen Todes (am 2. März). „Es gingen Boten nach Quedlinburg und meldeten dieses. Während „Alle in Zweifel waren, wie man dieses der Königin beibringen sollte, „um die Schwere ihrer Krankheit nicht zu erhöhen, sprach die verehrungs„würdige Dienerin Christi, wie erleuchtet durch den Geist der Weissagung, „unter Thränen lächelnd: „„Was flüstert Ihr unter einander und warum „„verlangt Euch, das traurige Leid uns zu verhehlen? Wir wissen ja, „„daß der Bischof Wilhelm aus dieser Welt geschieden ist **) und das „„vermehrt meine Krankheit sehr. Lasset die Kirchenglocken läuten und „„die Armen zusammenkommen, um Almosen zu empfangen und für seine „„Seele bei Gott zu bitten.““

„Nach diesem athmete sie noch zwölf Tage lang im sterblichen Leben. „Als aber an dem heiligen Samstage, wo Christi Dienerin die Welt

*) Dieses lag, wie bei Erzählung der Stiftung des Pölder Klosters angegeben ist, am Eichsfelde und gehörte auch theilweis nach Pölde.

**) »Auch der Abt Liudolf von Corvey,« sagt Thietmar (II, 12) »sah den »Erzbischof voll Staunens in der Nacht, in der er starb, wie er leibhaftig ihm »entgegenschritt und sagte seinen geistlichen Brüdern, daß jener gestorben sei.«

„verlassen sollte, dieselbe bemerkte, wie es zu tagen begann, ermunterte sie „alle mit ihr im Zimmer Befindlichen, vom Schlafe sich zu erheben und „die Priester und Nonnen herbeizurufen, um zu thun, was ihnen obliege. „Da eine zahllose Menge beiderlei Geschlechtes zusammenkam, befahl „die Heilige Gottes, es solle Niemandem der Eintritt verweigert werden. „Als nun Alle eingetreten waren, unterwies sie dieselben mit heilsamen „Ermahnungen und sprach: „„Dienet dem Herrn in Furcht und „„frohlockt ihm mit Zittern; ergreifet die Zucht, daß nicht „„etwa zürne der Herr und Ihr zum Untergange gehet vom „„rechten Wege (Ps. II, 11. 12). Lasset ab vom Bösen und thut „„Gutes, damit in der letzten Stunde Euere Seelen des Teufels Nach„„stellungen entrissen und Euch von Gott die ewigen Belohnungen ge„„währt werden.““

„Nach diesen Worten gebot sie Allen, hinauszugehen im Frieden „Christi. Nur die ihr nothwendige Dienste zu leisten hatten, blieben „zurück. Hierauf ließ sie ihre Enkelin, die Aebtissin Mathilde, des „Kaisers Otto Tochter, zu sich rufen und gab ihr heilsame Mahnungen, „sie solle fromm und demüthig, klug und vorsichtig sein und die ihr an„vertraute Heerde bewahren, auch nur selten das Kloster verlassen, damit „sie nicht, weltlicher Sorge hingegeben, am Dienste Christi verhindert „werde. Auch händigte ihr die Königin ein Verzeichniß ein, worin die „Namen der verstorbenen Edeln eingetragen waren *). Sie empfahl ihr „die Seele ihres Herrn, des Königs Heinrich, ingleichen ihre eigene, so „wie die aller Gläubigen, deren Andenken sie selber pflegte. Zuletzt „schritt die Aebtissin trauererfüllt herzu, beugte das Knie zur Erde, um„faßte weinend die Füße der Königin und sprach: „„Meine theuerste Ge„bieterin, wem hinterlasset ihr die trostlose Heerde, über welche Ihr mich „Unwürdige zur Aebtissin eingesetzt habt? Denn schwer ist es mir, die „mir anvertraute Heerde zu hüten, wenn Euere Hilfe einmal fehlen „wird.““ Die heilige Königin, von diesen Worten im Allerinnersten be„wegt, sprach: „„Dem höchsten Beschützer empfehlen wir Euch; nicht

*) Mabillon, welcher in seinen Annalen des Benedictinerordens, lib XLVII. Cap. XXI. das Ende Mathildens nach der jüngeren Vita erzählt, sagt: Mathilde habe ihrer Enkelin ein computorium oder kalendarium gegeben mit einem Necrologio, worin die Namen verstorbener, angesehener Personen (Proceres) verzeichnet gestanden hätten. — Auch erwähnt Mabillon, daß in dem Kalender, welcher sich vor dem Gebetbuche der Königin Emma von Frankreich (Adelheid's Tochter) befinde, unter dem vierzehnten März Mathildis regina venerabilis angegeben worden.

„„Fremden hinterlassen wir Euch, sondern unserm Sohne Otto und „„unsern Enkeln!““ Jene aber sagte: „„Wir sind aber, o Gebieterin, „„in Zweifel, wohin Jener Herz sich wendet.““ Als nun die Aebtissin „bitterlich weinte und Worte des Trostes begehrte, sprach die Königin in „dem Wunsche, ihre Bekümmerniß zu lindern: „„Wohin ist unsere Hoff„„nung zu richten, wohin unser Sinn zu lenken, als zu Gott? Trachtet „„zuerst nach dem Reiche Gottes und dessen Gerechtigkeit, „„so wird Euch solches Alles zufallen. Wir glauben, daß unser „„Sohn Otto, seines frühern Versprechens wohl eingedenk, Euch Trost „„spenden wird. Wer aber den kirchlichen Besitz, die unserer Seits „„Eurer Nothdurft gewidmet ist, durch ungerechte Beraubung zersplittert „„und mindert, der sehe sich vor, wie er's vor Gott verantworte! Wer „„denselben im Gegentheile schützt und vermehrt, möge von Gott, dem „„treuen Vergelter, würdigen Lohn empfangen!““

„Nach diesen Worten gebot sie, daß Priester und Klosterfrauen „näher herantreten möchten, um ihre Beichte anzuhören und für sie „von Gott Vergebung zu begehren. Hierauf ließ sie eine Messe feiern „und sich den Leib Christi reichen, um durch die Gemeinschaft dieses „heiligen Geheimnisses der Schädigung durch den listigen Feind sicherer zu „entgehen. Nachdem dieses Alles nach der Ordnung abgethan war, „ermahnte sie die bei ihr Anwesenden, aufmerksam die Psalmen zu singen „und das Evangelium zu lesen, bis ihre Seele auf Gottes Geheiß vom „Leibe scheiden würde. Hierauf schwieg sie und hatte mit offenen Augen „und erhobenen Händen ihre Seele und ihren Geist dem Himmel zuge„wandt. Als aber die neunte Stunde sich nahete, befahl sie, eine härene „Decke auf dem Boden auszubreiten und ihren sterbenden Leib darauf zu „legen, streute mit eigenen Händen Asche auf ihr Haupt und sprach: „„Für einen Christen ziemet sich nur, in Sack und Asche zu sterben.““ „Dann beschützte sie sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und ent„schlief ruhig und friedlich im Herrn am 14. März 968. Wie man „sorgfältig erforscht hat, ist die Seele der Heiligen Gottes um dieselbe „Stunde des Tages aus dem Leibe geschieden, in welcher sie die Armen „des Herrn in der Fastenzeit zu erquicken pflegte. Als man aber den „Leib gewaschen und in die Kirche getragen hatte, kamen Boten von der „Königin Gerberge, der Tochter der verehrungswürdigen Gebieterin Ma„thilde und brachten ein mit Golde gesticktes Gewand, das sich dazu „eignete, über den Sarg gedeckt zu werden. Damit wurde die Weissagung „der auserwählten Dienerin Christi in allen Stücken erfüllt, sowohl

„bezüglich des Abscheidens des Erzbischofs Wilhelm als des Sterbe-
„gewandes.“

„Den Leichnam begrub man in der Kirche des heiligen Servatius, „neben dem Grabe des Königs Heinrich unter großen Ehren, wo sie „selber zu ruhen und den Tag des Gerichtes abzuwarten, beschlossen hatte *). „So schied sie aus dem Leben, edel von Abkunft, noch edler durch Wandel „und Heiligkeit, eine hochbetagte Frau, die allen ihren Nachkommen ein „gutes Beispiel hinterließ. Mit Ehren hatte sie ihr Erdenleben geführt, „mit Ehren war sie aus der Welt geschieden, ihr zeitliches Leben hatte „sie unter guten Werken vollbracht. Für gestorben kann diejenige nicht „erachtet werden, der, wie zu hoffen, die Krone der Gerechtigkeit gewährt „worden. So lange sie in der Zeitlichkeit lebte, war es ihr Verlangen, „Alle möchten errettet werden und Niemand aus der Heerde Christi um- „kommen. Zu eines Jeden Glücke war sie heiter, aber überaus traurig „bei Eines Mißgeschick. Gegen Alle war sie liebevoll und mitleidig, „nur bei Lastern nicht, denen nicht Mitleiden, sondern Strenge gebührt. „Es werden in der Kirche vieler Heiligen Feste gefeiert, denen sie, wir „hoffen es, an Verdiensten nicht nachsteht und von deren Gesellschaft sie „in der ewigen Glückseligkeit nicht gesondert sein wird. Sie war ein „wahrhaft würdiger Tempel, eine Wohnung des Herrn, durch Fasten „ausgekehrt, durch Gebete in Stand gesetzt, durch Reinigkeit gesäubert. „Allein, wie läßt sich zu ihrem Lobe würdig sprechen? Der Herr möge „in ihr gepriesen werden und sie selbst im Herrn. Denn er selber ist „ihr Lob; auf seinen Lippen ist ihr Lob nie erstorben. Ihm sei Ehre, „Ruhm, Herrlichkeit und Herrschaft von nun an bis in alle Ewigkeit. „Amen!“

Mit diesen Worten endet die jüngere Vita. Die ältere setzt noch Folgendes hinzu:

„Nach ihrem Tode eilten Boten mit Briefen nach Italien, wo ihr „Sohn, der Kaiser Otto, in Latium das Reich beherrschte, ein Mann, „dem füglich aller Frömmigkeit Verdienst gebühren würde, wäre es ihm „vergönnt gewesen, das nicht auf gesetzliche Weise, sondern durch einen „Soldatenaufruhr ihm aufgesetzte Diadem zu verschmähen **) oder

*) Thietmar von Merseburg (II, 12) sagt: »Sie wurde vor dem Altare des »heiligen Blutzeugen Christi, Servatius, neben ihrem Eheherrn beigesetzt, mit »dem, wie sie ihn im Leben geliebt hatte, so im Tode vereinigt zu werden, sie, »so lange sie lebte, stets dringend geflehet hatte.

**) Wenn der Verfasser durch ungeschicktes Hineinziehen oder Anbringen einer für classisch gehaltenen Stelle eines alten Autors (Sulpicius Severus) hier

„sich des Krieges zu enthalten. Allein die große Herrschaft konnte „nicht ohne Waffen behauptet werden. Jedoch vermochten weder des „Reiches Macht, noch die kaiserliche Würde, nicht Krone, noch Purpur „ihn abzuziehen vom Dienste Christi. Zu ihm, der in seinem Palaste „weilte, traten die erwähnten Gesandten ein. Hier saß der König auf „hohem Throne und sie meldeten, nachdem ihnen zu sprechen verstattet „worden, während die Briefe eröffnet wurden, daß seine Mutter ge„storben sei. Durch Vernehmen dieser Kunde völlig erschüttert, erbleichte „er im Antlitz und weinte unter reichlichst strömenden Thränen, so be„wegte ihn die Liebe zu seiner Mutter. Sodann bekräftigte er, er wolle „Alles vollziehen, was seine Mutter verlangt hatte. Er bestätigte sogleich „die Uebertragung des Theiles des im westlichen Lande belegenen mütter„lichen Erbes, den sie dem Nordhäuser Kloster zugewandt hatte. Er „sendete dorthin auch ein vom römischen Papste ertheiltes Privilegium, „wie die Herrin solches früher begehrt hatte. Er selbst weilte aber noch „eine Zeit lang in Italien.“

Otto wurde von dieser Todes-Nachricht so bewegt, daß er sogleich nach der Heimath zurückeilen wollte *), um an Wilhelm's und Mathilden's Gräbern seinen tiefen Schmerz zu letzen. Allein die italienischen Verwickelungen hatten ihn so verstrickt, daß er aus denselben für jetzt nicht zu entkommen vermochte. Seinen Trost suchte er nun darin, daß er seinen Lieblingsgedanken der Errichtung eines Erzstiftes zu Magdeburg, der er durch eine Menge reicher Schenkungen an sein geliebtes Moritzkloster vorgearbeitet, der Verwirklichung zuführte. Durch Bernhard's und Wilhelm's Tod waren die letzten Hindernisse dieses Planes hinweggefallen.

Nicht nur Otto, sondern alle edlern Zeitgenossen empfanden den Verlust, den Deutschland durch den Tod seiner erhabenen Mutter erlitten, auf's Tiefste. Wie sehr sie schon von ihren Zeitgenossen geachtet worden, bezeugt Widukind, der Folgendes spricht:

---

nicht das Sachverhältniß verwirrt hat, so hat er, wenn er damit die Erwerbung der Kaiserkrone hat schildern wollen, eine baare Unwahrheit gemeldet, was doch bei einem Schriftsteller, der ungefähr fünf Jahre nach dieses Otto Tode schrieb und kaum 19—20 Jahr nach dessen Krönung, fast unglaublich scheint und dem Ottonischen Interesse, das er vertritt, durchaus widerspricht.

*) »Auf die Nachricht vom Tode seiner Mutter und seines Sohnes und der andern angesehenen Männer,« sagt Widukind, »wollte Otto in sein Vaterland »zurückkehren.«

„Wenn uns gelüsten sollte, zum Lobe dieser Königin Etwas zu „sagen, so würden wir ohnmächtig erfunden werden, weil über alle An„strengung meines geringen Geistes die Tugend einer so großen Frau „hinausreicht. Denn wer vermöchte würdig, ihren beständig wachsamen „Eifer im Dienste Gottes darzustellen? Jede Nacht erfüllte sie auf alle „Art und Weise ihre Zelle mit der Melodie göttlicher Gesänge. Sie „hatte eine Zelle sehr nahe bei der Kirche, wo sie ein wenig zu ruhen „pflegte; alle Nacht erhob sie sich und ging aus derselben in die Kirche, „ungeachtet sie noch innerhalb der Zelle, vor der Thür und auf der „Straße in drei Chören Sänger und Sängerinnen aufgestellt hatte, welche „die göttliche Güte lobten und priesen. Sie selbst brachte diese Zeit in der „Kirche wachend und betend zu und erwartete die Meßfeier. Dann ließ sie „sich von den Kranken allum erzählen, besuchte die in der Nähe und ver„schaffte ihnen ihre Nothdurft. Den Armen reichte sie die Hand; dann „nahm sie fremde Gäste, deren immer vorhanden waren, mit aller Frei„gebigkeit auf. Keinen entließ sie ohne freundliche Ansprache; und fast „Niemanden ließ sie von sich gehen, ohne ihm kleine Geschenke oder die „nöthige Unterstützung zu verabreichen. Oft sendete sie Wanderern, welche „sie von Weitem aus ihrer Zelle erblickte, Lebensmittel nach. Obwohl „sie dergleichen Werke in tiefer Demuth bei Tage und bei Nacht übte, so „vergab sie doch der königlichen Würde nichts, sondern saß wie geschrieben „steht: wie eine Königin umgeben vom Volk und war immer „und stets eine Trösterin der Betrübten (Job. XIX., 25). Alle „ihre Hausbedienten und Mägde unterrichtete sie in mancherlei Künsten „und Wissenschaften; denn sie selbst besaß viele Kenntnisse, welche sie „nach des Königs Tode in lichtvoller Weise sich angeeignet. Wollte ich „alle ihre Tugenden melden, so würde die Zeit nicht ausreichen. Die „Beredtsamkeit eines Homer oder Virgil, wenn mir dieselbe zu Gebote „stände, würde nicht genügen. In der Fülle der Jahre und jeglicher „Ehre, in der Fülle guter Werke und gespendeter Almosen, und nachdem „sie ihren ganzen königlichen Reichthum an die Diener und Dienerinnen „Gottes, ingleichen an die Armen vertheilt hatte, übergab sie am 14. März „Christo ihre Seele. Zu derselben Zeit starb auch Bernhard (von „Halberstadt), welcher von allem Volke, als der des Priesterthumes wür„digste, gepriesen wurde. Niemand wird uns tadeln, daß wir den Ruhm „der Frömmigkeit dieser Personen gemeldet haben, wofern wir nur nicht „der Gefährdung der Wahrheit unterlagen. Denn wir haben von einem „gewissen Einsiedler gehört, daß er, ich weiß nicht, ob im Geiste oder in „einem wirklichen Gesichte, gesehen, wie die Seele der Königin und des

„Bischofs durch eine Menge von Engeln mit unaussprechlicher Glorie in „den Himmel emporgetragen worden."

Hiernach ward Mathilde schon von ihren Zeitgenossen als eine Heilige betrachtet. Eine förmliche Canonisation kann nicht nachgewiesen werden. Dagegen ward ihr Todestag schon sehr früh in die Martyrologien als ein Festtag aufgenommen.

Im römischen Martyrologio ist zum 14. März zu lesen: „Zu Halber„stadt *) das Entschlafen der seligen Königin Mathilde, der Mutter „Kaisers Otto des Ersten, welche wegen ihrer Demuth und Geduld ge„feiert wird." Eine Heilige wird sie in den Benediktiner Martyrologien von Wion und Menardus genannt.

Vernehmen wir zu Mathildens Ehre nun auch einen modernen, der Clerisei und Kirche nicht sehr holden Geschichtsschreiber, dem solche Aeußerungen zu einem doppelten Verdienste anzurechnen sind. Giesebrecht sagt in seiner deutschen Kaisergeschichte Folgendes:

„Viele Jahrhunderte noch hat Mathildens Name in höchsten Ehren „in ihren zahlreichen Stiftungen fortgelebt und gewiß mit dem vollesten „Rechte. Denn selten hat sich weltlicher Ruhm und irdische Höhe so „wahr und aufrichtig dem Dienste des Herrn ergeben, als es in dieser „ausgezeichneten Frau der Fall war. Ihr Beispiel und ihre unermüd„liche Thätigkeit haben für die Gesittung und christliche Erweckung des „Sachsenvolkes mehr gethan, als man sagen kann. Nicht zu Sitzen träger „Ruhe und stolzen Ueberflusses **), wollte sie ihre Stiftungen zu Quedlin„burg, Pölde, Nordhausen und Enger machen, sondern zu umfriedeten „Burgen und Pflanz-Stätten heiligen christlichen Lebens und Strebens „in einer vielbewegten Zeit, der es an roher Sinnlichkeit nicht fehlte. „Hier sollte die verfolgte Unschuld Rettung, die Noth Hilfe, das ver„langende Herz Glaubenstrost finden; von hier sollte sich außerdem über „das ganze Sachsenland eine höhere Geistesbildung verbreiten und zwar „jene Bildung, die, aus heiligen Quellen strömend, zugleich geistliche „Weihe giebt. Wie Mathilde in diesen Klöstern und Schulen — denn „sie waren Beides in Einem — gewirkt wissen wollte, zeigte sie an „ihrem eigenen Beispiele. Die Kraft des Lebens und aller Thätigkeit „nahm sie aus dem Gebete. Noch in ihren letzten Jahren stand sie stets, „ehe es tagte, vom Lager auf und ging zur Morgenandacht in die Kirche.

---

*) Statt des Todesortes ist hier der Name der Diöcese gesetzt.

**) Als ob solches jemals im Sinne irgend eines Stifters gelegen hätte, ja, gelegen haben könnte?

„Hier sah man sie täglich andächtig der Messe beiwohnen; aber sonst „war sie unermüdlich bei der Arbeit und allem müßigen Feiern von „Herzen feind. Wo sie auch sein mochte, daheim oder auf der Reise, „suchte sie die Armen auf und sorgte für sie, unterstützte die Wanderer, „trat selbst an das Lager Kranker und unterrichtete ihre Diener und „Mägde in nützlichen Dingen, namentlich in der damals noch seltenen „Kunst des Lesens. Mit ängstlicher Sorgfalt bedachte sie zugleich den „Haushalt und alle Bedürfnisse ihrer Stiftungen; und doch genügten ihr „alle diese Werke der Liebe noch nicht, wenn sie nicht täglich mit den „eigenen Händen Etwas arbeitete und fertig schaffte.

„Keine unter allen Tugenden Mathildens war größer, als ihre De„muth; wo sie helfen konnte, war ihr keine Arbeit zu schlecht und zu „gering, aber selbst bei den niedrigsten Werken konnte sie nie die ihr „angeborene Hoheit und Würde verläugnen. Mit ehrfurchtsvoller Be„wunderung sahe die Welt auf sie, die Gemahlin König Heinrichs, die „Mutter des großen Kaisers Otto, des tapfern Heinrich, des weisen und „heiligen Bruno; mit Freude und Stolz muß der Deutsche „noch jetzt ihren Namen nennen, denn mit demselben sind „die schönsten und rühmlichsten Erinnerungen unserer Ge„schichte innigst verknüpft.

Auch Dönniges, der dem Kirchlichen und Heiligen noch weniger zugänglich sich gezeigt, als Giesebrecht, kann nicht umhin (in den Jahrbüchern des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause I. 3. S. 149) also über Mathilde zu sprechen: „Milde, Freigebigkeit, Barmherzigkeit, Gottesfurcht „und christliche Liebe haben der Mathilde in der Kirche ein dauerndes „Andenken verschafft. Sie war voll tiefer und inniger Ergebenheit gegen „Alles, was sie durch das Wort *) der Geistlichen, als heilig und gott„selig kennen und wahren gelernt hatte. In ihren letzten Jahren lebte „sie in stiller Zurückgezogenheit, frommen Werken und Uebungen, von „ihrem Sohne Otto mit sorgsamer Schonung und kindlicher Liebe be„handelt, von allen Zeitgenossen verehrt, von ihrer Umgebung auf das „Innigste geliebt und beinahe angebetet, der Nachwelt als Beispiel „frommen Wandels, als Heilige gepriesen.“ **)

---

*) Diese Bemerkung, welche eine Bitterkeit gegen geistliche Bevormundung sein soll, ist ganz unangebracht, da Mathilde durch ihre hohe Bildung auch allenfalls ohne des Geistlichen Wort zu erkennen vermochte, was heilig und gottselig ist.

**) Als curioser Gegensatz zu diesen Urtheilen mag dasjenige des Quedlinburger Syndicus Voigt hier stehen, welcher sagt: »Die Königin Mathilde wird

Achtundzwanzigstes Capitel.

Otto's griechische Händel in Italien und Rückkehr nach Deutschland. Seine letzten Tage und sein Tod.

Wann und wo? Otto die Nachricht vom Tode Bernhard's, Wilhelm's und Mathilden's erhielt, ist nirgends angezeigt. Im Mai 968 befand er sich in der Grafschaft Penna. Am Ende des Monates Juni ging er durch Tuscien nach Ravenna, wo er am Ende Septembers und Anfang Octobers eine Synode versammelte, um endlich die Stiftung des Magdeburger Erzbisthums zur Ausführung zu bringen. Nach Ravenna hatte Otto auch die inzwischen eingeführten Nachfolger Bernhard's und Wilhelm's beschieden.

In Halberstadt war Hildeward auf Bernhard gefolgt. Hildeward war ein Sohn des wegen Hochverraths gegen Otto gerichteten Erich. Für die gegen den Sohn geübte Großmuth hatte Otto auf dessen Nachgiebigkeit in seinen kirchlichen Plänen zu rechnen. In Mainz wurde gleichfalls auf des Kaisers besondern Wunsch der bisherige Abt von Fulda, Hatto, gewählt, der schon früher für die Errichtung eines Erzbisthums in Magdeburg sein Interesse bethätigt hatte. In Ravenna gab Hatto zunächst seine Zustimmung zur Errichtung jenes Erzbisthums, so wie eines Bisthums in Merseburg. Zugleich überließ er die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg dem neuen Erzbisthum. Auch Hildeward gab die Zustimmung zur Verkleinerung seines Sprengels, von welchem er an Magdeburg die Gegend zwischen Ohra, Elbe, Bode und dem sogenannten Friedrichswege abtrat, wie er zu Gunsten des Bis-

---

»von allen Geschichtsschreibern wegen ihrer Frömmigkeit bis in den Himmel ge»hoben. Wenn man aber bedenkt, daß sie ihrer Freigebigkeit gegen die Klöster »keine Grenzen zu setzen wußte, und, wenn ihr nicht mit ganzem Ernste Einhalt »gethan wäre, sie das ganze deutsche Königreich an die Klöster verschenkt haben »würde; wenn man bedenkt, daß sie ungerecht und grausam genug sein konnte, »ihrem ältesten Sohne das ihm zukommende (?) Königreich nehmen und dem »zweiten Sohne zuwenden zu wollen, um zwischen ihren leiblichen Kindern außer»dem Meuterei und blutige Händel anzuspinnen; wenn man die übrigen Schwä»chen — welche bei aller Mühe der Biographen und Geschichtsschreiber, solche »zuzudecken, dennoch allenthalben (?) hervorschimmern, beachtet, so verliert der »Charakter dieser Königin in den Augen der Vernünftigen ganz außer»ordentlich.« Die Vernünftigen haben ganz anders geurtheilt und sind über den Unfug des Quedlinburger Syndicus zur Tagesordnung übergegangen.

thums Merseburg auf die Gegend zwischen dem Willenbach, dem Salzsee im Mannsfeldischen (oder Sulza bei Eckardtsberge), der Saale, Unstrut, Helme und dem Graben bei Wallhausen verzichtete *). Das ganze Slawenland, jenseits der Elbe und Saale, ward dem neuen Erzbisthume untergeben, unter welchem nun die Bisthümer Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Zeitz und Meißen standen, denen bald darauf noch Posen hinzugefügt ward. So war denn des Kaisers zwanzigjähriger Lieblingsgedanke, den er mit zunehmender Zähigkeit festgehalten und unter der Hand durch stete Bereicherung des Moritzklosters gefördert hatte, erreicht. Er hatte auch bereits den Abt dieses Klosters Richarius zum Erzbischofe bestimmt. „Der Kaiser," sagt Thietmar, berief zu sich den Richarius, „den dritten Abt der Kirche von Magdeburg — in der Absicht, ihn mit „der erzbischöflichen Würde zu bekleiden. Als aber Otto I. einen gewissen, „ihm heimlich überbrachten Brief gelesen, unterließ er dieses und be„förderte zur Höhe des Erzbisthumes nach apostolischem Rechte am „18. October 960 Adalbert von Trier. Dieser, damals seinem Stande „nach ein Mönch, war vorher geweiheter Bischof von Rußland, von dort „aber durch die Heiden vertrieben, ein weit berühmter und durchaus be„währter Geistlicher."

Adalbert kam nach Rom und holte sich das Pallium in Person. Am Schlusse des Jahres 968 kehrte er nach Sachsen zurück. In Magdeburg fand er böse Gesichter, am zurückgesetzten Richarius einen Gegner und an den Mönchen Verdruß über das Scheiden aus dem reichen Moritz-Kloster. Richarius aber starb bald und so lief die Sache glimpflicher ab, als sie sich angelassen hatte. Adalbert war schon am Weihnachtsfeste 968 inthronisirt. An diesem Tage wurden auch die Bischöfe von Merseburg, Zeitz und Meißen von ihm geweiht. Die Benedictiner Mönche des Moritzklosters wurden nach dem schon früher begründeten St. Johannes-Kloster auf einer Anhöhe der Südseite der Stadt an der Elbe übersiedelt, das nachher unter dem Namen: Kloster-Berge berühmt geworden ist. Noch lange wallfahrteten sie am Jahrestage ihrer Ausweisung barfuß in den Magdeburger Dom zu Editha's Grabe und hielten dort ein feierliches Amt.

Otto aber war es vor vier Jahren nicht vergönnt, seine neue Stiftung zu besuchen. Ihn hielten die griechischen Händel in Italien zurück.

*) Die Bezeichnungen der abgetretenen Theile sind aus Thietmars von Merseburg Chronik II. 14 entnommen. Ausführlicher sind sie in den im XVI. Bande der Scriptorum in Pertz Monument. German. abgedruckten annales Magdeburgens. beim Jahre 969 bezeichnet.

Noch ehe Liudprand von seiner vergeblichen Sendung im Januar 969 heimgekehrt war, hatte Otto den Krieg wieder eröffnet und stand gegen Weihnachten mit seinem Heere schon mitten im feindlichen Gebiete. Nach dem Feste drang er weiter vor. Da er aber die festen Plätze gut besetzt und die größeren Küstenorte durch die griechische Flotte wohl beschützt fand, konnte er nur verheerende Streifzüge im offenen Lande vornehmen, die ihn bis tief hinein nach Calabrien führten. Am Ende des Mai war Otto bereits wieder in Rom und hatte Pandulfo die Führung des Kriegs überlassen. In einer siegreichen Schlacht vor Bovino, das er belagerte, ward Pandulfo von den Griechen gefangen genommen und nach Constantinopel geschickt. Nun fielen die Griechen über die Gebiete von Capua und Benevent her. Nachdem sie längere Zeit arg darin gehaust, zogen sie vor Otto's Heere, das die Grafen Konrad und Siko wider sie heranführten, sich zurück. Bei Ascoli kam es zu einer Schlacht, in welcher die Kaiserlichen siegten und die Griechen einen großen Verlust an Leuten erlitten. Gleichwohl zog Otto's Heer wieder nach Norden zurück. Die Griechen hatten wieder ihr Gebiet inne, waren also nichts weniger als überwunden. So war das Jahr 969 verflossen. Otto selbst hatte inzwischen sich meistens im nördlichen Italien aufgehalten, wo er für das Jahr 970 zu einem größeren Kriegszuge rüstete.

Inzwischen waren in Constantinopel große Veränderungen vorgegangen. Nicephorus Herrschaft war auf Kriegsglück gegründet gewesen. Dieses hatte ihn verlassen. Er hatte selbst dazu mitgewirkt, da er seinem geschickten Feldherrn Johannes Tzimiskes den Heeresbefehl auf schimpfliche Weise entzog. Dieser hatte die Gunst der Kaiserin Theophano, eines intriguanten Weibes gewonnen. Eine Verschwörung, in welche er sich hineinziehen ließ, und wobei er den Nicephorus eigenhändig ermordete, verschaffte diesem Johannes den Thron und die Hand der Kaiserin. Nicephorus Ermordung war in der Nacht zum 11. December 969 erfolgt. Johannes fand verwickelte Verhältnisse vor.

Es wüthete ein unglücklicher Krieg in Syrien und mit den Russen war ein Krieg unvermeidlich geworden. Vor diesen nähern Dingen mußte Italien einstweilen zurücktreten. Diesen Moment benutzte Otto, mit seinem Heere im Frühjahr 970 in Unter-Italien einzudringen, nachdem er in Ravenna Ostern gefeiert. Um die Mitte Aprils brach er auf. Durch das Gebiet von Capua, wo er gegen Ende des Mai sich befand, zog er gegen Neapel. In diesem Lande hauste er arg. Darauf belagerte er Bovino, dessen Vorstädte eingeäschert wurden, vergeblich. Dieses war Otto's letzte Kriegsthat.

Denn, noch vor dem September kam der gefangene Pandulf, der Eisenkopf, vom neuen Kaiser freigegeben, aus Constantinopel zurück und überbrachte Otto von dort Friedensbedingungen. Johannes erbot sich, die Prinzessin Theophano dem jungen Kaiser als Gemahlin zu geben, verlangte aber, daß die Deutschen die griechischen Besitzungen in Italien räumen sollten. Otto ging dies ein, da ihm durch die Verbindung mit dem griechischen Hofe mittelst seines Sohnes Vermählung, der Besitz Roms und des Königreichs Italien gesichert und seine Kaiserwürde im oströmischen Reiche anerkannt war. Auch die Befestigung der Stellung des treuen Pandulf mußte ihm große Befriedigung gewähren. So konnte er, ohne neue Eroberungen gemacht zu haben, mit dem Erfolge vollkommen zufrieden sein. Er beging daher froh in Pandulfs Gesellschaft das Weihnachtsfest in Rom. Dieser und viele andere Fürsten und geistliche wie weltliche Große begleiteten ihn nach Ravenna, wo er sich einen Palast hatte bauen lassen. Hier ward das Osterfest gefeiert. In Begleitung zweier Bischöfe und mehrerer andern vornehmen Herrn, ward im Herbste 971 der Erzbischof Gero von Cöln nach Constantinopel gesandt um würdig Romanus II. Tochter Theophano, die Braut des jungen Kaisers einzuholen. Mit prächtigem Gefolge und reichen Geschenken langte die heißersehnte, kaum den Kinderjahren entwachsene Kaisertochter, um welche so lange gefreiet worden, in Benevent an. Otto hatte sich mit dem Bräutigam zum Osterfeste (7. April) nach Rom begeben und sandte ihr seinen Verwandten, den Bischof Dietrich von Metz, entgegen. Dieser geleitete Theophano von Benevent nach Rom, dessen Bewohner die künftige Kaiserin jubelnd einholten. Sie hielt ihren Einzug am 14. April 972 und wurde sofort in St. Peter vom Papste Johann gekrönt und mit dem jungen Kaiser getraut. Zur Freude des ganzen Italiens und Deutschlands ward die Hochzeit gefeiert. Fast alle Fürsten Deutschlands wohnten dem mit nie gesehener Pracht begangenen Feste bei. Schön und einnehmend, gewann die jugendliche Kaiserin durch ihren großen Verstand, ihre liebenswürdige Beredtsamkeit, so wie die Stärke ihres Geistes sofort viele Freunde und Verehrer. Eine reiche Morgengabe ward ihr verschrieben. Darunter befanden sich auch alle die Höfe, welche einst König Heinrich seiner Mathilde zugesichert hatte. Der kaiserliche Hof hielt sich den Sommer 972 über an verschiedenen Orten Ober-Italiens auf, namentlich zu Ravenna, Mailand und Pavia.

Nach sechs kampf-, sorgen- und mühevollen Jahren verließ Otto, vom Heimweh getrieben, den Boden Italiens im August 972. Er hatte die Araber gar nicht und die Griechen nur zum Theil bezwungen.

Erstere saßen ruhig auf Sicilien und selbst das saracenische Räubernest Fraxinetum hatte er unangetastet lassen müssen. Erst drei Jahre nach seinem Abzuge zerstörten es die Provençalen unter Anführung eines burgundischen Grafen Wilhelm. Italien war, nach wie vor, getheilt und die Griechen blieben, wenn auch etwas eingeschränkt, Nebenbuhler seiner Macht. Otto hatte begriffen, daß seinem Handeln eine Grenze gesetzt sei. Die vielen Verluste theurer Freunde und Verwandten, welche der Tod in seiner Abwesenheit abgerufen, gaben seinen Gedanken und Empfindungen ihre Richtung auf sein eigenes Ende. Es war ihm zu wehmüthig, dieses auf fremdem Boden zu erwarten. Das trieb ihn hauptsächlich zur Heimath zurück. War auch Vieles unerreicht geblieben, so war des Erlangten doch immerhin genug. Das Kaiserreich in Italien war hergestellt und stärker befestigt, als je ein früheres, auch vom morgenländischen Kaiserthum anerkannt, die deutsche Macht aber jedenfalls nach dem Süden Italiens hin stark erweitert. Das ganze Kaiserreich war nun in Frieden. Die an den Ostmarken hin und wieder auftauchenden Slawenempörungen hatten nichts zu bedeuten und wurden immer bald wieder unterdrückt.

Auf seinem Heimzuge nach Deutschland weilte Otto, nachdem er über den Splügen die Alpen zurückgelegt und St. Gallen besucht, einige Tage am Bodensee. Durch Franken zog er nach Ingelheim, wo auf den Wunsch des Papstes eine zahlreiche Synode versammelt war, um mehrere Angelegenheiten, die während Otto's Abwesenheit angeregt waren, zur Entscheidung zu bringen. In vielen Jahren hatte Deutschland eine so glänzende Versammlung nicht gesehen. Es waren zu derselben auch viele Herzöge, Fürsten und Grafen erschienen. Alle hatten sich vereinigt, den alten und jungen Kaiser nach der langen Abwesenheit zu begrüßen und in Gemeinschaft die Angelegenheiten des Reiches zu ordnen. Den übrigen Theil des Herbstes verbrachte Otto in der Nähe des Rheins. Wir finden ihn in Trier, Straßburg und Nierstein. Den December und das Weihnachtsfest verlebte er in Frankfurt. Von hier aus besuchte er auch Mainz, wo die St. Albanskirche die Gräber seiner drei Kinder, Liutgarde *), Liudolf und Wilhelm umschloß, die sämmtlich in der Blüthe

---

*) Von dieser 953 verstorbenen Gemahlin des in der Schlacht auf dem Lechfelde gefallenen Herzogs Conrad erzählt Thietmar von Merseburg Folgendes (lib. II, Cap. 24): »Des Herzogs Gemahlin aber, des Kaisers Tochter, »wurde von einem gewissen Cono, den sie nicht hatte erhören wollen, weit und »breit verläumdet, indem derselbe behauptete, sie sei insgeheim seine Frau. »Darüber empört, rechtfertigte der Kaiser sie so: Er berief alle Fürsten des

ihrer Jahre so lange vor ihm heimgerufen waren. Welche Erinnerungen und Empfindungen mochten in der Brust des alternden Heldenkaisers der Anblick dieser Gräber erwecken, deren stumme Bewohner alle einer anscheinend noch weit vor ihnen ausgedehnt liegenden Laufbahn in der Blüthe ihres Wirkens entrissen waren?

Nachdem er der Wehmuth den schuldigen Tribut gezollt und im Westen Alles geordnet, brach Otto im Frühjahr 973 nach seinem geliebten Sachsen auf. Am Palmsonntage besuchte er in bewegter und ungemein ernster Stimmung Editha's Grab in Magdeburg und nahm die Einrichtung des neuen Erzbisthumes in Augenschein. Thietmar von Merseburg weiß von diesem Besuche Otto's Folgendes zu melden:

„Als er Alles weise geordnet, ging er geraden Wegs nach Magde„burg, wo er den Palmsonntag (16. März 973) feierlich beging. Denn „er pflegte sich an den hohen Festtagen von den Bischöfen und allen „übrigen Geistlichen der Reihe nach in feierlichem Umzuge mit Kreuzen, „Reliquien und Räuchergefäßen zum Abend- und zum Frühgottesdienst, „sowie zur Messe in die Kirche geleiten zu lassen und nachdem er dort „mit großer „Furcht des Herrn, welche der Weisheit Anfang“ „ist, gestanden und gesessen hatte, ohne bis Alles beendigt war, von „irgend etwas Anderm, als von göttlichen Dingen zu sprechen, ging er „unter Vorantragung vieler Kerzen, mit einem großen Gefolge von „Priestern, Herzögen und Grafen zu seinem Palaste zurück. Am fol„genden Tage aber brachte er zum Heile seiner Seele Gott und dessen „sieggekröntem Streiter Mauritius unbeschreiblich reiche Geschenke dar, an

---

»Reiches, und erklärte, nachdem er sie vorher in geheimen Unterredungen, ob sie »dieses Vergehens schuldig wäre, ausgeforscht und gehört hatte, wie sie unter »Anrufung Christi und mit vielen Eidschwüren die Schuld völlig von sich abwies, »in Gegenwart Aller, wenn einer seiner Freunde sie mit den Waffen vertheidigen »wollte, werde derselbe sich ihm auf immer fest verpflichten. Auf dieses Wort »sprang sogleich Graf Burchard hervor und sagte, so daß Alle es hörten, Cono »habe Alles durchaus erlogen. Dieser dagegen stellte sich ihm, nachdem er eidlich »erhärtet hatte, daß Alles so wahr sei, zum Zweikampf. Allein sogleich beim »ersten Anlaufe verlor er die falsche Rechte und bekannte somit, überwunden, »seine Bosheit. So errettete sie der Herr von der falschen Anklage; sie aber »gefiel Gott durch die Unschuld ihres Wandels. Während aber ihr Gemahl noch »lebte, hatte sie, oft geschmäht und vielen Trübsalen ausgesetzt, Alles mit starker »Seele ertragen und war so bemühet, die angeborene Ehre zu bewahren. Als »sie aber aus diesem Leben schied, wurde sie in Mainz in der Kirche des heiligen »Albanus, viel beweint, bestattet. Dort hängt noch jetzt als ein Andenken an »sie ihre silberne Spindel.«

„Landgütern, Büchern und anderm königlichen Geräthe, indem er zugleich „alle Rechte der Schirmvögte bestätigte und die nöthigen Schenkungs-„Urkunden übergab, in Gegenwart und unter Beifall der Kaiserin und „seines Sohnes und unter Bezeugung aller anwesenden Gläubigen.“

Wie wenn er sich's vorgenommen, von einem Grabe der Seinigen zum andern und vom letzten zum eigenen zu wallen, brach er von Editha's Grabe zu dem seiner theuern Eltern auf und war bereits am Mittwoch vor Ostern zu Quedlinburg. Wie war nun die einst so ausgebreitete königliche Familie zusammengeschmolzen! Jetzt umgaben ihn nur noch Adelheid und seine Kinder: die Aebtissin Mathilde, Otto II. und Theophano. Von den alten Freunden war nur noch der Herzog Hermann Billung erschienen. Am Grabe seiner Eltern feierte er das Osterfest in der Kirche des heiligen Servatius.

Freilich war die in Quedlinburg durch Herbeiströmen fürstlicher und hoher geistlicher Personen von allen Seiten zu Stande gekommene hohe Versammlung, wie Thietmar von Merseburg meldet, eine der stattlichsten, welche diese Stadt je in ihren Mauern herbergte. Auch die Herrscher der Polen und Böhmen, Miesko und Boleslaw, hatten sich hier eingefunden. Sonst waren auch noch aus allen Theilen des Reiches Abgesandte sämmtlicher Nationen erschienen. Es kamen die Sendboten der Römer, Beneventer, der Griechen, der Bulgaren, Slaven, Dänen und Ungarn. Diese Gesandten vergegenwärtigten dem Kaiser die Thaten seines Lebens, durch welche er jenen Auswärtigen wo nicht Gehorsam, doch Achtung abgezwungen hatte. Diese glänzende Versammlung war die Errungenschaft eines langen, plan- und mühvoll durchkämpften Lebens. Sie versinnlichte die Lorbeeren, auf denen Otto nun ruhen konnte. Allein das Gefühl der Genüge, das ihn beim Rückblicke auf seine thatenreiche Laufbahn überschleichen mochte und seine Gedanken momentan vom Ende ablenkte, ward jäh unterbrochen und die Vorstellung des Todes dem Kaiser plötzlich in den Vordergrund gerückt. Am 27. März, Donnerstags nach der Osterfeier, verschied zu Quedlinburg der alte Sachsenherzog Hermann, Otto's ältester und treuester Diener und Freund. Er hinterließ den Ruhm großer Klugheit und Gerechtigkeit. Tapfer hatte er sein ganzes Leben hindurch Sachsen gegen die benachbarten Feinde geschützt und solches nicht bloß seinem Herrn erhalten, sondern auch beträchtlich erweitert. Wir dürfen Thietmar's treuherziger Versicherung: „Am „1. April (soll heißen: 27. März) aber wurde des Kaisers Frohsinn durch „den daselbst erfolgten Tod des Herzogs Hermann getrübt,“ unbedingt glauben und sind sogar überzeugt, daß dieser Trauerfall den Kaiser so

erschütterte, daß er sich von diesem Schmerze nie mehr erholte, sondern von da an sich den Gedanken an einen nahe bevorstehenden eigenen Tod stets gegenwärtig erhielt. Dies scheint auch Widukind anzudeuten, welcher für die Zeit nach Otto's Abreise von Quedlinburg die Bemerkung macht: „Traurig aber durchwandelte er diese Stätten, denn der beste Mann, „Herzog Hermann, war gestorben, welcher sich durch seine Wachsamkeit, „Gerechtigkeit und wunderbare Klugheit in Kriegs- und Friedensange-„legenheiten bei der ganzen Nachwelt ein immerwährendes Gedächtniß „gestiftet hat."

Was konnte auch natürlicher sein, als Otto's Betrübniß? War Hermann doch der letzte hervorragende Genosse jener kräftigen Generation, aus und mit der Otto selber erwachsen war und der letzte Theilnehmer an jenen aufregenden Zeitbewegungen und Kämpfen, welche seit einem Menschenalter über Deutschland dahin gezogen waren. Der plötzliche Stillstand eines eben noch rührig gesehenen Lebens, mußte Otto's durch Mühen, Wehetage, Sorgen und schmerzliche Ereignisse und Verluste aller Art früh angegriffene Kraft noch stärker beugen. Sobald am 1. April die große Festversammlung in Quedlinburg sich aufgelöst, verließ Otto nach 17tägigem Aufenthalte am 5. April 973 diese Stadt. Nachdem er mehrere Pfalzen in Sachsen und namentlich am 9. April Walbeck, wo später vom Quedlinburger Stifte aus ein Nonnenkloster gegründet ward, besucht hatte, begab er sich durch das Mannsfeldische nach Merseburg, wo er vor dem Himmelfahrtsfeste, das auf den 1. Mai fiel, eintraf. Hier nahm er Einsicht vom Fortgange des von ihm gestifteten neuen Bisthums, dessen Einrichtungen er sein besonderes Interesse zuwandte. Das Bisthum war die Lösung seines auf dem Lechfelde gethanen Gelübdes und daher auch dem Patron des Schlachttages, dem heiligen Laurentius, geweiht. Bereitwillig spendete der Kaiser das zu einem genügenden Bestande noch Fehlende. Auch in Merseburg vereinigte das Himmelfahrtsfest zahlreiche Fremde, ingleichen Freunde des Kaisers. Es fand sich auch Jutta (Judith) *), seines Bruders Heinrich Wittwe, ein.

*) Thietmar von Merseburg, welcher, wie oben gedacht, auf Heinrich übel zu sprechen ist, giebt Jutta ein besseres Zeugniß, indem er sagt: »Als Heinrich »starb, setzte sie seine Leiche in der von ihm erbauten Liebfrauenkirche (zu Re-»gensburg) mit großer Trauer bei und suchte alle Vergehungen, die er, wie sie »wußte, oder von Andern erfuhr, im Leben sich zu Schulden kommen lassen, »durch ihre Thränen und unzähliche Almosen zu sühnen. Sie blieb fortwährend »Wittwe. Da sie aber den Bischof Abraham von Freising sehr hoch hielt, ward »sie von der bösen Zunge der Scheelsucht mitgenommen. Als sie aber gestorben

In Merseburg „empfing er auch,“ wie Widukind meldet, „eine Gesandt-
„schaft der Saracenen aus Afrika *), welche mit königlicher Pracht und
„Geschenken zu ihm kamen und behielt sie einige Zeit (?) bei sich.“
Mitten im bunten Wechsel der Feste verlor der Kaiser das Bild des
Todes nicht aus seiner Seele.

Als er am 6. Mai nach Memleben kam, jener Pfalz, wo einst sein verehrter Vater seine erhabene Seele ausgehaucht, fühlte er sich sehr schwach. Gewiß ahnte ihm die Nähe des Todes. Vielleicht wollte er ihn gerade da erwarten, wo sein großer Vorgänger ihn empfangen hatte.

„In der folgenden Nacht,“ erzählt Widukind, „erhob er sich nach
„seiner Gewohnheit um die Zeit der Dämmerung vom Lager und wohnte
„(in der Capelle) der Nocturn und Matutin bei. Darauf ruhete er
„wieder ein wenig. Nachdem er sodann die Meßfeier abgewartet, spen-
„dete er, wie gewöhnlich, mit eigener Hand an die Armen Almosen, ge-
„noß ein wenig und legte sich wiederum auf das Bett zur Ruhe nieder.

»war, wurde sie am Tage ihres Begräbnisses von demselben Bischofe auf fol-
»gende Weise gerechtfertigt. Vor der Communion wandte er sich an die Ge-
»meinde, schilderte den Anwesenden ihre Verdienste und sagte dann: »»Wenn
»»die Verstorbene das Verbrechen, wegen dessen sie verläumdet worden, jemals
»»begangen hat, so lasse der Allmächtige das heilsame Gnadenmittel des Leibes
»»und Blutes seines Sohnes mir zum Gerichte werden und zur verdienten Ver-
»»derbniß; ihrer Seele aber zur ewigen Erlösung!«« Und darauf genoß er,
»rein an Körper und Geist, das alleinige Heilmittel aller Gläubigen. Das Volk
»aber glaubte ihm, freilich zu spät und hatte ihr mit seiner ungerechten Herab-
»setzung nur genützt, obwohl es ihr hatte schaden wollen.«

*) Die Hildesheimer Annalen (Pertz. Monum. Germ. III, 62) lassen die in Quedlinburg erschienenen Gesandtschaften aus Griechenland, Benevent, Ungarn, Bulgarien, Dänemark und den Slawenländern kommen, erwähnen aber der Saracenen nicht. Diese Chronik hatte wahrscheinlich die Angabe Thietmar's von Merseburg II, 19 vor Augen. Mehrere neuere Historiker beziehen die Stelle bei Widukind III, 56, wo derselbe meldet, Otto's Ruhm habe Gesandtschaften aus den fremdesten und fernsten Ländern an seinen Hof gezogen, namentlich der Griechen, Römer und Saracenen und es seien ihm dabei Geschenke aller Art gemacht, (Gefäße von Gold, Silber und Erz von wunderbarer und mannichfaltiger Arbeit, desgleichen Gefäße von Glas und Elfenbein, bunte Decken, Balsam und alle Arten von Specereien, vorher in Sachsen nie gesehene Thiere, Löwen, Kameele, Affen und Strauße), wenigstens theilweis auf die in Quedlinburg und Merseburg gefeierten Festtage, obwohl Widukind diese Verehrungen, wie ich oben ihm nachgethan, als Folgen der Schlacht auf dem Lechfelde anführt. Das »einige Zeit bei sich behalten« in der oben angeführten spätern Stelle will nicht recht passen, da Otto ja schon sechs Tage nach jener Himmelfahrtsfeier starb.

„Da aber die dazu bestimmte Zeit erschienen war, begab er sich fröh-„lich und heiter zur Tafel. Als die Mahlzeit abgehalten worden, „wohnte er der Vesper bei. Nachdem das Evangelium abgesungen war, „ward er matt und begann zu fiebern. Als die umstehenden Fürsten „dieses wahrnahmen, brachten sie ihn auf einen Sessel. Er senkte das „Haupt, als wäre er bereits todt. Sie brachten ihn wieder zu sich. Er „verlangte das Sacrament des heiligen göttlichen Leibes und empfing „dasselbe. Alsdann übergab er unter dem Gottesdienste ohne Seufzer „und in großer Ruhe mit dem letzten Athemzuge seine Seele der Barm-„herzigkeit des Schöpfers aller Dinge*). Man brachte ihn aus der „Capelle in sein Schlafgemach. Erst, als es schon spät war, wurde dem „Volke sein Tod bekannt gemacht. Das Volk aber lobte ihn vielfach mit „dankerfüllter Seele und gedachte, wie er mit väterlicher Zuneigung „seine Unterthanen regiert und dieselben von den Feinden befreiet und „die stolzen Feinde: die Avaren, Saracenen, Dänen, Slawen mit seinen „Waffen überwunden, auch Italien erobert und die Götzentempel bei „benachbarten Heidenvölkern zerstört, dagegen Kirchen und Diener (dem „wahren Gotte) geweihet hatte.

„In der folgenden Nacht,“ so fährt Thietmar in der, in der Anmerkung mitgetheilten Erzählung fort, „wurden seine Eingeweide vom „Körper abgesondert und in der Kirche der heiligen Maria (zu Memleben) „beigesetzt, der Körper aber einbalsamirt und nach Magdeburg gebracht*), „wo er unter vielen Thränen und mit hohen Ehren empfangen, in einen „marmorenen Sarkophag gelegt und von den Erzbischöfen Gero (von „Cöln) und Adalbert (von Magdeburg), so wie unter Beistand der übrigen

---

*) Aehnliches, aber in die Kürze gezogen, meldet Thietmar II, 27: »Von »da kam er am Donnerstage vor Pfingsten nach Memleben und saß am folgenden »Tage noch ganz vergnügt zur Tafel. Nach der Mahlzeit aber ward er, während »die Vesper gesungen ward, unwohl und begann zu wanken. Die zunächst »Stehenden fingen ihn auf und setzten ihn nieder. Durch die ihm schnell ge-»reichte göttliche Wegzehrung erquickt, trug er unter den Gebeten Aller für sei-»nen glücklichen Heimgang der Natur ihre Schuld ab im 38. Jahre seiner Re-»gierung am 7 Mai. Da Otto am 22. November 912 geboren war, hatte er »am 7. Mai 973 noch nicht das Alter von sechzig und einem halben Jahre »erreicht. Er starb also, wie am nämlichen Orte, so auch im nämlichen Alter »wie sein Vater.«

*) »In dieser (Moritz-) Kirche,« sagt Thietmar von Merseburg II, 11, »wünschte Otto selbst zu ruhen und sorgte noch bei seinen Lebzeiten eifrigst »dafür, daß ihm dort ein Grab bereitet würde.«

„Bischöfe und der ganzen Geistlichkeit bestattet wurde.“ *) Der Sarkophag erhielt folgende Inschrift in lateinischer Sprache:

König und Christ war er und der Heimath herrlichste Zierde
Den hier der Marmor bedeckt: dreifach beklagt ihn die Welt! **)

Widukind liefert (II., 36) folgendes genaue Bild von Otto's Innerm und Aeußerm:

*) Jetzt ruhen Otto's Gebeine inmitten des hohen Chores des später erbaueten Magdeburger Domes, unweit der Grabstätte seiner frommen Editha. Von dem marmornen Sarkophage, den Thietmar erwähnt, sieht man nichts mehr. Das Grab ist vielmehr ganz ähnlich dem seines Vaters in Quedlinburg. Bereits im Jahre 1831 einmal aufgethan, wurde es im Jahre 1844 nochmals geöffnet. Auf einer von Gyps gegossenen Steinkiste, von zwei Sarghöhe, ruhet eine 6 Fuß 10 Zoll lange, 3 Zoll dicke und 3 Fuß breite, weiße mit grauen Adern durchzogene Marmorplatte. Am 22. November 1844 wurde die Marmorplatte von dem Steinkasten hinweggezogen. Man fand darin eine roh zusammengepflöckte Kiste aus unbehobelten Kiefernbrettern, die noch gut erhalten und trocken war. Der Deckel lag lose darauf. Am westlichen Ende lag ein Schädel. Die meisten übrigen Gebeine aber lagen nicht mehr in der natürlichen Ordnung, sondern untereinander Das Gleiche war auch schon 1831 bemerkt worden. Es hatte also schon früher eine Durchwühlung des Grabes Statt gefunden. Die Gebeine ließen auf einen starken, großen Mann schließen. Keine Spur von metallenem Schmucke war zu sehen. Nur einige Reste von Zeug, die nicht zum Leichengewande gehört haben mochten, wurden bemerkt. Es schien zu einem Teppich zu gehören, der etwa um den Leichnam geschlagen gewesen war. Der Schädel war wohl erhalten, und ist mehrmals abgezeichnet. Die Steinkiste, welche Risse hatte, wurde reparirt und am 23. November Alles wieder beigethan und verschlossen und das Ganze mit einem Eisengitter umgeben. Daß diese nun die rechten Gebeine Otto's gewesen, scheint nicht verbürgt. Der von Otto gebaute Dom brannte 1207 nieder. Dieser lag auf der Stelle des jetzigen Appellationsgerichtes. Editha's und Otto's Gebeine sind aus demselben in den jetzigen Dom um 1208 übersiedelt. Auf dem alten Markte der Stadt erhob sich auf einem, mit einer Thurmhaube geschützten hohen Piedestal, eine alte vergoldet gewesene steinerne Reiterstatue des herrlichen Kaisers in Mantel und Krone. Die beiden auf den Seiten des Reiters stehenden Frauengestalten, werden von Einigen für allegorische Personen, von Andern wohl richtiger für die Gemahlinnen des Kaisers ausgegeben. Das alte Standbild ist in den Fünfziger Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts entfernt und ins Rathhaus geschafft, und durch ein neues wieder vergoldetes ähnliches ersetzt. Bei dieser Gelegenheit ward auch das ganze Denkmal restaurirt und nach Umständen verbessert.

**) Tres luctus causae sunt hoc sub marmore clausae
Rex, decus ecclesiae, summus honor patriae.

Die Magdeburger Annalen, welche diesen Vers geben, erzählen die letzten Tage Otto's wesentlich, aber etwas erweitert, mit Widukind's und Thietmar's Worten.

„Der Beherrscher des Reiches, der älteste unter den Brüdern war „der vortrefflichste, besonders durch Frömmigkeit ausgezeichnet und in „seinem Handeln unter allen Sterblichen der standhafteste. Außer dem „Ernste des Betriebes der Regierungsangelegenheiten, war er stets freund„lich, freigebig in Spenden, schlief wenig und sprach im Schlafe immer „etwas, daß man hätte glauben sollen, er wache beständig. Seinen „Freunden schlug er nichts ab, und war übermenschlich treu gegen die„selben. Er hat, wie wir gehört haben, manche Angeklagte und ihrer „Missethat Ueberführte selbst in Schutz genommen und vertreten, weil er „an ihr Verbrechen durchaus nicht glauben konnte und sie nachher ganz „so behandelt, als ob sie wider ihn niemals etwas verbrochen hätten. „Er besaß bewunderungswürdige Geistesfähigkeiten. Nach dem Tode der „Königin Editha lernte er die Buchstaben, welche ihm vorher unbekannt „geblieben waren, so gut, daß er Bücher vollständig lesen und verstehen „konnte. Er verstand außerdem Romanisch und Slawonisch zu sprechen. „Allein selten nur bediente er sich dieser Sprachen. Auf der Jagd un„verdrossen, liebte er auch das Brettspiel. Die Reitkunst übte er mit „Anmuth und ernstem königlichen Anstande. Hierzu kam eine ansehnliche „Körpergestalt, welche durchaus und vollständig die königliche Würde aus„drückte. Sein Haupt war spärlich mit grauen Haaren besetzt. Seine „Augen funkelten wie Blitze und strahlten beim schnellen Rollen einen „gewissen Glanz von sich. Sein Gesicht war roth. Seinen Bart ließ „er wider die alte Sitte etwas lang herabwallen. Seine Brust glich der „eines Löwen, so war sie mit Mähnen bewachsen; der untere Theil seines „Leibes stand im angemessenen Verhältnisse; sein ehedem schneller Schritt „ward später bedächtiger. Die Tracht war die vaterländische. Nie hat „er sich auf fremde Art getragen. So oft er die Krone tragen mußte, „fastete er stets zuvor, wie für gewiß versichert wird."

Hiernach mußte schon der erste Blick Otto als geborenen Herrscher erscheinen lassen. Sein Tag verstrich ihm zwischen Arbeit und Gebet, Staatsgeschäften und Gottesdienst. So freundlich und leutselig er auch war, ließ er sich zuweilen vom Zorne übermannen und zur Härte verleiten. Selbst sein Sohn Otto bebte vor dem Zorne des Löwen *).

---

*) »Gott, in dessen Hand die Herzen der Könige sind (sagte Otto junior zu den St. Galler Abgeordneten, welche dee Bestätigung des Abtes Notker nachsuchten), möge Euch meinen Löwen sanft und friedfertig machen.« So nannte er (setzt Eckehart, der dies erzählt, hinzu) nämlich seinen Vater. Eine eigenthümliche Eigenschaft Otto's hat der Quedlinburger Historiker Voigt herausgefunden, der zwar (Band I., S. 112 seiner Geschichte des Stifts Quedlin-

Namentlich aber war dem Kaiser ein Frevler gegen Gottes Gebot, wer sich an seiner Majestät vergriff. Die Krone war ihm ein Lehen aus Gottes Hand. Kein Bewußtsein war in ihm stärker, als sein Herrschen von Gottes Gnaden, aber auch in Gottes Namen und Auftrage. Diese Ueberzeugung wich von ihm keinen Augenblick, seit er in Aachen die Krone empfing, bis dahin, wo zu Memleben der Tod sie ihm vom Haupte nahm. Auch heute noch sind Thietmars von Merseburg Worte eine Wahrheit: „Seit Carl dem Großen hat auf dem königlichen Stuhle „kein so großer Regent und Beschützer des Vaterlandes „gesessen." Nicht minder kann auch jeder spätere Geschichtsschreiber Thietmars Worte wiederholen: „wären auch Beredtsamkeit, Wissenschaft „und Gedächtniß in mir vereinigt: das Lob des Kaisers zu verkünden, „würden sie doch nicht hinreichen."

„Otto hat," so sagt Phillips, „den Segen empfangen, nach welchem „er getrachtet! Wie inbrünstig hat er um diesen sein Gebet zu Gott „emporgesendet, als er an der Grabstätte des großen Carl weilend, die „fränkische Königswürde empfing! Er ist ein wahrhaft großer Fürst ge„worden, ein würdiger Nachfolger Carls, würdig des kaiserlichen Dia„dems, welches, nachdem er ein Vierteljahrhundert seine Völker glorreich „und weise geleitet hatte — seine Stirn schmückte. Eingedenk der Worte „des frommen Hildebert, war er ein eifriger Verfechter des christlichen „Glaubens und Wohlthäter der Kirche. Durchdrungen von dem Gefühle, „auf dem Gipfel irdischer Größe zu stehen, war er nicht stolz, sondern „herablassend, mild und barmherzig, und um dieser Tugenden willen, hat „Mit- und Nachwelt dankbar ihn den Großen genannt.

Arnulf's Segen und Eda's Weissagung erfüllten sich herrlich an Otto, wie sie es bereits an Heinrich und Mathilden gethan.

burg) viele treffliche Eigenschaften an Otto erkennt, aber die Bemerkung hinzufügt: „Die ewigen Zänkereien in seiner Familie, die häufigen Empörungen „wider ihn, während seiner Regierung und die vielen Feinde, die er beständig „hatte, geben inzwischen hinlänglich zu erkennen, daß er in seinem Betragen „etwas Widriges gehabt haben müsse." Wenn der Quedlinburger Stadt-Syndikus Voigt Beherrscher der deutschen Historiographie wäre, würden wir also Statt eines Otto des Großen einen Otto den Widrigen haben.




Druck von G. A. Brodmann in Erfurt.